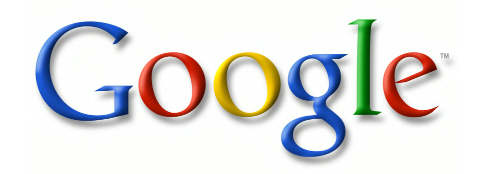
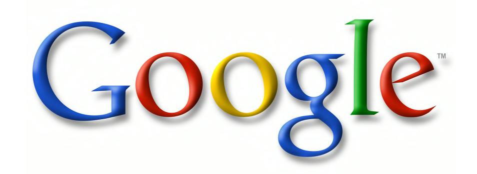







THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Reisen im slavischen Süden

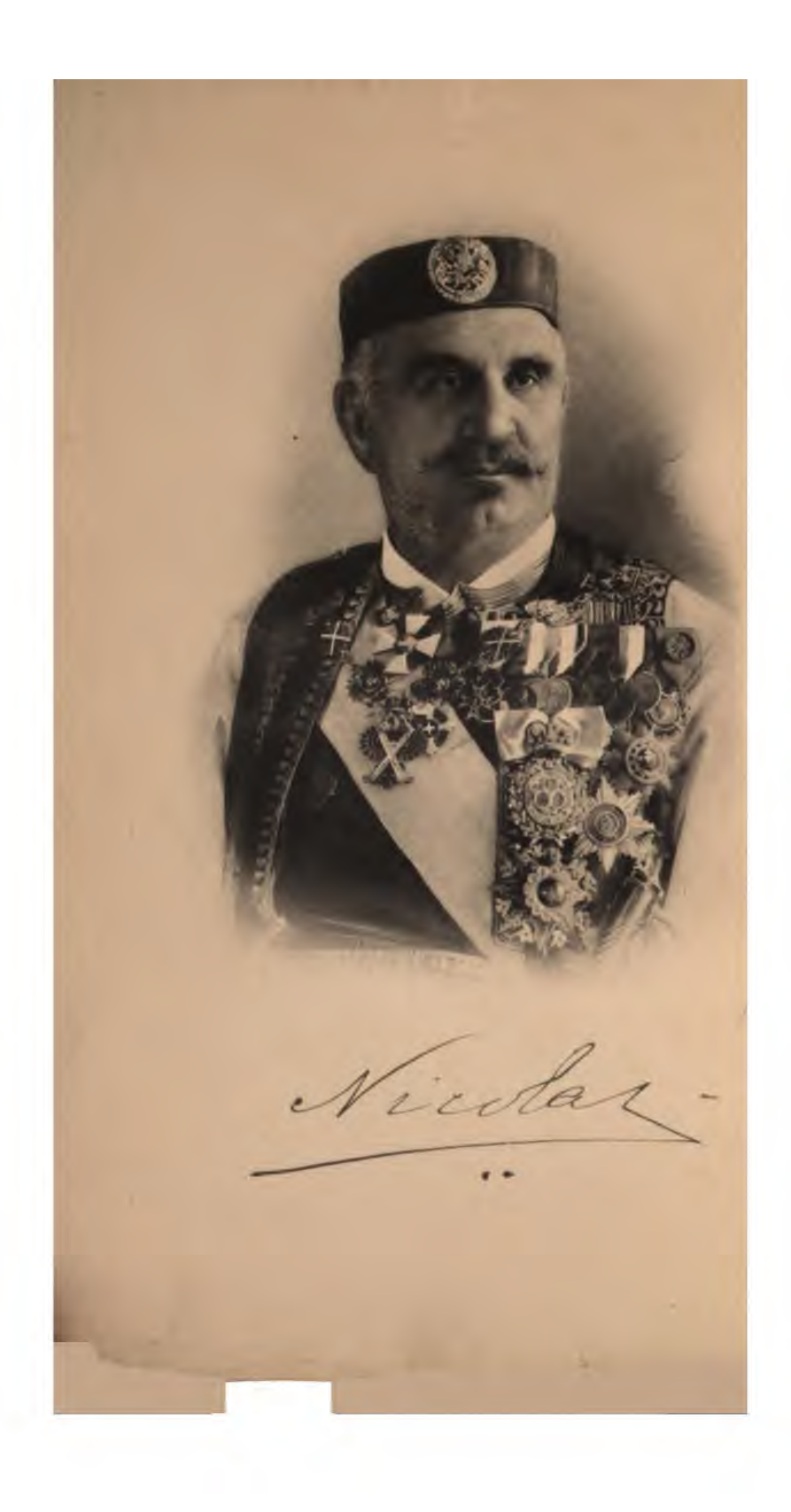
Von

Arthur Achleitner

Mit einem Bildnis S. M. des Königs
von Montenegro in Lichtdruck



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1913


Nicolas

Reisen im slavischen Süden.

(Dalmatien und Montenegro).

Von

Arthur Achleitner.

Mit einem Bildnis S. M. des Königs von Montenegro
in Lichtdruck.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Dr. Georg Paetel.)
1913.

Reisen im slavischen Süden.
(Dalmatien und Montenegro).

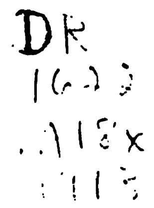
Von

Arthur Achleitner.

Mit einem Bildnis S. M. des Königs von Montenegro
in Lichtdruck.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Dr. Georg Paetel.)
1913.


DR

Geleitwort.

Infolge einer liebenswürdigen Einladung war es mir im Mai und Juni des Jahres 1912 vergönnt, unter selten günstigen Verhältnissen Dalmatien zu bereisen und von Cattaro aus auch Montenegro zu besuchen. Die besonderen Umstände brachten es mit sich, daß der alte Federfuchser und Glorifikator der Alpenwelt tief im Süden des Sonnenlandes in Gegenden kam, die weitab von den Straßen und Wegen liegen, auf denen sich der große Touristenverkehr vollzieht. Die Fahrten erfolgten hauptsächlich auf einer Jacht, teilweise im Automobil, sie hatten einen besonderen Anlaß. So wurde es möglich, Land und Volk zu studieren, Einblicke zu gewinnen, die dem Reisenden auf normaler Tour versagt bleiben.

Die anspruchslosen Schilderungen geben ein ehrlich Bild des Gesehenen und der gewissenhaften Studien, sie dienen dem Zweck, die reichsdeutschen Wanderfreunde auf das märchenschöne Wunderland, auf das im Erwachen begriffene Dornröschen Dalmatien auf-

merksam zu machen und zwar in pflichtschuldiger Bescheidenheit, nicht mit dem Zornesruf: „Berliner her!", den der geistvolle, ob vielen Reise„peches" ergrimmte Kollege Hermann Bahr in seinem Buche: „Dalmatinische Reise" ausgestoßen hat. Wer sich von Stützpunkten aus der vielerlei Küstendampfer, Barken usw. bedient, kann leicht meinen Pfaden folgen, die Wonnen dieser Fahrten und Wanderungen genießen. Vivant sequentes!

Arthur Achleitner.

Triestiner Tage.

Nach Umfluß von anderthalb Dekaden wieder im schönen, altvertrauten und erstaunlich verjüngten Triest! Und aus alter Anhänglichkeit wieder im altgewohnten Hotel „De la ville", das des hypermodernen Komforts zwar entbehrt, dafür aber die schönste Lage von allen Triestiner Gaststätten am Hafen hat und deshalb immer Freunde und treue Gäste haben wird. Seit kurzem besitzt die schöne Seestadt neue, hochelegante Hotels, allen voran das Exzelsior-Palace-Hotel, dessen Räume an sich eine Sehenswürdigkeit sind. Für allermodernsten Komfort ist gesorgt, die Preise sollen dennoch erschwinglich sein.

Verjüngt, vergrößert hat sich die schöne, prachtvoll gelegene Stadt im Wandel der Zeiten unbestreitbar, aber auch verteuert. Triest, das wichtige Handelsemporium, ist eine Fremdenstadt geworden, die jährlich von rund 70 000 Fremden und Passanten besucht wird. Gewachsen ist auch die Einwohnerzahl, der Nationalität nach die Deutschen und Slovenen,

während die Zahl der Italiener, d. h. der italienisch sprechenden Triestiner überraschenderweise zurückgegangen sein soll. Trotz der Erstarkung des slovenischen Teiles der Bevölkerung wird Triest wohl noch auf Jahrzehnte hinaus den Charakter einer italienischen Stadt behalten. Die Umgebung ist jetzt aber von Slovenen stark bevölkert.

So viele Schiffahrtsunternehmungen in Triest bestehen, obenan steht der Österreichische Lloyd, das Herz des Hafens und der Seestadt, der König der Adria. Jahrzehnte hindurch kränkelte dieses Herz, schien manchmal der Lähmung völlig zu erliegen, bis alle Krankheit überwunden wurde, Erstarkung und Gesundung in erfreulichster Weise eintrat.

Die Grundlage für die österreichische Handelsmarine haben Karl VI. und Maria Theresia geschaffen, schwach freilich, doch in bester Absicht; auf dieser Basis baute Kaiser Ferdinand weiter, er gab die Richtung für die Entwicklung der Handelsflotte, unterstützt von den tüchtigsten Mitarbeitern, die das Kaiserreich damals in den Männern Baron Kübeck, v. Eichhof, v. Esch und Graf Stadion besaß. Nicht zu vergessen das Haus Rothschild, das dem 1836 gegründeten Lloyd finanziell über das Schlimmste hinweghalf, das junge Unternehmen im Jahre 1837 vor dem Zusammenbruch bewahrte. Ungünstig waren

damals die Schiffahrts- und Handels-Verhältnisse just nicht zu nennen; im Jahre 1833 beispielsweise verließen den Hafen von Triest 4392 Schiffe, von denen 3485 Kiele österreichisch waren, stark der Verkehr nach Griechenland, lebhaft die geschäftlichen Beziehungen zu türkischen Häfen und Handelsplätzen des Schwarzen Meeres und Unteritaliens. Ein Netz von geschäftlichen Fäden war von Triest aus über das ganze Mittelmeer gesponnen. Und nicht weniger denn sieben Versicherungsgesellschaften hatten in Triest ihren Sitz, Arbeit und Verdienst. Diese gaben eigentlich den ersten Anstoß zur Gründung des Österreichischen Lloyd. In Triest saß aber auch der — Polizeipräsident, der hinter der zu wirtschaftlicher Tätigkeit gegründeten Schiffahrtsgesellschaft politische Umtriebe witterte und dem Kaiser einen merkwürdigen Bericht erstattete. Die Folge war, daß das Küstenländische Gubernium Befehl erhielt, von seinem — Aufsichtsrecht „gehörig Gebrauch zu machen und jedem bedenklichen Vorgang sogleich zu begegnen". Schwere Mühe und Kämpfe kostete es, bis der neuen Gesellschaft gutachtlich bescheinigt wurde, daß „ein Mißbrauch nicht zu besorgen sein dürfte", worauf endlich die Statuten amtlich gutgeheißen wurden.

Mit sechs Dampfschiffen und einem investierten Kapital von etwas über 500 000 Gulden Konventions-


Nicolas

Reisen im slavischen Süden.

(Dalmatien und Montenegro).

Von

Arthur Achleitner.

Mit einem Bildnis S. M. des Königs von Montenegro
in Lichtdruck.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Dr. Georg Paetel.)
1913.

außergewöhnlichen Eigenschaften übernehmen und durchführen. Als im Jahre 1905 Albert Frankfurter zum Generaldirektor und Reformator ernannt wurde, glaubte in Österreich wohl nur ein einziger Mann an die Möglichkeit der Durchführung der riesigen Aktion: der damalige Lloydpräsident Ernst Becher, der in der Auswahl seiner Mitarbeiter stets eine gute Hand hatte und die Fähigkeiten Albert Frankfurters erkannte. Der österreichische Ballin! Ein noch junger Mann von eisernem Willen und weitem Blick, der geborene Organisator und Reformator mit überraschend feinen, liebenswürdigen Umgangsformen. Amerikanischer Typus mit österreichischem Einschlag, norddeutsch zielbewußt und zähe, der moderne Kaufmann, der aufs Ganze und Große schaut, zur scharfen Kontrolle im Kleinen die richtigen Leute auswählt und diese wieder durch gelegentliche Stichproben unvermutet kontrolliert. Ein ganzer und rarer Mann, der es versteht, vorwärts zu drängen auf jedem Gebiete der großen Unternehmung, den Pulsschlag zu erhöhen. Seine gewaltigste Leistung war wohl in schwerer Zeit die Geldbeschaffung für den siech gewordenen Lloyd; Geld zu erträglichen Bedingungen, gewinnbringende Verwendung der Summen, Fürsorge für die Rückzahlung. Hofrat Frankfurter war es, der Österreich erinnert hat,

daß auch die Zukunft dieses Kaiserreiches auf dem Wasser liegt.

Wie Hermann Bahr bin auch ich in den Lloydpalast gegangen, um mit den Direktoren über die Zukunft des Lloyd zu plaudern. Bahr meint, daß in der Direktion viel Assessorismus stecke, die Unternehmung nicht von der Kanzlei, sondern von den Schiffen aus geleitet werden solle. Einen großen Kaufmann mit unbändigem österreichischen Hochmut wünscht Bahr dem Lloyd.

Ich bin der Überzeugung, daß der Lloyd in Hofrat Frankfurter den „großen Kaufmann" bereits besitzt, was ja auch schon intensiv zu spüren ist. Mit „unbändigem Hochmut" kommt man in keinem Lande weit. Über „Assessorismus" schreien stets die Bewohner jenes Landes, das ihn gar nicht hat, am lautesten. Wie würden die Österreicher gucken, wenn sie preußische Assessoren amtlich kennen lernen würden! Von den Steuerassessoren gar nicht zu reden!

Bahr gesteht selbst, daß die Lloyddirektion sehr artig mit ihm war, allerdings sei die Höflichkeit mit leisem Spott gemischt gewesen. Der Spott der Fachleute dem Laien gegenüber, wenn der Laie mitredet. . . . Ich habe es im Lloydpalast anders gemacht, ehrlich meine Heidenangst vor der großen Seefahrt eingestanden und damit schallendes Gelächter der

höchlich amüsierten Herren hervorgerufen. Und die Herren, Hofrat Generaldirektor Frankfurter wie immer voran, wetteiferten im Bemühen, die drollige Angst zu verscheuchen, den alten Alpinisten in einen jungen — Seebären zu verwandeln. In der Person eines liebenswürdigen, vielgereisten Bordkommissars erhielt ich einen Adjutanten für die Zeit meines Aufenthaltes in Triest, einen vorzüglichen Informator. Und Hofrat Frankfurter rüstete den alten Federfuchser mit allen nur denkbaren Empfehlungsbriefen an die Lloydkapitäne, Schiffsagenturen usw. aus. Alles, was zum Lloyd gehört, sollte mir zur Verfügung stehen, mich unterstützen usw. Eine superlative Gefälligkeit, die sonst nicht üblich sei, sagten mir Lloydbeamte.

Die Wirkung dieser Empfehlungsbriefe konnte ich später praktisch erproben tief unten im Süden, mich erquicken am Respekt vor der Unterschrift des Generaldirektors Frankfurter.

Gut und praktisch war der Rat, vor allem das zur Dalmatienfahrt bestimmte Schiff gründlich zu besichtigen.

Am Molo San Carlo lag der Eildampfer „Prinz Hohenlohe", einer der neuen Dreischraubendampfer, die der Lloyd in England hatte bauen und zu schwimmenden Palästen ausgestalten lassen. Modernster Komfort, Eleganz, Behaglichkeit, dabei alles praktisch,

zweckentsprechend. Nicht der bis zur Sinnlosigkeit übertriebene Luxus, wie ihn amerikanische Milliardäre verlangen, nur der Komfort, der Behaglichkeit erzeugt, wird geboten für Vergnügungsreisende, die in Scharen der Lloyd erhofft. Einstweilen bringt die neue Tauernbahn das ersehnte reichsdeutsche Reisepublikum spärlich. Die beiden neuen Eildampfer „Prinz Hohenlohe" und „Baron Gautsch" bieten Raum (inklusive Kabinenplätze) für 87 Passagiere der ersten, für 40 der zweiten Klasse. Eine große Zahl von Reisenden für kurze Fahrt, z. B. Triest—Pola—Lussin und Zara, also ohne Anspruch auf Kabinenplätze, sogenannte „Tagespassagiere" finden reichlich Raum. Für 150 Reisende der dritten Klasse ist ein abgeschlossener Raum mit eigenem Eingang vorgesehen.

Die beiden eleganten Schiffe verzichten auf die Speisung mit Kohlen, die Kraft liefert modern und billiger das Naphtha. Der Antrieb erfolgt durch Dreifach-Expansionsmaschinen, die auf drei Schraubenwellen arbeiten und dem Schiffe eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 18 Seemeilen in der Stunde sichern. Eine respektable Schnelligkeit also! Die Besichtigung des schmucken, blitzsauberen „Hohenlohe" erzeugte ein Gefühl der Sicherheit und absoluten Vertrauens. Trotz des Scirocco, der heftig blies und Triest jede zweite Stunde mit kleinen Wolkenbrüchen beglückte.

Beim Verlassen des Dampfers mußte ich an eine Wegtafel im bayerischen Gebirge denken. Das Täfelchen befindet sich an einsamer Stelle, und die drollige Inschrift besagt: „Geh nur zu, es feit (fehlt) sich nix!“ Damit will der ulklustige Witzbold sagen, daß der Wanderer nur Vertrauen haben solle, er befinde sich auf dem richtigen Wege, es werde ihm kein Mißgeschick zustoßen.

Volles Vertrauen für den „Hohenlohe“ war also vorhanden. Eine große Schwierigkeit verursachte nur, die Inschrift der bayerischen Wegtafel ins Italienische zu übersetzen. Mein Adjutant verstand den bajuvarischen Witz sofort, als angedeutet wurde, daß „es feit sich nix“ vielleicht „non manca niente“ heißen könnte. Wie die feurigen Augen des glattrasierten Seemanns blitzten, als er in einem köstlichen Gemisch von Welsch und Deutsch witzelte, es fehle den beiden Dampfern weiter nichts, als die Invasion von Passagieren aus Deutschland .....

Nach schwüler Regennacht ein klarer Morgen, der Scirocco blies nur noch sanft. Zu frühester Stunde beginnt der Lärm auf den Straßen und im Hafen, echt italienisch laut. Leben und Treiben, wachsendes Gewimmel auf dem Molo San Carlo. Macht einer der riesiggroßen Ostindienfahrer seeklar, ist das gewaltige Getriebe begreiflich und für Triest ein be-

achtenswertes Ereignis. Es muß mit welscher Schaulust zusammenhängen, daß auch die Vorbereitungen zur Abfahrt des Eildampfers nach Cattaro, die doch dreimal in der Woche regelmäßig erfolgt, soviel Volk anlockte.

Sicher hundertmal mehr Schaulustige, als Passagiere, die mit einiger Mühe sich durch die Menschenmauern drängen und zur Schiffsbrücke zu gelangen suchen, bis die heilige Hermandad erscheint und etwas Ordnung schafft.

Pfingsten machte sich geltend, es war Pfingstsamstag; die morgens in Triest eingelaufenen Schnellzüge brachten nun doch viel Reisende aus Graz und Wien, die das „liebliche Fest“ in Dalmatien verbummeln wollten.

Je dicker der „Hohenlohe“ qualmte, desto größer wurde das Gewimmel am Molo und lauter das Geschrei der Facchini (Gepäck- und Lastträger).

Erstaunliche Mengen an Paketen und Postsäcken lieferte die Post auf, massenhaft Handelswaren verschwanden in den Schiffsmagazinen. Der „Prinz Hohenlohe“ muß einen unglaublich großen Bauch haben.

Respektvolles Grüßen, halblaute Rufe: „Il commandante!“ Die Menge machte Platz für den Kapitän, der gemächlich an Bord ging.

Unsinniges Gerenn vieler Passagiere von und an Bord, Stauungen auf der schmalen Schiffsbrücke, hastiger Einkauf von Orangen am Molo, erneutes Abschiednehmen. Die wichtigsten Mitteilungen werden ja immer in den letzten Minuten gemacht, sei es auch nur die Bitte, bald zu schreiben.

Ein Glockenzeichen heftig und kräftig. Letztes Hasten und Wimmeln über die schwankende Brücke an Bord. Wie niedlich doch elegante Damen sind, wenn sie eilig springen, in Angst und Not die engen Humpelröcke raffen, um rascher vorwärts zu kommen.

Laute Rufe, die Magazine wurden geschlossen, die schweren Ladungsponti lärmend an Bord gezogen.

Dumpf ertönte die Dampfpfeife. Der Kapitän betrat die Kommandobrücke, die Offiziere nahmen ihre Posten ein.

Etliche Begleiter von Reisenden eilten an Land. Die Verbindungsbrücke wurde an den Molo gezogen.

An vier dicken Tauen war der „Hohenlohe" noch an das Festland gefesselt. Rasch hintereinander erfolgten die Befehle: „Mola da prora in terra" (Vorne vom Land loslassen das Seil!) — „Vira da prora!" (Vorne das Seil hereinreffen!) — „Mola da poppa!" (Vom Achter loslassen das Seil!) — „Mola della boa!" (Von der Boje loslassen das Seil!) Flink und laut wurden diese Befehle vollzogen.

„Avanti!“ (Vorwärts!)

Die Schrauben traten in Tätigkeit und schlugen das Wasser zu rauschenden Wellen.

Lebhafte Rufe allseits. „Felice viaggio!“ (Glückliche Reise!)

Der „Hohenlohe“ vollzog die übliche Schwenkung und nahm dann Kurs nach Süden.

„Avanti con tutta forza!“ (Vorwärts mit Volldampf!)

Der letzte Blick galt der schönen Stadt Triest, der prächtigen Lage und den Karsthöhen.

Ein Weilchen noch, dann versank das weiße Märchenschloß Miramar im blauen Meere.

Dem Süden, der Schönheit entgegen zog der „Hohenlohe“, die schwimmende Kleinstadt voll Behaglichkeit, Eleganz und Sicherheit, diese Schöpfung Frankfurters, des österreichischen Ballin ....

Trotz Scirocco kam der „Hohenlohe“ rasch vorwärts, begleitet von Möven. Leicht bewegt die herrliche Adria, die Noë vor vierzig Jahren hartnäckig maskulinisierte, indem er „der“ Adria schrieb.

Juſt groß genug ist das schmucke, elegante Schiff, um den Bewohnern den Wellengang nicht fühlen zu lassen.

Die Wunder der Adria taten sich mählich auf, die Farbenorgie begann. Und die Pedanterie machte

sich geltend wie überall: die Kontrolle der in Sicht tretenden Ortschaften längs der istrischen Küste mit den Angaben der Reisehandbücher . . . Deutscher und englischer Zopf, hübsch lang und so dick, daß er in Ewigkeit nicht abgeschnitten werden kann. Und die Ansichtskarten-Wut mußte sich selbstverständlich auch in Tätigkeit setzen. Bilder vom Schiffe, steif und häßlich wie der gelbe Postkasten an Bord, der sie massenhaft schluckte schon während der ersten Stunde auf hoher See . . .

Wie die Meisterin Natur in der Alpenwelt nur dreier Elemente bedarf, um die wundersamsten Bilder aufzurollen: Fels, Wasser und Wald, der Dreibund offenbart sich auch auf der Adriafahrt: Wasser, Licht und Firmament.

Schauen, saugen, einprägen diese entzückenden Bilder für Lebenszeit. Ein Schwelgen der Augen und der Seele.

Merkwürdig, wie wenig Menschen dieses Genießen verstehen . . .

Um den wonnigen Anblick der Brionischen Inseln, Kuppelwiesers Zauberreiches, kommt, wer das aus mancherlei Gründen früh servierte Diner im Speisesaale einnimmt. Man tut gut, auf Nachtisch und Kaffee zu verzichten, um auf Deck die Einfahrt in den Kriegshafen von Pola betrachten zu können.

In Pola.

Viel beschrieben ist die Stadt, die schon um das Jahr 30 v. Chr. eine römische Kolonie gewesen ist. Heute die Stätte wuchtigster Bautenreste. Kriegshafen dazu seit 1848. Photographierverbot und eine Art Papagenoschloß. Flinken Füßen ist innerhalb einer Stunde der Besuch der gewaltigen Arena gestattet. Die meisten Passagiere des Eilschiffes springen denn auch zum hochragenden Amphitheater, das so oft mit der Feder geschildert worden ist, als es Steine zählt. Das monumentale Bauen haben die alten Römer prachtvoll verstanden; ganz kolossale Beweise stehen in der „ewigen Stadt", in Verona und Pola. Daß von der Poloneser Arena noch soviel erhalten blieb, ist eigentlich verwunderlich; die Umfassungsmauer in Elipsenform mit ihren zahlreichen Bogenöffnungen steht unversehrt wie zur Cäsarenzeit. Im Innern der grandiosen Ruine gibt es freilich viel Schutt, Gras und Gestrüpp.

Pola hat selbstverständlich ein Denkmal des unsterblichen Tegetthoff, das auf dem Monte Zaro in einer Gartenanlage thront und in seinen Sockelfeldern verkündet: „Tapfer kämpfend bei Helgoland — Glorreich siegend bei Lissa — Erwarb er unsterblichen Ruhm sich und Österreichs Seemacht.“

Über sehr flinke Leute verfügt die k. k. Post in Pola. An Paketen und Briefsäcken wurden „nur“ zwei Waggonladungen angeliefert und mit einer imponierenden Schnelligkeit in den Eildampfer befördert. Die Posterer schwitzten gräßlich, aber sie wurden auf die Minute genau mit ihrer riesigen Arbeit fertig.

Die Küste Istriens ist zumeist felsig, nur teilweise begrünt und spitzt sich auf einen Hügelzug zu, der den schmalen Südsporn von Istrien in einer Länge von etwa fünf Kilometern bildet.

Bald grüßt zwischen zwei Kuppen das Städtle Promontore, von dem auch das Kap den Namen hat, dann wird der große, auf einem rundlichen Scoglio thronende Leuchtturm Porer passiert, und Istrien bleibt nun zurück, der Dampfer geht in die offene See.

Es währt nicht allzulange, dann taucht über der Küstenlinie der Insel Ünie eine Bergspitze auf, der Monte Ossero, das Wahrzeichen von Lussin.

Etwa dreißig Seemeilen vom Leuchtturm Porer in südöstlicher Richtung entfernt, erreicht der Eildampfer die Höhe von Sansego und Lussinpiccolo. Zugleich erreicht die Erwartung, die Neugierde, das vielgerühmte Eiland Lussin zu sehen, den Höhepunkt.

Lussinpiccolo.

Ob es nicht doch besser ist, ohne Vorkenntnisse, ohne jede Information aus einschlägiger Literatur eine Gegend oder Stadt zu besuchen?

Die Erwartung muß aufs höchste gesteigert werden, wenn man gelesen hat, daß sich der hochbeliebt gewordene Kurort mit außergewöhnlich günstigen Klimaverhältnissen sonniger Gehänge, immergrüner Gärten voll der schönsten Myrten-, Lorbeer-, Feigen-, Johannisbrotbäume, ganzer Wälder von Erdbeerbäumen erfreut, daß es Prachtexemplare von Dattelpalmen, Agaven, Eukalyptus, massenhaft Orangen- und Zitronenbäume, Oliven gibt. Ein Paradies also! Und die Wirklichkeit? Bittere Enttäuschung, denn die Paradiesespracht ist vom Schiffe aus nicht zu sehen.

Von glaubwürdiger Seite wird aber versichert, daß das Städtle und die Umgebung dem Besucher nach längerem Aufenthalt sehr sympathisch werden, den ersten Eindruck wettmachen und sich Freunde auf Lebensdauer schaffen.

Etwa dreißig Seemeilen vom Leuchtturm Porer in südöstlicher Richtung entfernt, erreicht der Eildampfer die Höhe von Sansego und Lussinpiccolo. Zugleich erreicht die Erwartung, die Neugierde, das vielgerühmte Eiland Lussin zu sehen, den Höhepunkt.

Mit der genuesischen Riviera würde Noë Lussinpiccolo gerne vergleichen, wenn der Boden nicht so dürftig wäre und der Fels nicht überall zutage treten würde, wenn mehr Agaven und Aloën am feuchten Strande grünen würden, und wenn auf Lussin nicht alles viel zu nüchtern, kalt und mürrisch wäre . . .

Eine merkwürdige Schilderung, aus dem Jahre 1870 wohlgemerkt.

Im Schiffsbau soll Lussin heute von Curzola überflügelt worden sein. Zur Anlockung von Kurgästen geschieht das Menschenmögliche in der Literatur wie in unschöner Reklame auf den Häuserfronten. In den Reisehandbüchern wehren sich gewisse Etablissements aber schon gegen Tuberkulöse und Schwerkranke, denen die Aufnahme verweigert wird nach Meraner Muster.

Für reichliche Besteuerung von Luft und Klima sorgt die Kurtaxe mit Abstufungen, wobei auch Dienstboten nicht vergessen werden. Doch wird auch viel geboten; das Städtle hat elektrische Beleuchtung und ein schönes Kurhaus. Viel schreiende Gepäckträger, für die eine genau geordnete Taxe besteht, die selbstverständlich von den Facchini und ängstlichen Reisenden nicht eingehalten wird. Das gleiche gilt für die Mietwagen.

Es steht gedruckt zu lesen, daß Lussinpiccolo offiziell mit Lussingrande, dem kleineren Kurorte

seit 1892 sich wegen seines milden Klimas zu einem „beliebten Kurorte" entwickelt hat. Offiziell wird auch verkündet, daß Temperaturen unter Null äußerst selten sind; Jahresmittel 15,2° C, Wintermittel 8,1° C, absolutes Minimum — 3,2° C, woraus wieder offiziell gefolgert wird, daß Lussinpiccolo günstigere klimatische Verhältnisse aufweist als Triest, Görz, Venedig und Lesina und nur von Korfu überragt wird.

Offiziell wird auch bekanntgegeben, daß der Hafen von Lussinpiccolo „ungemein geräumig und sicher" ist. Das soll ein Trost für jene Reisenden sein, die auf Fahrt nach Lussin durch den übel berüchtigten Quarnero schlechtes Wetter haben und ihr letztes Stündlein gekommen glauben. Die Reisehandbücher nennen die Quarnero-Passage bei Bora „unerquicklich", weil die Sturmstöße und der Wellenschlag just die Breitseite des Dampfers treffen. Wenn aber diese „unerquickliche" Strecke passiert ist, gelangt das Schiff in Sicht der Quarnerischen Inseln, dann in den Kanal zwischen den Eilanden Canidole und Sansego und schließlich in den „ungemein geräumigen und sicheren" Hafen von Lussinpiccolo.

Zara.

Über keine andere Stadt Dalmatiens wird mehr geschimpft, als über Zara, die Landeshauptstadt, die jeder des Schreibens kundige Dreikäsehoch mit vier Worten abtut: Gerade, flach, stattlich, langweilig. Schreibt dies an Bord und fährt schleunigst weiter. In „zorniger Liebe“ für Dalmatien ist auch der ebenso geistreiche wie bissige Hermann Bahr an Bord des „Gautsch“ geblieben und weiter gefahren. Erst später und nach unangenehmen Konflikten mit der Polizei wegen Nichtbeachtung des Photographierverbotes, schrieb „Hermann der Scharfe“ sich die Wut von der erbosten Seele. Der „liebende Zorn“ richtete sich gegen die lange, weiße Wand, die Front moderner Häuser, diese „Bauten sächlicher Geschlechter“, die das Bild der Stadt Zara verdecken. Und köstlich spottet die „zornige Liebe“ über den — ärarischen Stil der Bauten an der Zaratiner Riva, über diese „österreichische Wand“, hinter der der Orient beginnt, über dieses „Symbol der dalmatischen Regierung“. Ja die österreichische Verwaltung liegt dem Hohn- und

Spottkünstler schwer im Magen, verursacht Beschwerden, die zu Ungerechtigkeit und Widersprüchen führen.

Es ist Mode geworden, über die Landesregierung von Dalmatien loszuziehen, weil der frühere Statthalter Baron Nardelli nicht in dem raschen Maße, in dem Dalmatien „entdeckt" und besucht wurde, Hotels nach dem Muster der Riviera und Schweiz erbauen ließ. Weil aber just in Zara das große Hotel Bristol an der Riva, als der schönst gelegenen Stelle, und in schneller Folge eine ganze Reihe von großen Häusern, fast Wolkenkratzern, erbaut wurden, die selbstverständlich die rückwärts gelegene alte Stadt verdecken mußten, wird in allen Registern unter Führung des Oberorganisten „im liebenden Zorn" gezetert, daß in Zara und anderswo die alten Stadtbilder „verschandelt" werden. Gleichzeitig schimpft man darüber, daß es nur — Wanzenhotels, keine menschenwürdige, moderne Unterkunft in Dalmatien gibt. Keiner der Ankläger und Lästerer gibt aber den Fingerzeig, wie man moderne Neubauten ohne — Verschandelung alter Stadtbilder, ohne Zerstörung des Gesamteindruckes errichten kann, wie der in der Forderung nach Hotelbauten liegende Widerspruch zu überwinden ist. Jeder Neubau in alten Städten muß als Fremdkörper wirken und demgemäß den Gesamteindruck stören. Wie ja auch in alten Zeiten derlei Städte,

ganz besonders Spalato, Fremdkörper in der Landschaft, nicht ihr Herz gewesen sind, zum Zwecke der Verteidigung.

Moderne Hotelbauten müssen selbstverständlich auf bevorzugter, aussichtsreicher Lage errichtet werden, also in Dalmatien auf der Seeseite. An der Riva ist der Baugrund teuer, demgemäß wachsen die Häuser nach amerikanischem Muster in die Höhe, die Stockwerke mehren sich, um eine Rente erzielen zu können.

Was würden die Nörgler wohl sagen, wenn das neue Zaratiner Hotel im Hintergrunde von Zara, etwa hinter dem Blažekovich-Park stehen würde? Der Spott würde hinauf zum Firmamente gellen, und die Bauunternehmer verkrachen nach allen Regeln des Bankerotts.

Die „lange weiße Wand", mit der die Landesregierung so viel wie nichts zu schaffen hat, muß also um der neuen Unterkunft willen in Kauf genommen werden. Genau wie die Wand von Ostende, über die bei weitem nicht so viel gezetert wurde.

Wer wegen der „weißen Wand" über die „Verschandelung" des Stadtbildes von Zara schreit, hat sicher die Stadt nicht von der Landseite betrachtet. Der vielgereiste Heinrich Noë schrieb vor reichlich vierzig Jahren: „Von außen betrachtet, lassen die grasbewachsenen Wälle und die flachen braunen Dächer,

über welche wenig Kirchtürme hervorragen, keineswegs die anregenden Eindrücke vermuten, welche der Fremdling in sich aufnimmt, wenn er die mit reinlichen Steinplatten bedeckten Gassen des Stadtinneren selbst betritt. Zara sieht, was seine Gebäude anbelangt, so durch und durch italienisch aus, wie nur irgend eine Stadt der Halbinsel."

Fürwahr, gute Eindrücke gewinnt der Besucher auf der Wanderung durch die Landeshauptstadt, die in grauer Vorzeit Jadera und Diodora hieß, und jetzt von den Kroaten Zadar, von den Italienern Zara genannt wird. Eng freilich, arg eng sind die Gäßchen in der inneren Stadt, so eng, daß ein einziger, mit Knüppelholz beladener Esel den Verkehr unmöglich macht und die Passanten zwingt, in die Hausflötze zu treten und dort zu warten, bis der ehrenwerte Lastträger vorübergetrottet ist. Diese Gassenenge erinnerte mich lebhaft an das tirolische Gegenstück, an das alte Städtle Klausen am Eisack, das zwar nur eine einzige lange Gasse hat, die aber zaratinisch eng, so eng ist, daß sich rauchende Nachbarn gegenseitig die Pfeifen über die Gasse von den Fenstern aus anzünden. Wenn mitunter ein Wagen die Gasse passieren soll, muß der Fuhrmann mit Peitschengeknall ein Zeichen geben, auf daß am anderen Ende ein zweiter Wagen anhält und wartet, denn zwei Wagen könnten

in der Gasse einander nicht ausweichen. Und wenn zwei dicke Münchener durch diese Gasse gehen, wird ihnen von den Gassenbewohnern scherzhaft zugerufen: „Schnalzen!“ (Mit der Peitsche Signal geben!)

Zara hat aber auch breite und schöne Straßen, interessante Bauten, gute Hafenanlagen, und erfreut sich stetigen Aufschwunges, an dem seit 1830 jeder Statthalter trotz gegenteiliger Behauptungen kräftig mitgewirkt hat. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten in Dalmatien, möglichst laut und scharf über die Gouverneure zu schimpfen, doch die positiven Leistungen der Landesregierung nimmt man schweigend als Selbstverständlichkeiten entgegen; und wenn die Leistungen nicht den meist zu hoch gespannten Wünschen und Erwartungen entsprechen, wird weiter gezetert über die Vernachlässigung des Landes und über die — Unfähigkeit der Statthalterei.

So hatte der Gouverneur General Freiherr von Welden im Jahre 1838 dem gräßlichen Wassermangel in Zara durch Erbauung einer Wasserleitung abgeholfen, den bitter empfundenen Notstand beseitigt; die Zaratiner klagten aber, statt zu danken, darüber, daß die Leitung zu wenig Wasser bringe und das Wasser nicht frisch und kalt genug sei.

Die aparten Verhältnisse Dalmatiens waren Anlaß, daß ein Halbjahrhundert hindurch jeweils der

Militärkommandant zugleich Chef der zivilen Landesregierung war. Diese Vereinigung der Macht in einer Hand paßte den Dalmatinern nicht. Als dann die Trennung erfolgte und mit ihr die Versetzung des Korpskommandos nach Ragusa, war es den Zaratinern wieder nicht recht.

Es ist allerdings Tatsache, daß durch lange, viel zu lange Zeit Dalmatien schwer vernachlässigt, fast auf die Zugehörigkeit zur Monarchie vergessen wurde. Das ohnehin arme Land geriet in schwerste Not und naturgemäß in eine der Reichsregierung sehr feindliche Stimmung, die durch die Unruhen im Süden, durch die Insurrektion in der Župa und Krivošije gefährlich wurde und zur Anwendung der Waffengewalt zwang. Viel Gutes ist seither zugunsten des Landes geschehen, gewaltige Summen für Meliorationen, Straßenbauten, Hafen- und Küstenbauten usw. wurden gegeben und sind für die nächste Zukunft bewilligt. Für Wasserversorgung, Quellfassungen in 200 Orten wurden 2½ Millionen ausgegeben, in 30 Orten für Assanierung und Bodenmelioration 4 Millionen verbraucht, in 20 Orten zur Regulierung 3½ Millionen verbaut. Neben den 4 Millionen für Assanierung zur Bekämpfung der Malaria laufen noch 215 000 Kronen, die für Medikamente an fast 45 000 Malariakranke ausgegeben wurden; in den von der Malaria

verseuchten Gebieten wohnen rund 110 000 Menschen! — In Vorbereitung befinden sich: Meliorationen in 12 Arbeitsfeldern 7 Millionen, Wasserversorgung in 32 Orten 1 Million, Wildbachverbauung 4 Millionen. Insgesamt sind 21 Millionen zum Zwecke der Wasserversorgung und Melioration von der Reichsregierung für Dalmatien bewilligt und hievon fast ein Drittel bereits ausbezahlt. Die Ausführung des Programmes erstreckt sich auf zehn Jahre.

Freilich entbehren noch immer an 500 Dörfer des — Trinkwassers, vielfach ist der Boden versumpft, die Bevölkerung von der Malaria heimgesucht.

Weil man nun angesichts des guten Willens der Regierung und der bisherigen Geldgaben zu Verbesserungen nicht sagen kann, daß für Dalmatien nichts geschehe, werden von den radikalen Parteien die seitherigen Leistungen ignoriert und dafür gezetert, daß das Land zugrunde gehen müsse, weil die Regierung die zum Aufschwung Dalmatiens dringlichst benötigten — Eisenbahnen nicht baue.

Ein besonders zugkräftiges Agitationsmittel zur Schürung der Unzufriedenheit ist der Hinweis auf den Mangel an — Volksschulen, der scharf zugespitzte Vorwurf, daß die Regierung auf diesem Gebiete keinen Finger rühre, untätig bleibe, wiewohl die Tatsache zum Himmel schreie, daß in Dalmatien 90 Prozent

der Bevölkerung Analphabeten sind. Es ist wahr, daß im Hinterlande schauerliche Zustände herrschen, so hat der Gemeindebezirk Drniš mit 25 000 Einwohnern in rund 40 Dörfern — eine einzige Schule, die Gemeinde Much mit 10 000 Einwohnern in 20 Dörfern — eine einzige Schule. Und Much liegt bei Spalato, befindet sich also im Herzen des Landes, nicht etwa an der montenegrinischen Grenze. Und ähnlich sind diese trostlosen Verhältnisse überall.

Aber trotzdem ist der schwere Vorwurf, daß sich die Regierung um diese beschämenden Zustände nicht kümmere, nicht berechtigt. Die Regierung kann nicht allein eingreifen, denn für die hierzu erforderlichen Mittel muß das Land sorgen. Das Land aber ist zu arm, besitzt nicht die Mittel, um Wandel zu schaffen, Schulen zu errichten.

Selbst wenn die Regierung unter gefährlicher Überschreitung der Grenze ihrer Machtbefugnisse Geld zur Beseitigung dieses gräßlichen Notstandes, zur Errichtung von Volksschulen leihweise geben wollte, die Reichsfinanzen erlauben es nicht. Und es fällt bereits bei dieser Finanzlage schwer, die Mittel flüssig zu machen, die nötig sind, um die 1907 begonnenen Meliorationen in eigener Kompetenz programmgemäß durchzuführen. Von dem Gesagten ist dem großen

Publikum nichts bekannt. Man muß diese Darlegungen im Auge behalten, um das Verhalten der Opposition gegenüber der vom besten Willen erfüllten Regierung richtig beurteilen zu können.

Gott selbst kann es den Menschen nicht recht machen; noch weniger aber der jeweilige Landeschef.

Steht die Regierung der slavischen Bevölkerung nach Möglichkeit hilfreich zur Seite, so zetern die Italiener über ungerechte Begünstigung; wird in Notfällen der in den Städten ansässigen Bevölkerung welscher Zunge Hilfe erwiesen, schreien die Kroaten über Schädigung ihrer durch die Majorität im Lande bevorrechteten Interessen.

Wie Wasser und Öl auseinander gehen, so verhalten sich die Slaven und Italiener dieses Landes. Der Fremde vermag nicht zu beurteilen, wer von ihnen besser österreichisch gesinnt ist*); vom dalmatinischen wie vom istrischen Italiener wird allerlei erzählt. In Süddalmatien gilt dem Slaven Österreich als — deutscher Staat, das Deutschtum kann er naturgemäß nicht lieben, — was man nicht kennt,

*) Der Balkankrieg mit seinen Erfolgen auf serbisch-bulgarischer Seite hat im November 1912 in Spalato und Sebenico zu „merkwürdigen" slavischen Demonstrationen Anlaß gegeben . . . . .

liebt man nicht —, der Slave fühlt instinktiv, daß er sich gegen den Deutschen nicht behaupten kann; deshalb haßt er ihn. Und den Italiener auch. Viel Haß auf allen Seiten! Und wenig Hoffnung auf nationale Toleranz in diesem Lande!

Dem überaus lästig gewordenen Streite wegen der Amtssprache bei den dalmatischen Behörden wurde durch Einführung der kroatischen Sprache im Dienst ein Ende gemacht. Die bisherige italienische Amtssprache wird nur in einigen Küstenstädten gebraucht in der Weise, daß der italienische Amtseinlauf in dieser Sprache erledigt wird. Die innere Amtssprache muß aber in diesen Städten nun Kroatisch sein. Die Beamten in Dalmatien sind polyglott, der serbokroatischen, italienischen und deutschen Sprache völlig mächtig. Mündlich und schriftlich vom Landeschef bis herab zum letzten Kanzleidiener. Kroatisch und etwas Italienisch können übrigens alle Bediensteten, Finanzwachleute, Gendarmen, Rondaren usw. Je tiefer gen Süden hinab, desto dünner gesäet ist freilich das Deutsche; anzutreffen nur noch bei den Offizieren exponierter Truppenteile und in den Hotels. Immerhin kann also der Deutsche „durchkommen“. Bedeutend leichter tut er sich allerdings, wenn er ein bissel Kroatisch sprechen oder doch stottern kann; besonders in den Bocche und droben in Montenegro . . . .

Viel monumentale Erinnerungen besitzt Zara, das bereits über 13 000 Einwohner hat, an die Römerzeit. Und dem geflügelten Löwen Venedigs begegnet man sehr häufig. Die Venezianer haben die ehemalige Halbinsel in einen Kanal und damit das Terrain der Stadt in eine Insel verwandelt, die durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden wurde. Auch umgürteten die Venezianer Zara mit Mauern und Basteien, die 1868 wieder teilweise abgetragen wurden. An ihrer Stelle entstand die verlästerte und doch so angenehme neue Riva sowie eine schattige Hochpromenade auf der Ostseite.

Mit Unrecht als öd und langweilig verschrien ist auch die Umgebung von Zara. Die Vorstädte sind reich an Gärten, über denen der mächtige Gebirgszug des Velebit imponierend aufragt. Im Nordwesten breitet sich prächtig der Golf, der sich bis zur Riviera von Diklo mit ihren graugrünen Oliveten zieht. Aus Westen grüßen die Berge der Insel Ugljan, deren höchste Erhebung gekrönt ist mit einer schwarzen Burg, dem ehemaligen Kastell S. Michele. Gegen Süden dehnen sich üppige Kulturen und eine wundersame Strandpromenade.

Von den Vicoli Roms hat Zara ein reichlich Teil. Und so eng die Gäßchen im Herzen der Stadt sind, manche Höfe überraschen durch ihre Weiträumigkeit,

stolze Steintreppen mit reichem Figurenschmuck, köstlichen Erkern, zierlichen Säulen, schönen Brunnen und traulichen Laubengängen. Fluchbeladen die Venezianerzeit, aber Perlen der Baukunst hat sie doch hinterlassen, die das Auge erfreuen.

Kunsthistorisch interessant ist unzweifelhaft der infolge massenhafter Abbildung weltbekannte Dom von Zara, aber zur Andacht stimmt er nicht. Es gibt zuviel zu sehen, man wird abgelenkt. Interessant sind auch die anderen Kirchen, besonders jene von St. Simeon, dessen Gebeine hier ober dem Hauptaltar ruhen. Nicht weniger denn drei Kirchen in Dalmatien besitzen diese Gebeine und jede will allein die echten Überbleibsel haben. Im Jahre 1280 sollen die Gebeine des St. Simeon aus dem verbrannten Jerusalem nach Dalmatien gebracht worden sein, vermutlich mit einigen Schwierigkeiten. In die Kirche St. Simeon zu Zara kamen sie aber erst 1632 und zwar in einem Silbersarg, den die Königin Elisabeth, Gemahlin Ludwigs des Großen, im Jahre 1380 gespendet hatte. Angeblich hatte dieser Sarg die Kleinigkeit von 28 000 Dukaten gekostet. König Sigismund, immer in Geldverlegenheit und deshalb nicht skrupulös, ließ den Sarg einschmelzen und Geld daraus schlagen. Im Jahre 1677 wurde zu Venedig ein Sarg für St. Simeon aus — Kanonen gegossen und dünn mit Silber über-

zogen. Auch die zwei Engel, die den Sarg tragen, sollen ehemals aus massivem Silber gewesen sein; heute steht der Sarkophag („Arca“) auf den Fingern von zwei Engeln, die aus bescheidener — Bronze gegossen sind. Zwei andere Engel, aus Stein gefertigt, halten unterhalb getreulich Wache.

Pfingstsonntag, feierliches Glockengeläute möglichst oft, wie in Bozen, zuweilen verschluckt vom Scirocco, der über die Stadt wehte, Wolken jagte und die See aufwühlte. Schwüler Warmwind aus Südost.

Ein Stündchen im Blažekovich-Park, der Schöpfung des Generals und Statthalters Karl von Blažekovich. Tropische Pflanzenpracht mit wunderbaren Spezies aus Japan, vom Himalaja, aus Afrika auf einem ehemaligen, militärisch wertlos gewordenen Vorwerk errichtet. Ein herrlicher Park, der ahnen läßt, was der Boden Dalmatiens hervorbringen könnte, wenn . . . . . Und zwischen Meerstrandkiefern und Maulbeerbäumen ein wundervoller Ausblick auf die bewegte See und hinüber zu den Zacken der Felsen von Ugljan, der Slaveninsel mit etlichen Dörfern.

Zurück in die Stadt. Vor der mit dem Löwen von S. Marco geschmückten Porta Terra ferma steht ein Amtshäuschen zur Einhebung der Verzehrungssteuer für Fleisch usw. Kroatische Landleute in male-

rischer Nationaltracht brachten teils lebende Lämmer, teils geschlachtete und abgezogene Ziegenkitze, jammerten dem Finanzbeamten mancherlei vor und zahlten seufzend und ungern den Steuerbetrag. So klein sind die Ziegenkitze, daß sie mit abgezogenen Katzen eine verzweifelte Ähnlichkeit haben. Wohl die Not zwingt dazu, die jungen Ziegen in so zartem Alter zu schlachten und zu Markt zu bringen.

Noch wehte der Scirocco und machte die kleinen Barken im Kanal tanzen. Leute von Ugljan hatten in der Stadt ihre Geschäfte erledigt und machten seeklar zur Heimfahrt mit gräßlichem Lärm. Ausgemergelte Menschen arm und schlecht genährt, aber erstaunlich flink und gewandt Männlein und Weiblein. Störrisch aber das Langohr, das keine Lust zur Fahrt über die hochgehende See zu haben schien. Das Eselchen ließ sich schlagen und schmeicheln, trotzte und bockte, schlug nach hinten tapfer aus, aber mitfahren wollte der Graue nicht. Ließ sich auch nicht in den Mittelraum der Barke zerren. Kurz entschlossen band ein sehniger, baumlanger Ugljaner den Esel mit Halfter und Strick an den Mast. Und nun los. Unter kräftigen Ruderstößen tanzte die Barke aus dem Kanal hinaus in die See. Das gelbbraune Segel gehißt, die Ruder eingezogen. Auf den weißen Wogenkämmen der mattblauen, aufgewühlten Adria schoß die Barke dem

Eiland zu, bald oben, bald unten. Und das Eselchen schrie erbärmlich . . . .

Hinein in die Stadt. Glockenkonzert harmonisch und voll. Corso in den Straßen und Plätzen, wimmelnde Menschen an der Riva wie in den Gäßchen. Hübsche Mädchen, glutäugig, bleichwangig, rassig; prachtvolles Haar, ohne Hut, nur mit Fächer oder Schirm ausgerüstet, bewaffnet mit unglaublich flinken Züngleins. Venezianer Dialekt weich und süß klingend, aber rasend schnell gesprochen.

Ein Gläschen Maraschino selbstverständlich, denn Zara ist ja die Stadt, wo dieser köstliche Liqueur aus Steinweichseln erzeugt wird. Dann infolge einer liebenswürdigen Einladung Beteiligung an einem feierlichen und exquisiten Diner, zu dem auch die Kapitäne der vor Zara verankerten österreichischen Kriegsschiffe mit dem Admiral an der Spitze erschienen waren. Vornehme, sehr höfliche und ruhige Schiffskommandeure, selbstbewußt, Herren über Leben und Tod, beladen mit schwerster Verantwortung. Weit lebhafter die hohen Infanterieoffiziere mit einem agilen General an der Spitze. Eine Tischgesellschaft von höchster Distinktion und Eleganz, vornehm die Räume, ein offizielles Diner, und doch österreichisch gemütlich.

Wenige Stunden später erlebte der Verfasser auf dalmatinischem Boden den denkbar schärfsten

Kontrast im Leben. In Zara Tafelfreuden erlesener Art, Eleganz, Komfort und Luxus, — in Zemonico freiwillige Armut, Verzicht auf jegliche Lebensfreude, härteste Arbeit, rein religiöses Leben im Trappistenkloster.

Trappisten! Das Wort sagt alles, aber nur dem Kundigen!

Das ratternde Automobil sauste auf gelber Straße hinein in die arme, „trotzige“ Morlakei, vorüber an mühsam bebauten und deshalb fruchtbaren Gebieten, vorüber aber auch an steinigen Wüsten. Zäune von lose übereinander gelegten Steinen umfrieden Ackerland, Vineten und Oliveten, etwa meterhoch. Schwarzes erstorbenes Dorngestrüpp lagert auf diesen Steinzäunen und wehrt jegliches Eindringen genäschigen Schafen oder Ziegen. Nummulitenkalk, großbeeriger Wachholder, Ginstergebüsch, zwischen verworfenem Gestein gelbrandige schmale Wege, magerste Schafweide spärlich begrünt, im Hintergrunde ein Geräumt von Schwarzkiefern stark versengt, zu einem großen Teil abgebrannt, vermutlich von Frevlerhand erzeugter Waldbrand zur Gewinnung von Weideland für Schafe. Über dieser melancholischen Landschaft der wehmütig stimmende Schimmer der Sonne, die zwischen Scirocco-Gewölk ihre Strahlen auf morlakischen Boden sendet. Starr und grau ragt hinten der ungeheure Steinwall

des Velebitgebirges auf. Drüben schäumt das Meer, dumpf tosend, mattfarbig. Und wie Samt glänzen die Riffe und Scoglien.

Grün wird der Boden, je näher man der ärmlichen Ortschaft Zemonico (kroatisch: Zemunik) kommt; Sumpfwiesen in der Tiefe, überragt von einem Hügel mit teilweise stattlichen Gebäuden. Einst stand hier ein türkisches Bollwerk (gradina, kleine Burg), dessen Ruinen den tristen Eindruck vermehrten; später errichteten hier die Franzosen eine Kavalleriestallung, die auch dem Verfall preisgegeben wurde.

Im Jahre 1864 hatte der päpstliche Kammerherr Carlo Conte Fontanella eine Stiftung zur Errichtung eines Klosters in Dalmatien gemacht, das dem Wohle der armen Bevölkerung und der Hebung der arg darniederliegenden Landwirtschaft dienen sollte. Conte Fontanella übertrug die Ausführung dieses Planes der französischen Kongregation von Heiligkreuz in Le Mans. Die französischen Mönche kamen nach Zemonico, das für den Stiftungszweck auserwählt worden war, blieben aber nur ein Jahr lang in diesem verwahrlosten und gesundheitsgefährlichen Gebiete und kehrten nach Frankreich zurück. Die Verwaltung des Besitzes an Grund und etlichen Häusern lag bis 1893 in den Händen eines Komitees, das sich behufs Deckung der Kosten gezwungen sah, ein Grundstück nach dem an-

deren zu veräußern. Da auf diese „Verwaltungs"-weise die Vernichtung der Fontanellaschen Stiftung zu befürchten stand, griff die k. k. Landesregierung von Dalmatien ein, indem sie an das Trappisten-kloster Mariastern in Bosnien die Einladung richtete, die Fontanellasche Stiftung zu übernehmen. Nach längeren Verhandlungen wurde das Anerbieten angenommen und ein bindender Vertrag vom 14. März 1893 abgeschlossen; der Klosterverwaltung wurden die Hauptbedingungen gestellt: Lesung einer täglichen Fundationsmesse für den Stifter und ständige Aufnahme, Verpflegung und Unterricht von 12 armen Kindern der Umgebung. Vier Monate nach der Vertragsunterzeichnung kam ein Laienbruder vom bosnischen Trappistenkloster nach dem öden Zemonico, um den Nachkommenden eine Unterkunft vorzubereiten. Bald darauf (Juli 1893) kamen ein Pater und vier Laienbrüder, die in alten baufälligen Hütten und Häuschen für die erste Zeit Quartier sehr bescheidener Art fanden. Das geplante Kloster sollte auf dem Hügel „Gradina", etwa 1 km von der Dorfgemeinde Zemonico entfernt, errichtet werden. Nur Ruinen befanden sich auf dem Hügel, umwuchert von Dorngestrüpp, ein entsetzliches Trümmergewirr. Die Trappisten begannen vor allem mit den Aufräumungsarbeiten und erbauten eine Fahrstraße. Und sehnsüchtig erwarteten sie den

Abt Bonaventura von Mariastern, der weitere Anordnungen nach Besichtigung von Zemonico erteilen wollte. Der Abt verunglückte auf der Reise und ertrank im Meere bei Fiume. Auf sich selbst angewiesen, arbeiteten die wenigen Trappisten von Zemonico so fleißig an Räumung und Planierung, daß zu Beginn des Jahres 1894 zur Errichtung von Gebäulichkeiten geschritten werden konnte. Das Wichtigste mußte die Erbauung eines Stalles und die Beschaffung von Kühen sein, um einerseits dem Hausstande eine Erwerbsquelle zu schaffen, anderseits, um den Interessen der Stadt Zara durch Lieferung frischer Milch entgegen zu kommen. Aber welche Schwierigkeiten stellten sich entgegen: Bausand mußte aus einer Entfernung von über zehn Kilometern herbeigeschafft werden; Wasser gab es nicht in Zemonico, es mußte in Fässern per Achse aus weiter Entfernung Tag für Tag herbeigeholt werden.

Praktisch wie immer gruben die wenigen Trappisten zunächst in der Niederung zwei Brunnen erfolgreich und überließen den kostbaren Quell sogleich der freien Benutzung der hocherfreuten Umwohner. Und auf „Gradina" wurde der Fels mit Dynamit gesprengt, ein Brunnen gegraben, ein Pumpwerk nebst Reservoir gebaut, zugleich eine Mühle, je eine Schmiede und Tischlerwerkstätte. Einfach, notdürftig, mit primitivem

Handwerkszeug. Fast ein Jahr dauerte es, bis mit Mitteln aus der Stiftung Tiroler Vieh eingeführt werden konnte. Ein Vorwärtsschreiten langsam und sicher, doch unter schweren Kämpfen gegen das Malariafieber. Unter den Ausdünstungen der nahen Sümpfe hatten die fleißigen Trappisten bitter zu leiden. Trotz Krankheit und Siechtum bauten sie auf dem Hügel „Gradina" weiter, um völlig auf die Höhe übersiedeln zu können. Das geschah 1897, und gleichzeitig wurde das Asyl für arme Kinder der Umgebung eröffnet. Sehr bescheiden ward das Gebäude für die emsigen Mönche selbst auf dem Boden des — türkischen Bollwerkes, kein stolzes Kloster, eher ein Notbau, dem Felsen mit beispielloser Mühe Stück um Stück abgerungen. In diesem einstöckigen Hause wurde die Klostergemeinde untergebracht, diese selbst als selbständiges Priorat mit eigenem Noviziat (Befugnis zur Aufnahme von Kandidaten) anerkannt.

Unverdrossen trotz Malaria schufen die fleißigen Trappisten weitere Gebäude für Ökonomiezwecke, dann aus den Steinen der „Gradina" die festgefügte Ringmauer in der Ausdehnung von 1100 Metern und die Feldumgrenzungsmauern aus lose (ohne verbindenden Mörtel) aufgeschichteten Steinen in der Ausdehnung von mehr als 2 Kilometern, sowie eine Lourdes-Grotte.

Stetig wurde gebaut und mit bewunderungswürdigem Eifer und Fleiß dem Boden abgerungen, was die Mönche zu ihrem denkbar bescheidenen Leben benötigten.

So sind 19 Jahre seit Gründung des Klosters „Conceptio Immaculata“ verflossen. Sieben der ersten „Kolonisten“ sind inzwischen zur ewigen Ruhe abberufen und im kleinen Friedhofe des Klosters beerdigt worden. Die vom Tode gerissenen Lücken wurden nur schwach wieder ergänzt; der Zeitgeist ist ungünstig, Opfersinn und religiöse Begeisterung, wie sie besonders der Trappist in superlativem Maße besitzen muß, sind in stetigem Schwinden begriffen. In Treue arbeiten aber die 18 Trappisten (Prior, 5 Patres, 2 Kleriker und 10 Brüder) von Zemonico an ihrem edlen Werke fort, geistig und religiös tätig, schaffend mit unermüdlicher Hand.

Wer Klöster und Ökonomiehöfe beispielsweise in den Alpenländern gesehen hat, wird beim Anblick der Gebäude der Trappistenkolonie schwer enttäuscht sein, denn alles, was sich dem Auge bietet, ist prunklos, nüchtern, nur dem praktischen Zwecke dienend, von denkbar einfachster Art. Keine Fassadenzier, nichts, aber wirklich nichts, was einem Aufputz ähnlich sein könnte, nüchterne, rein praktische Gebäude, sozusagen primitiv, mit emsiger Hand aus dem Nichts, aus einer

Steinwüste geschaffen. In solcher Weise kann nur Hingebung, Opferwilligkeit, grenzenloser Fleiß und die Armut bauen und arbeiten.

Durchwandert man die Siedelung, so gerät der Besucher rasch in Staunen, wie praktisch, zweckentsprechend alles angeordnet und geschaffen ist, wie durch die nüchternsten Häuschen und Gebäude doch ein Hauch von Zufriedenheit und Gottergebenheit zieht. Ruhe und Ordnung im Kleinsten wie in der Gesamtheit, tiefes Schweigen. Was immer der Behaglichkeit, auch nur einem winzigen Komfort dienen könnte, ist nicht vorhanden, nicht zu finden, ist verpönt, weil überflüssig und der Klosterregel widersprechend. Kolonisteneinfachheit auf morlakischem Boden, harter Kampf um Leben und Existenz für das geistige und leibliche Wohl der Mitmenschen.

Klein ist die Pforte der Siedelung, verbunden mit der klösterlichen Schneiderei, wo die Kleider für die Mönche von Brüdern erzeugt werden; braune Kutten für die Fratres, weiße Kutten mit schwarzem Skapulier für die Patres (Chorreligiosen). Im geräumigen Klosterhofe befinden sich die Schmiede und die sog. Schaffnerei, die Räume für die Ökonomieverwaltung. Unweit davon steht das Kinderasyl mit einem großen luftigen Schlafsaal, Eßzimmer, Waschlokal und Schule. Bis auf Bücher, Landkarten und

Bilder zum Unterricht alles von den Trappisten mit eigener Hand gemacht.

Alles, alles eigenhändig geschaffen! Diese Tatsache muß der Besucher im Auge behalten, um beurteilen zu können, was die Mönche in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraume von 19 Jahren in und aus der Steinwüste hervorgezaubert haben.

Im Asyl werden die Kinder, die das Kloster gern ihr zweites und sicher besseres Vaterhaus nennen, vormittags unterrichtet, nachmittags hingegen mit kleinen nützlichen Arbeiten beschäftigt. Für Morlakensprößlinge bedeutet Asyl und Unterricht eine Wohltat sondergleichen.

Im Roßstalle sind acht Pferde untergebracht, die der Landwirtschaft zu dienen haben; im großen, massiv gebauten Kuhstalle stehen 40 Kühe westtirolischen Schlages. Diese 40 Kühe sind die Basis, die Existenzmöglichkeit, der größte Schatz der Trappisten. Dem entsprechend wird dieser Viehstand auch gepflegt und sorgsamst betreut.

Schon wegen Einsparung etwaiger Geldausgaben machen die Trappisten alles mit eigener Hand und nur praktisch, zweckentsprechend; sie schufen sich eine Mühle, ein kleines Sägewerk, eine Tischlerei und Bäckerei. Wie sie auch den selbstgezogenen Wein und Obst keltern und einlagern in einem massiven Gebäude.

Vom großen Wirtschaftshofe, abgetrennt durch eine kleine Mauer, befindet sich die innere Klausur, das enge Heim der Mönche. Der Besucher stutzt beim Anblick der Bäume und Gesträuche tropischen Ursprunges im kleinen Garten. Wahrhaftige Palmen stehen hier und andere Kinder ferner Zonen in treulichster Hege.

So viele Klöster, auch solche der Bettelorden, ich besucht habe, nie habe ich eine so tiefe Ergriffenheit, eine so intensive Seelenerschütterung empfunden, als im Trappistenheim zu Zemonico. In jedem Kloster armer, von Kollekten und Geschenken lebender Kapuziner ist eine gewisse minimale Behaglichkeit zu finden, die dadurch hervorgerufen wird, daß die innere Einrichtung, Möbel, Bettstellen, Tische und Bänke, Mühle usw. von Berufshandwerkern erzeugt, gekauft oder geschenkt, dem Klosterinventar, einverleibt sind. Auch bei den armen Franziskanern ist bei aller Einfachheit eine winzige Behaglichkeit vorhanden. Nicht so bei den Trappisten auf dalmatinischer Erde. Ausgemerzt alles, was auch nur im leisesten an Bequemlichkeit, an den winzigsten Komfort erinnern könnte! Jeder Gegenstand im Hause ist eigenhändig erzeugt für den bestimmten Zweck; egal, ob schön oder häßlich, ob zierlich oder klobig. Praktisch, zweckdienlich muß alles und jedes sein; gleichgültig ist, wie die Hand des Schaffers den Gegenstand erzeugte.

Man kann auf den massig gearbeiteten Bänken im nüchternen Speisesaale sitzen, das genügt. Die aus weichem Holz gefügten Tische stehen fest, tragen die wenigen Geräte sicher, das genügt.

Just waren die Tische für die Abendmahlzeit „gedeckt", d. h. für jeden Klosterangehörigen standen bereit: ein Suppenteller, ein Teller für das Gemüse (Salat), ein Krüglein aus weißlicher, sog. Steingutmasse für Wein als landesübliches Getränk, ein Wasserkrüglein, ein Stück Brot und — die Chininschachtel neben der rauhleinenen Serviette.

Wie die Chininschachtel auf den Besucher wirkte, dazu der Hinweis des P. Prior, daß die Mönche von Zemonico viel durch Fieber zu leiden haben, das zu schildern, vermag meine Feder nicht.

Eingefügt sei hier, daß der Trappist niemals im Ordensleben Fleisch genießt; nur ganz Schwächlichen, die sich kaum noch auf den Füßen halten können, wird auf ärztliche Anordnung Fleisch gereicht, vorausgesetzt, daß der schwache Kranke es überhaupt vertragen kann.

Morgens erhalten die Trappisten, „die es bedürfen", Suppe, Kaffee oder Milch; zu Mittag Suppe, eine Schüssel Gemüse (früher nur mit Wasser und Salz, jetzt aus Dispens des Papstes Leo XIII. mit Öl oder Butter gekocht), dazu ein Pfund Brot, ein

Halbliter Bier (in Dalmatien Wein) und etwas Obst. Milchsuppen und Käse sind in der Fastenzeit (vom 14. September bis Ostern) nicht gestattet; Fische und Eier erhalten nur die Kranken. Als Abendessen bekommt der Trappist Suppe, Gemüse oder Salat, oder gekochte Früchte, Wein in kleinem Quantum und Brot.

„Alles andere ist unnötig! Und unsere Kost ist sehr gesund, alt kann man dabei werden! Das sehen Sie an mir!“ Dabei deutete der schmunzelnde P. Prior auf seine weißen Haare.

Und immer wieder versicherte der alte Philosoph im weißen Habit, daß so ziemlich alles in der Welt unnötig, die Einfachheit der Lebensführung die Hauptsache sei. Und das Kostbarste im Trappistenleben bleibe die Befreiung von jeglicher Sorge! „Wir machen alles selbst, haben das Nötigste, die Arbeit endet nie! Das genügt vollauf!“

Das Kloster besitzt kein imposantes Gotteshaus, nur eine bescheidene Kapelle mit kleinem Holzaltar, mit Chorstühlen für die Religiosen, in denen sechs Patres dem „Opus Dei“ obliegen, vier weiteren Altären und etlichen Bänken. Bis auf die religiösen Bilder, Altargeräte (Kelche usw.) ist auch hier alles Handarbeit der Trappisten, gefertigt aus Liebe zu Gott, so gut als eben möglich.

Im Erdgeschoß sind noch untergebracht die denkbar einfach gehaltene Küche und der Waschraum, der ein wuchtiges Steinbecken für das zugepumpte Wasser und primitive Waschgelegenheit für die Klosterangehörigen enthält. „Wir haben das Nötigste, das genügt vollauf!“ . . . .

Eine von den Brüdern gezimmerte Holztreppe führt in das obere Stockwerk, wo sich befinden: der allgemeine Schlafsaal mit hölzernen, engen Zellen, ähnlich den Badekabinen in Schwimmanstalten, nur viel schlichter, „ausgestattet“ mit je einem Bettgestell aus Brettern, Strohsack, Strohpolster und wollener Decke, einem Weihwasserkesselchen und zwei Bildchen religiöser Darstellung. Abgeschlossen werden diese Kabinen mit Vorhängen, die nichts anderes sind als Teile von Rupfensäcken . . . „Wir haben das Nötigste, das genügt vollauf!“ . . . .

Der Trappist schläft angekleidet, er zieht nur die Schuhe aus. Alle Trappisten essen, schlafen, beten und arbeiten gemeinsam; dies unterscheidet sie von den Karthäusern, die wenig gemeinschaftlich, fast ausschließlich vereinzelt leben. Ein besonderes Zimmer haben nur die Ordensoberen, selbstverständlich ohne den geringsten Komfort.

Das Krankenzimmer, dessen Kabinen zum Schutze gegen Frost mehrere Wolldecken enthalten, steht

in Verbindung mit der Apotheke, deren Leiter ein staatlich geprüfter Apotheker-Pater ist und der auch etwaige Patienten betreut, mit Medikamenten versorgt. In schweren Krankheitsfällen wird ein Arzt aus Zara beigezogen.

Im oberen Stockwerke befinden sich noch das Noviziat, einige Gastzimmer, die kleine Bibliothek und der Kapitelsaal, wo die klösterlichen Konferenzen, Vorträge abgehalten, aber auch ernste Zurechtweisungen, Ermahnungen und milde Strafen in Verfehlungsfällen erteilt werden, auf daß die klösterliche Disziplin zu ihrem Rechte kommt.

Des Feiertages wegen war ein kurzer Vortrag zur Erbauung vor dem Abendessen abgehalten worden. Wir befanden uns eben im langen Korridor, als die Ordensleute den Kapitelsaal paarweise stumm verließen; voran schritten im braunen Habit die Fratres, langsam, bedächtig, feierlich; ihnen folgten die weißgekleideten Patres-Priester in tiefem Schweigen, würdige Gestalten, gebeugt von der Last der Jahre und von schwerer Arbeit. Denn niemand ist von der Handarbeit dispensiert; auch die Kranken sollen nach ihren Kräften sich beschäftigen. Schweigend arbeiten!

Die Trappisten sind ein Zweig des Zisterzienser-Ordens und zwar des strengeren Teiles, ordo cister-

ciensium reformatorum mit der observantia strictior. Ihr Ursprung ist zu suchen im Stift La Trappe (Diözese Séez in der Normandie), das 1140 gegründet wurde und in einem ganz abgeschlossenen wilden, fast unzugänglichen Tale lag und deshalb den Namen „trappe“ = Falle, Wolfsgrube erhalten hatte.

Das Leben der Trappisten-Patres verläuft Tag für Tag mit der größten Regelmäßigkeit, geradezu minutiös. Sie stehen um 2 Uhr nachts auf, gehen im Winter um 7 Uhr, im Sommer um 8 Uhr abends zu Bette; im Sommer ist eine Stunde Mittagsschlaf gewährt. Der Tag beginnt mit dem Beten oder Singen von Matutin und Laudes; dem kanonischen Offizium wird dabei nach der alten Weise das Officium Beatae Mariae Virginis vorangestellt und an Ferialtagen das Totenoffizium beigefügt. Nach den Messen folgt eine halbstündige Betrachtung, dann die Privatmesse oder Studium von 4—5 Uhr 50 Minuten, wo die Prim mit dem Kapitel einfällt. Von 7½—9 Uhr ist Handarbeit oder Unterricht für die Kleriker. Um 9¾ Uhr an gewöhnlichen, 12 Uhr an Fasttagen ist das Mittagessen festgesetzt, dann ist freie Zeit zum Studieren im Winter, zum Schlafen (eine Stunde) im Sommer; hernach Non, dann freie Zeit, von 2—4 Uhr Arbeit. Von 5 Uhr an Vesper und Betrachtung (eine Viertelstunde), um 6 Uhr Abendessen, dann freie Zeit; um 7 Uhr Kompletlesung, Komplet, Salve Regina, Ge-

wissenserforschung, dann Ruhe. Im Winter ist nachmittags alles eine Stunde früher, indem die Mittagsruhe (Schlafstunde) wegfällt. Somit hat der Trappist zu jeder Zeit 7 volle Stunden zum Schlafen; zum Essen braucht er höchstens 5/4 Stunden, dagegen ist über 7 Stunden für die Priester Chordienst; 3½ oder 4 Stunden sind der Arbeit resp. dem Klassenunterricht zugewiesen; es bleiben ihm also gegen 5, sicher 4 starke Stunden zum Privatstudium, so daß man nicht behaupten kann, daß die Trappisten nur Zeit für Arbeit und Gebet, nicht aber zum Studium hätten. Bei außerordentlichen Ereignissen und sehr vieler Arbeit kommt es auch vor, daß die Patres ihr Chorgebet auf dem Arbeitsfelde gemeinsam rezitieren; in solchen Fällen wird auch die Arbeitszeit verlängert. Die Fratres hingegen, die weder dem Studium noch dem Chordienste obliegen, verrichten ihre bestimmten Gebete auf dem Arbeitsplatze und setzen die Arbeit fort, bis die Glocke die fleißigen Brüder kurz vor Tisch ins Kloster zurückruft. Ihre Arbeitszeit erstreckt sich täglich auf 8—9 Stunden, die übrige Zeit wird auf Gebet, Lesung usw. verwendet.

Fast jedermann weiß von den Trappisten, daß sie Ausgezeichnetes leisten in der Feldwirtschaft, Viehzucht und Käserei. Sonst aber weiß die Welt nur lächerliche Märchen und albernes und gehässiges Zeug

zu erzählen. Und jeder Laie plappert den Unsinn nach. Es ist nicht wahr, daß z. B. die Trappisten täglich an ihrem Grabe schaufeln, daß sie sich mit „Grabesstimme" das Memento mori zurufen, daß sie in — Särgen schlafen, daß sie sich wie die alten Einsiedler in der Wüste von rohen, in Wasser gekochten Kräutern und Wurzeln nähren, daß sie schweigend wie Phantome durch die Klostergänge huschen, scheu und feindlich der Welt und den Menschen gegenüberstehen, daß sie in beständiger Selbstquälerei, in einem Martyrium eine entsetzliche Existenz fristen mit der Parole: Tod, Tod, Tod!

Nein, die Aufgabe der Trappisten besteht im „ora et labora", Beten und Arbeiten, im Kampfe um das Leben in schwerer, selbsterwählter Arbeit. Zum Wohle der Menschheit und des Seelenheiles!

Die Schweigsamkeit kennzeichnet den Trappisten. Um den Verkehr mit Gott nicht zu unterbrechen, um die vielen Sünden der Zunge zu vermeiden, muß der Trappist darauf verzichten, mit seinen Mitbrüdern oder mit Fremden zu reden. Er darf in wichtigen Fällen, nachdem er die Erlaubnis erbeten und erhalten hat, mit seinen Oberen (Prior, Subprior oder Abt) sprechen. Hat der Trappist sonst jemand etwas von Bedeutung oder Dringlichkeit mitzuteilen, so bedient er sich der Zeichensprache.

Auf den Weltmenschen wirkt es allerdings seltsam, zu sehen, wie sich ihm gegenüber die Trappisten stumm verhalten, sich demütig verneigen, auf eine überflüssige Ansprache durch eine sanft abwehrende Geste andeuten, daß Schweigsamkeit beschworene Pflicht sei.

Der Trappist braucht keine Erholung in den Geschöpfen, er sucht sie nie bei den Menschen; sein Leben und seine Ruhe ist allein in Gott. Den brieflichen Verkehr beschränkt er auf das Nötigste und Äußerste, auf die Wahrung von Anstandspflichten. Besuche empfängt er nur von den nächsten Verwandten. Gäste werden im Kloster aufgenommen, besonders jene, die geistliche Übungen in stiller Einsamkeit und Erbauung vornehmen wollen; zu ihren Diensten steht ein Gastwart und ein Pater Confessarius. Die Geschäfte des Klosters, alle Handelsangelegenheiten erledigt mit vorher eingeholter Zustimmung des Abtes oder Priors der Pater Schaffner.

So streng die Ordensregel für gesunde Trappisten lautet und gehandhabt wird, kranken Klosterangehörigen wird alle Rücksicht erwiesen; der Kranke erhält eine abgesonderte Nahrung und kräftigere Kost, er wird väterlich betreut und gepflegt. Ist eines Trappisten Lebensuhr im Ablaufen, so erhält er die Sterbesakramente vor der versammelten Klostergemeinde, die innigsten Anteil im Gebete nimmt. Der Verstorbene

wird in seinem Habit ohne Sarg beerdigt; die für sein Grab im Friedhofe ausgehobene Erde wird in sanfter Weise zuerst auf die Füße geschüttet, dann erfolgt die weitere Bedeckung mit Erde, bis der ganze Leichnam bedeckt ist. Die Zeremonien und Gesänge bei der Beerdigung eines Trappisten sind tief ergreifend und feierlich.

Für die Seelenruhe des geschiedenen Mitbruders hält die Klostergemeinde ein Tricenarium, d. h. man gedenkt seiner täglich im Gebete, die Priester lesen drei h. Messen, die übrigen Brüder beten 150 Psalmen oder 150 Miserere; den Armen der Umgebung werden besondere Almosen verabreicht.

Jedes Trappistenkloster bildet sozusagen eine Familie, der Abt bzw. Prior ist der Hausvater, der regiert, alles anordnet und regelt; ohne ihn geschieht nichts. Die von ihm ernannten Chargen, Subprior, Schaffner, Novizenmeister, Gastwart usw. bilden das Ratskollegium des Hausvaters; für wichtige Angelegenheiten muß der Klostervorsteher sich nach der Majorität der Wahlberechtigten, d. h. jener Chorprofessen, die in den höheren Weihen stehen, richten. Es ist also nicht richtig, was die Außenwelt über Absolutismus und gruselige Willkürherrschaft der Klostervorsteher zu erzählen weiß. Hingegen ist der Abt oder der selbständige Prior berechtigt zur Aufnahme oder Entlassung von

Leuten, er promoviert, er kann absetzen. Der Abt (nicht der Prior) trägt Mitra, Stab, Brustkreuz und Ring, er kann den Seinen die niederen Weihen erteilen. Die Aufzunehmenden werden in drei Klassen geteilt, zu Chornovizen werden diejenigen bestimmt, die schon studiert haben, bereits Priester sind oder es werden können; als Konversnovizen werden besonders Handwerker, Melker oder Bauern gewählt, diese Kategorie ist die zahlreichste. Donaten, d. h. Personen, die aus gewissen Gründen keine Gelübde ablegen können, aber doch im Kloster leben wollen, dessen Regel und Gebräuche zu befolgen haben, gibt es wenige; es müssen für ihre Aufnahme genügende Gründe gegeben sein. Donaten tragen die braune Kleidung der Konversbrüder, jedoch verkürzt; an dieser verkürzten Kleidung sind sie zu erkennen. Nach zwei Jahren Noviziat wird der Aspirant zu den Gelübden zugelassen, und zwar zu den einfachen, drei Jahre später zu den feierlichen Gelübden. Der Regel nach gehört der Trappist dem Hause, in dem er die Gelübde abgelegt hat, fürs ganze Leben an; es wird der Trappist sehr selten von einem Kloster in ein anderes versetzt. Zemonico bildet eine Ausnahme, indem der außergewöhnlichen Umstände halber Mitglieder des Klosters Mariastern in Bosnien nach Zemonico delegiert wurden, um ein neues Trappistenkloster auf Gradina zu gründen.

Die Trappisten übernehmen im allgemeinen keine Seelsorge, doch sind ihre Priester in Notfällen zur Aushilfe bereit. Eigentliche Aufgabe der Trappisten ist Gebet und Bußübung, Arbeit und gutes Beispiel.

Die Zahl sämtlicher Trappisten belief sich nach der offiziellen Statistik vom Jahre 1897 auf 3472 in 58 Klöstern. Der Zugang ist dem Zeitgeiste entsprechend schwach, die Zahl in Verminderung begriffen. Trappisten findet man verstreut in allen Weltteilen. In Deutschland und Österreich bestehen sechs Niederlassungen.

Die Brüder von Zemonico können mit freudiger Genugtuung konstatieren, daß nach Umfluß von 19 Jahren intensivster Arbeit das Bodenerträgnis und die Ergebnisse der Viehzucht 2c. bei genügsamer Lebensweise die minimalen Ansprüche der Trappisten befriedigen und es ermöglichen, die Früchte unermüdlicher Arbeit mit den Armen und Bedürftigen zu teilen. Ihr landwirtschaftlicher Betrieb ist unbestreitbar zur Offenbarung für die Ökonomen Dalmatiens geworden, der Viehzucht von Zemonico verdankt Zara die reichliche Versorgung mit guter Milch usw. Die Kleinbauern der Umgebung sind freilich viel zu arm, um an die Nachahmung des guten, ja ausgezeichneten Beispieles der emsig schaffenden Trappisten denken zu können. Ein Nutzen kommt den Kotorci (kotor =

Bezirk, Grenze; der Distrikt gehörte früher zum Likaner Paschalik; kotorci = Grenzer) dadurch direkt zugute, daß diese Kleinbauern als Taglöhner gegen Entschädigung beschäftigt werden. Auch wird von ihren Söhnen immer eine gewisse Anzahl im Klosterseminar zu Landwirten ausgebildet, und ist somit manches Gute für die Zukunft zu hoffen. Kommt einmal die Eisenbahn durch die arme Morlakei, so muß es ja besser werden, schon durch Wegfall der bisher enormen Spesen für jeglichen Transport.

Trotz der vorgeschrittenen Abendstunde, die zur Rückkehr nach Zara drängte, ließ es sich Seine Hochwürden Herr Pater Prior nicht nehmen, die Besucher nach Trappistenart zu bewirten. Köstliche Butter, Brot und Käse und selbstgezogener Wein wurden in liebenswürdigster Weise gereicht. Und in anregendem Gespräch stellte sich heraus, daß der liebenswürdige Prior, der Philosoph im weißen Habit, ein reichsdeutscher Landsmann aus der Gegend von Friedrichshafen in Württemberg ist. Mir rutschte die Bemerkung heraus: „Also ein Seehas!" Worauf Herr Pater Prior seelenvergnügt lachend bejahte und versicherte, daß er diese drollige Kennzeichnung der Bewohner des württembergischen Bodensee-Ufers seit vielen Jahren nicht mehr gehört habe. Um so größeren Spaß bereitete dem — „Seehasen" meine trockene Bemerkung.

Endlich mußte geschieden werden. Die Karbidlampen des Automobils leuchteten grell im Klosterhofe. Modernster Luxus in klösterlicher Einfachheit.

Demütig höfliche Verneigung der stummen Brüder, die das Tor öffneten.

Ein Händedruck mit dem liebenswürdigen Pater Prior, der die Hoffnung auf ein Wiedersehen in Zemonico aussprach.

Dann fuhr das Auto ratternd weg von der Stätte der Arbeit und Frömmigkeit.

Von der Höhe der „Gradina" schnell ein Blick auf das nachtdunkle nahe Meer. Lichtsignale, hellerleuchtet die vor Zara ankernden österreichischen Kriegsschiffe . . . .

Welch ein Kontrast!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nördlich von Zara liegt nahe der Küste im Hintergrunde einer Bucht, etwa 18 Kilometer von Zara entfernt, das winzige Städtle N o n a (kroatisch: Nin), im Zeitalter Trojans eine der berühmtesten Städte Liburniens: Aenona. Historischer Boden mit mehr als wechselreicher, sehr bewegter Vergangenheit und Stenitrümmern interessantester Art. Hier residierten kroatische Könige, im Mittelalter gehörte der Ort zu Ungarn, zeitweise war er auch Residenz eines Bischofs; 1409 kam Aenona an Venedig. Auch die Türken „inter-

essierten“ sich für die Stadt, weshalb die Bodenkultur bald abnahm. Aus dem seichten Hafen wurde ein Sumpf, die ganze an die römische Campagna erinnernde Gegend ein schlimmer Malariaherd. Der Ort versank mählich in völlige Bedeutungslosigkeit und Vergessenheit und in bitterste Not.

Die Archäologen sind darin einig, daß Nona eine erste Stelle unter den Städten Dalmatiens eingeräumt werden müsse. Die aus dem 7. Jahrhundert stammende Kirche Heilig Kreuz ist sicher eines der ältesten Gotteshäuser der damals christianisierten Kroaten. In der Pfarrkirche wird die arca lignea der heiligen Marcella aufbewahrt, das einzige Denkmal dieser Art, und auch noch andere bedeutungsvolle Überreste aus frühchristlicher Zeit.

Zur ärgsten Zeit der Malaria war die Sterblichkeit sehr groß, Armut und Not fürchterlich. Die dalmatische Regierung ließ vor wenigen Jahren mit einem Aufwande von $^1/_4$ Million Kronen den Ricinabach oberhalb des weiten Sumpfes zum Meere ableiten, wodurch der Süßwasserzufluß zum Sumpfe aufhörte und das Sumpffieber abnahm. Gegenwärtig ist eine rasche Zunahme der Bevölkerung um 20 % zu konstatieren, und alles ist in Nona jetzt gesund.

Wo der Boden nicht steinig ist, finden sich gute Felder, der Weizen gedeiht prächtig, ebenso Thuja,

Feige. Die Bauern sind, obwohl Morlaken, mit ihrem Schicksal unter den verbesserten Verhältnissen zufrieden; sie protestieren nur gegen die — Aufforstung (mit Schwarzkiefern), weil sie die Weide für ihre Schafe benötigen. Die Leute „begründen" ihre Opposition gegen die Aufforstung kurzsichtig mit dem Hinweise, daß der Nutzen von Waldungen erst ihren — Enkeln zugute käme . . . Diese Auffassung ist überall im entholzten Dalmatien zu finden, von der Morlakei bis hinunter in die Krivošije, wo man die Aufforstung dadurch bekämft, daß man um der Schafweide willen die stattlich herangewachsenen Bäume „köpft" und zum Absterben bringt. In Dalmatien Förster sein, ist ein schlimmes Los!

In Nona und Umgebung bestehen interessante Gebräuche, die in schärfster Weise eingehalten werden. Der Jungfernbund von Nona übt die Sittenpolizei mit drakonischer Strenge aus; wird beispielsweise bekannt, daß sich ein Vereinsmitglied in ein verbotenes Verhältnis mit einem Burschen eingelassen hat, so verfügt die Vorstandschaft des Jungfernbundes (jeweils drei Mädchen) den Boykott und Ausstoßung aus dem Mädchenvereine. Sodann wird auf Anordnung der Vorstandschaft die Totenglocke geläutet und von umziehenden Mädchen der Bevölkerung verkündet, daß das Totengeläute dem aus dem Bunde aus-

gestoßenen Mädchen (der Name wird öffentlich ausgerufen) gilt. Der Jungfernbund hält dann noch scharfe Aufsicht, daß die Ausgestoßene der — Kirche nicht nahe kommt. Der Versuch eines Kirchenbesuches seitens der Verfemten wird von dieser weiblichen Sittenpolizei mit Gewalt vereitelt. Es muß sich nach den „Gesetzen" des Jungfernbundes der Ausschluß aus dem Vereine auch auf die Ausstoßung aus der Kirche erstrecken.

Wird hingegen ein Vereinsmitglied in normaler, ehrenhafter Weise Braut, so beteiligt sich der Jungfernbund in corpore mit Fahne am Hochzeitszuge, die Braut wird von den Vereinsmitgliedern bis an den Altar geleitet und nach vollzogener Trauung dem Bräutigam übergeben.

Ein günstiger Zufall führte mich einem solchen Hochzeitszuge entgegen. Unter feierlichem Glockengeläute zog der Jungfernbund mit Fahne zur Kirche, festlich gekleidete Mädchen schritten zu beiden Seiten der Braut, hinterdrein folgten Brautführer, Bräutigam und die beiden Beiständе. Eine Farbenorgie bot sich dem Auge. Gelb der Brustlatz, grellrot die Röcke, blaue Schürzen, weiße Kopftüchel. Die Braut trug einen aparten Kopfschmuck, in dem die Reseda nicht fehlte, der Bräutigam und die Beistände hatten knallroten Zierrat auf dem roten Kroatenkäppi, sie trugen

die übliche Nationaltracht, dem Festtag zu Ehren bester Sorte.

Für gewöhnlich finden in dieser Gegend Hochzeiten nach Beendigung der Ernte (August) und im November statt.

Man kann nicht behaupten, daß die Mädchen und Weiber sich der Schönheit erfreuen, zuweilen begegnet man aber doch hübschen Hirtenmädchen, die mit Silbermünzen behängt sind. Der gelbliche Teint dürfte mit schlechter Ernährung zu erklären sein.

Im Vergleiche zur Malariazeit seien — so versicherte der Stadtsekretär — die Leute von Nona jetzt sehr frisch, an Stelle der Lethargie sei unverkennbar Lebensmut und Lebensfreude getreten. Die Auswanderung nach Amerika findet aber trotzdem noch immer statt; die Männer ziehen „hinüber", arbeiten „drüben" hart und fleißig und kehren zurück, wenn sie nach ihrer Meinung genügend Geld erworben haben. Die Treue der zurückgebliebenen Weiber von Nona und Umgebung wird gerühmt.

Man sagt in Nona: Würden die Männer und besonders die Burschen daheim so hart arbeiten und tüchtig schaffen, wie sie es in Amerika tun und tun müssen, um Geld zu verdienen, so könnte auch die steinige Morlakei urbar und fruchtbar gemacht

werden. Daß dies möglich ist, beweisen jetzt schon teilweise die gut gepflegten Felder.

Nona besitzt ein überraschend stattliches Schulhaus (Unterricht in kroatischer Sprache), ist sehr gut eingerichtet und stark frequentiert, auch an Feiertagen (9—10 Uhr Feiertagsunterricht). Durch den Einfluß der Schule wurde die Moral in der verrufenen Morlakei wesentlich gehoben, Ordnung und Sittlichkeit haben geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht.

Es geht vorwärts, doch schließt der Fortschritt nicht aus, daß es bezüglich der Ackergeräte und des Fuhrwerks hübsch beim Alten bleibt. So schleichen auf gelben Sandwegen noch immer Wagen, deren Räder nicht aus Speichen, sondern nur aus je einer Holzscheibe (!) bestehen, die nicht einen einzigen Eisennagel aufzuweisen hat.

Das Wort: „Morlak" will Noë selig mit „more" (slovenisch: morje = Meer), mit dem erweichenden Konsonanten „l" und mit dem Wortbildungssuffix „ak" erklären; demnach heiße „Morlak" soviel wie: maritimus. Der bekannte neuzeitliche Slavist D. Žunković erklärt hingegen, daß „mar" und „mor" in Namen von Orten, Flüssen und Volksstämmen in Verbindung zu bringen sind mit Orten, Flüssen und Volksstämmen, die an einer natürlichen Grenze liegen, eine solche bilden oder bewohnen.

Auf der Ortstafel Nona ist in kroatischer Sprache zu lesen: „Grad Nin, obcina Nin, kotor Zadar“. (Stadt Nin [Nona], Gemeinde Nin, Bezirk Zara). Städtisch sieht nun der kleine Ort nicht aus, er macht einen sehr dörflichen Eindruck; die Schweine tummeln sich ungehindert um die Kirche und das Schulhaus herum, laufen durch die Gäßchen. Die Stallungen sind arg primitiv.

Aparte Gebräuche sollen am Niner Kirchweihfeste zur Durchführung kommen. Da mir eine Beobachtung nicht möglich war, sei auf die Aufzählung besser verzichtet.

An Bord der Jacht gen Süden.

In Sportkreisen gilt als Evangelium, daß Fahrten mit eigener Jacht für den modernen Kulturmenschen eine neue Quelle des Lebensgenusses sind, und zwar wegen der ins Dramatische gesteigerten Aufregungen bei grober See, und weil sich alles in einem Milieu abspielt, das die Raffinements des modernen Komforts kennt. Es soll der starke Reiz, den das Leben an Bord der Jacht auf verfeinerte Nerven ausübt, in der nahen Berührung weitentfernter Gegensätze beruhen. Und das beste Mittel gegen Nervosität seien Jachtfahrten, denn die See spült jeglichen Verdruß weg wie den Staub. Sagt man in England, wobei allerdings beigefügt wird, daß dieses Mittel in verzweifelten Fällen nicht wirke.

Also auf einer eleganten Jacht, auf einem sehr schmucken kleinen Dampfer, südwärts, durch das österreichische Meer, hinunter zu stillen Inseln, in ein sonniges Land, das die wenigsten Österreicher kennen, sich dafür sehr wenig interessieren, weil das Land zu — Österreich gehört. Im Auslande denkt man über Dalmatien

und die dazu gehörende Inselwelt wesentlich anders, dem Sonnenlande, seinen Städten und Naturschönheiten wird jetzt schon hohes Interesse gewidmet, Zeit und Geld für die Bereisung geopfert, und zwar freudig, weil die Bereisung Dalmatiens einstweilen noch den pikanten Beigeschmack von — Entdeckungsfahrten hat, das Vergnügen mit Arbeit verbunden ist.

Was rascher wächst als die Zahl der Reisenden ist die Literatur über das „neue“ Land Dalmatien. Eine alte Engländerin hat erstmals und überraschend gut darüber ein Buch geschrieben; kleine Entgleisungen sind ebenso verzeihlich wie die Schwärmerei der Lady für dalmatinische Spitzengewebe und Burgruinen. Diesem Buche folgten dann etliche Reisehandbücher, die jahrzehntelang die einzigen und wenig zuverlässigen Behelfe für Dalmatienfahrer bildeten und meist dann versagten, wenn der Reisende tiefer in das Land eindringen wollte, nicht immer an der Küste blieb. Der Allerwelts-Bädeker ignorierte das Land dauernd.

Viel geschrieben wurde, als Schönheitsfanatiker den Weg nach Dalmatien fanden und von Stadt zu Stadt wanderten, hinab bis nach Cattaro. Wer sich Begeisterung von der Seele schreiben will, übertreibt alles und immer; das gleiche tritt ein, wenn der reisende Federfuchser schwer geärgert wird. Maßlose Übertreibungen und Anrempelungen sind in der neueren

Literatur über das Märchenland zu finden zum Schaden Dalmatiens. Erstere führen zu schweren Enttäuschungen, erbittern hinterdrein die Nachbeter und Nachtreter; die Anrempelungen aber vergällen die Reisefreude und machen die Faktoren in Regierungskreisen wenn nicht bockbeinig, so gewiß nicht — freigebig.

Es scheint sehr schwer zu sein, maßvoll über Dalmatien zu schreiben, Rücksicht auf das reiselustige Publikum zu üben, der verlästerten Regierung nicht wehe zu tun und dem armen Lande zu nützen.

Schön ist die Fahrt auf ruhiger See, gefährlich schön, verlockend zur Übertreibung, so schön, daß sich vor drei Jahren ein literarischer Adriafahrer zu folgender Prachtleistung verleiten ließ: „Das wirbelnde Kielwasser sprüht silberweiße Funken, die sich erst im Dämmer der Nacht verlieren, und darüber spannt sich endlos, unübersehbar der strahlende klingende (!) Sternenkreis des südlichen Himmels, der im Norden nie so klar und rein sein kann, als gerade hier . . . Zwischen zwei strahlenden, sterneglitzernden Unendlichkeiten eilt ein unfaßbarer Glücksgedanke dahin.“

Gefährlich müssen die Sommernächte auf der Adria sein. Über sie schwärmt ein Schönheitsfanatiker: „Aus jenen Ätherfernen flattern, schönen bunten Faltern gleich, holdselige Märchenträume und verjüngen den Menschen. Vergessen ist alles Leid, ringsum klingen

und berauschen die melodischen Harmonien der allgroßen Natur, und ein süßer, nie gekannter Schauer überkommt uns! Langsam verblassen die Gestirne, immer weiter nach Westen weicht die Nacht, und die Steinkämme im Osten beginnen rosenrot zu leuchten, — Karstglühen, während die tiefen Felsschluchten noch schwach violett schimmern. Die Sonne vergoldet die Spitzen der Zypressen auf den Inselbergen, die Felsriffe scheinen purpurn. Und der erste Sonnenstrahl huscht über die Masten und das Deck des Schiffes und blendet uns. Die Luft ist klar und rein bis in die weitesten Fernen, und leise atmet und wogt die See."

Vor dem Frühstück schrieb der Schwärmer in Begeisterung noch: „Das staunende Auge erwartet auf Palmenhügeln Feenschlösser zu sehen, wie es in Märchen zu lesen ist. Man fürchtet, dies alles nur zu träumen und aus diesen schönen süßen Träumen zur nüchternen Gleichgültigkeit des Alltags zu erwachen. Aber Wunder, Wunder! Alle diese Zauber und Märchen und Feengärten bleiben bestehen, man kann sie immer und immer wieder besehen, erleben und bestaunen! Und sie heißen: Dalmatien!" Sicher gut gemeint, aber heillos übertrieben.

Nüchtern und trocken heißt es in meinem Notizbuche: „Ruhige Jachtfahrt von Zara südwärts, 7 ½ Uhr

abends die See blauschwarz, die untergehende Sonne färbt das Meerwasser blutigrot. Massenhaft Scoglien, vielfach steril, einige schüchtern bebaut. Souper im weißgehaltenen, elektrisch beleuchteten Speisesaale, 6 Herren inklusive Kapitän. Vorzügliche Kost nach italienischer Art, guter Opollo (Dalmatiner Wein, rot und herb). Tischsprache wechselnd deutsch, italienisch und kroatisch mit Rücksicht auf die Nationalität der Tischgäste und den Charakter der Reise. — Zum Nachtisch erzählt Baron J. (einer der ‚mögigsten' Menschen, so ich je kennen gelernt habe) eine köstliche Episode aus der guten alten Zeit der kroatischen Landwehr: Eine berittene Abteilung harrt des Befehles zur Beendigung der Übung. Endlich ruft der Kommandant: ‚S konja dol' (Vom Pferd herunter = absitzen!) Ein sprachempfindlicher Landwehrreiter fragt mit schallender Stimme: ‚Kaj pa mi, koji smo na kobili?' (Was aber sollen wir machen, die wir auf Stuten sitzen?) Die köstliche Pointe besteht darin, daß im Kroatischen konj soviel wie männliches Pferd heißt. Der Kommandant befahl also: ‚Vom männlichen Pferd herunter!' Deshalb fragte der Landwehrreiter, was die Leute machen sollen, die auf kobili = weiblichen Pferden sitzen. — Homerisches Gelächter der Tafelrunde. — Der Kapitän verabschiedet sich, um den Nachtdienst als Kommandant der Jacht

zu übernehmen; der liebenswürdige Mann ist Kroate, Dienstsprache an Bord italienisch, er spricht auch etwas Deutsch. Interessant ist, daß das Kroatische verwelscht klingt, das Italienische hingegen kroatisiert. Es heißt höllisch aufpassen, um das Nötigste zu verstehen und richtig aufzufassen. — Der altbewährte Tischdiener Cameriere Babich versteht nur Kroatisch und Italienisch, kein Wort Deutsch. Treue Seele, serviert flink und geräuschlos, schmunzelt über mein prachtvolles Sprachgemengsel, staunt über den bayerischen Durst. Der gute Babich ist fassungslos, daß ich Wein und Wasser nicht mische, getrennt schlucke, einen fürchterlichen Durst auf — Wasser bekunde. Die Freunde krümmen sich vor Lachen ob meiner Hartnäckigkeit, mit der ich immer wieder verlange: ‚Babich! Dajte mi friško vodo!' (Babich, gebt mir frisches Wasser!) Der Wackere bringt richtig eine Karaffe Wasser mit Speiseeis gekühlt. — Der Kommandant läßt bitten, auf Deck zu kommen. Große Überraschung: Mondschein auf See. In Sicht der Leuchtturm von Lissa. Prächtig! Adria-Romantik! Gefahr zur überschnappenden Schwärmerei ziemlich groß! Ick werd mir hüten! Bis gegen Mitternacht diesen Zauber genossen mit Mailüfterl so frisch, daß man hätte glauben können, auf dem kühlen Grundlsee zu gondeln. — Jeder Gast hat seine eigene, sehr praktisch eingerichtete Kabine; hübsch, aber warm,

sehr warm. Fremd, ungewohnt. Schlechte Nacht, Wellenschlag stört, verhindert den Schlaf. — Früh 4 Uhr wieder auf Deck. Herrlicher Morgen. Babich hat mich schon erwischt, fragt, was er zum Frühstück bringen soll. Meine Zunge entgleist jämmerlich. Um mir das kroatische Wort: ručak (Essen, Frühstück) sicher einzuprägen, hatte ich bei diesem Worte stets während der Lernzeit an den deutschen — Rucksack gedacht. Und statt ručak rutschte glücklich der — Rucksack heraus, mit dem der gute Babich beim besten Willen nichts anzufangen wußte. Der Brave wagte nicht zu schmunzeln und wartete auf einen verständlichen Befehl. Also: kava, mljeko, kruh. Zehn Minuten später servierte Babich richtig Kaffee mit Konservemilch und statt Brot eine Art Gugelhupf (Kuchen). Wirklich ein gutes Hotelche, diese Jacht im österreichischen Meere!"

Still und gemächlich vollzog sich an diesem Morgen die Fahrt im Canale della Narenta. Eine wahrhaftige Fjordfahrt, erst zwischen den Inseln Lesina und Curzola hindurch, im Angesicht des Monte Vipera, des schneidigen, kahlen Beherrschers der Halbinsel Sabbioncello, dann hinein in die immer enger werdende Bucht von Stagno. An ihrem Ende hängt Sabbioncello im Isthmus von Stagno auf eine Breite von kaum 1½ Kilometer mit dem Festlande Dalmatien zusammen.

Die Wucht norwegischer Fjords fehlt allerdings, dafür bieten diese Buchten malerische Reize mit südlichem Akzent, interessante Einblicke in eine völlig fremde, neue Welt, die des Besuches wirklich wert ist. Papa Rosegger hat recht, als er in seinem „Heimgarten" vor etlichen Jahren mit jugendlicher Schneidigkeit behauptete, daß die Schönheit Dalmatiens von keinem Küstenlande der Erde übertroffen werden kann. Der Fjord von Narenta-Stagno allein bestätigt dies. Nicht sattsehen kann sich das Auge an diesen landschaftlichen Reizen. In ein anderes Kapitel würde allerdings die Frage gehören, wie es sich in den so malerisch an der Küste gelegenen kleinen Orten wohnen würde und wovon sich der Gast nähren sollte. Interessante Nester sicher, über ihnen die lachende „Sonne Homers". Ein Hochgenuß ist es, die Ortschaften vom schwimmenden Hotelche aus betrachten zu können, senza cura, ohne jedwede Sorge um Wohnung und Nahrung.

Daß beim winzigen Nest Neum die Landesgrenze der Hercegovina bis an die See vorspringt, läßt Europa kalt und regt den Reisenden nicht auf; interessant ist lediglich zu wissen, daß in den Gebirgstälern hinter Neum lange Zeit eine der vielen Sorgen und Kümmernisse der bosnisch-hercegovinischen Landesregierung üppig gedieh, in specie der Tabakregie-

verwaltung. Dort wächst nämlich ein ausgezeichneter Tabak, vielleicht das beste Rauchkraut der tabakberühmten beiden Provinzen trotz Karstöde und Unwirtlichkeit. Die Finanzbehörde und Tabakregie wollte den Monopolnutzen aus solchem Tabak begreiflicherweise allein für sich haben. Die Bevölkerung weit und breit wußte Güte und Wert dieses Tabaks ebenso gut wie die Monopolbehörde zu schätzen. Aus dieser Wertschätzung erwuchsen der Behörde Sorgen und Kosten wegen der Verhütung des Schmuggels. Die Leute von Neum und des Hinterlandes taxierten den köstlichen Tabak so hoch ein, daß sogar die Schmuggler das Kilo nicht unter zehn Kronen abgaben. Die Gegend hart am Meere begünstigt den Schmuggel in besonderem Maße. Man hat zur Niederzwingung des Schleichhandels eine kleine Armee von Finanzwachleuten aufgestellt, ein Zollkutter mußte sehr fleißig die Küste abpatrouillieren. Und dennoch wurde geschmuggelt. Und auch heute noch gibt es findige und verwegene „Contrebandisten".

Ein boshafter Scherz ist es, wenn erzählt wird, daß St. Bureaukratius eine — Grenzänderung vornehmen, den Neumer Zipfel der Hercegovina zu Dalmatien schlagen wollte, um den — Tabakschmuggel unmöglich zu machen. St. Bureaukratius soll die „Idee" erst dann fallen gelassen haben, als ihm be-

greiflich gemacht wurde, daß es den Schmugglern egal sei, ob der vorzügliche Tabak auf hercegovinischem oder dalmatischem Boden gedeihe. Der Zigarettentobak ist sehr gut, der Witz nicht schlecht.

So hart der Löwe von San Marco die Dalmatiner bedrückte, die Spottlust, das Witzemachen hat die Republik Venedig den Bewohnern der schwer heimgesuchten Gefilde nicht „austreiben" können. Auch nicht im weltentlegenen Winkel von Stagno, in der Schakalheimat am Isthmus von Sabbioncello. Dort hatte die Republik*) kolossale und weitgedehnte Schutzmauern gegen die Türken erbaut, wahrscheinlich nicht auf eigene Kosten. Bei Stagno bilden die Mauern dieser „Befestigungen" die Form eines umgekehrten „M". Revanchefreudig und spottlustig deuteten schon damals die Leute der „geschützten" Gegend dieses „M" bissig mit: „Melancholia, Malattia, Morte".

Für Entsumpfung der verseuchten Gegend hatte die Republik nichts getan, aber wertlose Fortifikationen mußten errichtet werden, und die Erträgnisse der Salinen durften die Stagnoten an die Herrschaften abliefern. Der bissige Witz ist also leicht begreiflich. Stagno hat sich in neuester Zeit selbst zu helfen gewußt

*) Petermanns „Führer durch Dalmatien" will wissen, daß nicht Venedig, sondern die Republik Ragusa diese Mauer mit einem Aufwande von 120 000 Dukaten im Jahre 1333 erbaute.

durch Einschüttung der Sümpfe. Und die Regierung half kräftig mit, wie sie auch in der Gegenwart die Bevölkerung dieses entlegenen und interessanten Gebietes unterstützt.

Der „südliche Akzent“ springt auf Schritt und Tritt in die Augen. Der Oleander wächst wild, erreicht mit armdicken Ästen eine Höhe von 6—7 m und dient zur Einfriedung von Gärten. In seinen Gebüschen hausen Eidechsen von unheimlich großem Kaliber. Schon im Mai blüht der Ölbaum, Ficus zeigt Ende Mai bereits Fruchtansätze und bildet Wäldchen. Oliveten so reichlich wie am Gardasee. Tamaritze, Myrte, Steineiche, Meerstrandkiefer vielfach vorhanden, auch eine Species von Rhododendron und aparte Schafgarbe von üppigstem Wuchs. Auf den Bergen des Isthmus fallen weiße Streifen auf, Felder blühender Chrysanthemen, der Blumen, mit denen Dalmatien jetzt dem Nachbarlande Montenegro scharf Konkurrenz macht und zwar auf dem Gebiete des — Insektenpulvers! Angeblich war eine arme Deutsche, Anna Rosauer, in Ragusa die Entdeckerin; sie soll im Jahre 1840 in ihrem Gärtchen einen Strauß der wildwachsenden Pflanze Pyrethrum cinerariae folium (einer Art Chrysanthemum) gepflückt und später in einen Winkel geworfen haben. Als die Frau den Strauß später vertrocknet wiederfand, fiel ihr auf, daß eine Menge

von Insekten tot dabei lagen. Die Frau vermutete, daß die Tierchen durch die Pflanze getötet seien und sammelte im nächsten Mai die Blüten und machte mit Beihilfe des Ragusäischen Apothekers daraus „persisches" Insektenpulver. Eine große Sache konnte nicht daraus werden, weil diese Pflanze in Dalmatien nicht häufig genug wuchs. Wohl aber sehr zahlreich in Montenegro. Die Versuche, diese Pflanze von dort in großen Mengen zu holen, machten die Montenegriner aufmerksam, das Geheimnis wurde rasch offenbar. Hellen Kopfes beschlossen die Črnagorcen den Anbau dieser gewinnversprechenden Pflanze. Im Jahre 1865 konnte Montenegro das Insektenpulver bereits in Massen exportieren, und es wurden erstaunlich hohe Preise gefordert, und, was wichtiger ist: bezahlt. So kostete ein Zentner von dem Zeug in Triest angeblich 250 Gulden.

Selbstverständlich beeilte man sich in Dalmatien nun mit der Konkurrenz in Fabrikation dieses „Pulvers". Auch Amerika beteiligte sich daran, so daß ein Preissturz bis auf zehn Gulden pro Zentner erfolgte. Montenegro konnte frohlockend aufatmen, als sich herausstellte, daß das amerikanische Insektenpulver überhaupt keine „mordenden" Eigenschaften hatte, also wertlos war. Siegreich blieb Montenegro in der Konkurrenz, da mit dem in Dalmatien fabrizierten „Pulver" —

geschwindelt wurde. Besonders die Zwischenhändler sorgten durch Beimischung von wirkungslosen Kräutern für Verschlechterung und zugleich für Vermehrung der Mengen, verkauften die Falsifikate als „echtes“ Insektenpulver, als bestes Mittel zur Bekämpfung der Malaria, indem das „Pulver“ die Stechmücken töte, die die „Malaria“ auf den Menschen übertragen. Durch diesen Schwindel wurde das dalmatische Chrysanthemum schwer diskreditiert, der Handel vernichtet.

Sehr zum Mißvergnügen Montenegros hat die Regierung in Zara sich dieser Sache angenommen, es werden eigene Genossenschaften zur Aufzucht der Chrysanthemen errichtet, Kontrollestellen eingeführt, sodaß das Insektenpulver unter staatlicher Garantie der Echtheit zum Verkauf gelangen wird.

Da auf den Höhen der Karstberge, auf Scoglien oft sonst nichts als das Chrysanthemum gedeiht, ist diese Angelegenheit für die arme Bevölkerung Dalmatiens nicht ohne Bedeutung. Hoffentlich erfolgt wegen dieser staatlichen Konkurrenz keine Kriegserklärung von Montenegro. Der Verlust kann schmerzlich werden, denn das Land der Schwarzen Berge hat seither jährlich rund 10 000 Kilogramm Blüten zum Preise von rund 200 Kronen pro Zentner exportiert. Die Pulverisierung der getrockneten Blüten

erfolgt in Venedig, Pest, Wien und Berlin. Wie es heißt, soll diese Sache in Montenegro monopolisiert werden.

Für den Isthmus von Stagno interessieren sich mit dem Erzherzog Ludwig Salvator das Kriegsministerium, die Handelsmarine und englische Schakaljäger. Die Kriegsverwaltung wünscht aus strategischen Gründen den Durchstich der nur 1½ km langen Landenge, die Verbindung des Canale della Narenta mit dem Canale di Calamotta, wodurch man einen geschützten zweiten Seeweg zum Hafen von Gravosa-Ragusa gewinnen, und von fremden Kriegsschiffen nicht — belästigt werden würde. Die Wichtigkeit des propagierten neuen Seeweges für die Handelsschiffahrt ist einleuchtend. Der Durchstich würde aber die „Kleinigkeit" von mindestens 40 Millionen Kronen verschlingen. Da Österreich für Dalmatien ohnehin gewaltige Geldopfer zu bringen entschlossen ist, zurzeit Schmalhans in der Küche des Finanzministeriums eine ausschlaggebende Rolle spielt, besteht wenig Aussicht auf Realisierung dieses Projektes. Der Durchstich würde übrigens den Wechsel der Schakale von der Halbinsel Sabbioncello zum Festlande und zurück stören, bzw. nötigen, den Kanal zu durchschwimmen. Es wird vielfach behauptet, daß der Schakal vortrefflich schwimmt und sogar „Ausflüge" von Sabbioncello nach der Insel Lesina unter-

nommen habe. Fachleute versichern, daß der Schakal zwar imstande sei, schmale Meerstraßen zu durchrinnen, doch sei es absurd, zu behaupten, daß der Schakal Entfernungen von acht Kilometern schwimmend zurücklegen könnte.

Die Stagnesen versichern, daß man abends zuweilen an tausend (?) Schakale über die Straße von Stagno piccolo nach Stagno grande laufen sehen könne. Man wird sich an die Angaben von Fachleuten halten müssen, wonach im Gebiete des Vipera-Gebirges der Schakal häufig vorkomme. Im Hintergrunde von Viganj „wimmelt" es von Goldhunden (canis [lupus] aureus) oder Goldwölfen. Die Türken nennen den Schakal „Schikal" und freuen sich seiner schlauen Taten, wie wir jener des Reinecke; über seine Nachtgesänge schimpfen alle Orientalen und auch die Dalmatiner, besonders zur Ranzzeit, die der männlichen Jugend Anlaß zur großartigsten Liebesheulerei gibt.

Im 17. Jahrhundert soll ein Schiffskapitän ein Pärchen Goldwölfe aus Indien nach Curzola gebracht und dort ausgesetzt haben. Die Nachkommen dürften die Meerenge zwischen Curzola und Sabbioncello durchronnen und die Halbinsel zum ständigen Aufenthalt erwählt haben. Aus England kommen häufig Jäger nach Stagno bzw. Sabbioncello, um auf Schakale Treibjagden zu veranstalten. Das Ver-

gnügen ist mit einigen Strapazen verbunden, der Aufstieg in die kahlen Felswüsten sauer. Der Ausblick auf das tiefblaue Meer entzückend. Bis die schlauen, zählebigen Goldwölfe vors Rohr kommen, kann sich der Weidmann am munteren Treiben der zierlichen, rotschnäbeligen Steinhühner ergötzen, Entenzüge unten im Sund, oder hoch oben im blauen Äther kreisende Adler beobachten. Angeschossen „keckert“ der Goldwolf und verschwindet oft spurlos zwischen Block und Busch. Für die Zählebigkeit dieser Rasse ein interessantes Beispiel aus der trefflichen Jagdzeitschrift „Weidmannsheil“. Schauplatz: der Ausläufer „Pišcitel“ (San Giorgio) des schlangenreichen Vipera-Gebirges, steile Geröllhänge, wilde Felswüste. Sommerliche Hitze, wiewohl es erst Frühling war. Die Treiber „drückten“ von oben herunter mit wenig Erfolg, die Schakale kniffen aus. Ein einziger Goldwolf schnürte einem Schützen entgegen, oft verhoffend, scharf äugend, sehr mißtrauisch. Der Schakal erhielt eine Kugel am Halse und einen Schrotschuß, „keckerte“ und verschwand mit affenartiger Geschwindigkeit. Damit hatte das „Riegeln“ ein Ende ohne Erfolg. Abends saß der sehr „verschnupfte“ Weidmann nochmals an, und der Zufall wollte es, daß der angeschweißte Schakal den Ansitz passierte. Zwei Flintenschüsse mit Zwölferschrot legten den Goldwolf endgültig um. Bein Schärfen (Ausbalgen) wurde

konstatiert: Kugelstreifschuß am Halse, vom ersten Flintenschuß saßen drei Schrot an den Knochenansätzen der Wirbelsäule. Mit dieser Verletzung empfahl sich der Schakal, und abends ging er auf Beute aus! Von den zwei Schrotschüssen am Abend hatten fünfzehn Stück Milz und Nieren durchbohrt, damit hatte der Schakal, es war eine Maid in der Ranzzeit, genug für das Leben auf dalmatischem Boden.

Sehr empfohlen werden Bootausflüge mit Jagden auf Enten, Delphine und Riesen-Bivalven von Viganj aus zum Cap Gomena (Nordende der Halbinsel Sabbioncello) wegen des Gejaidevergnügens und der wunderbaren Fernblicke auf die vorliegenden Inseln wie auf die gewaltigen Berge der dalmatinischen Festlandküste, von denen der Sveti Juro (San Giorgio) die Höhe von 1800 m hat. Unterhalb des Cap Gomena befindet sich die Bucht Luka (die kleine Ortschaft heißt Lovište), die im Rufe eines Schakal-Dorados steht. Aus den nahen Gebirgszügen Duba vrh, Velka toreta und Srednja glavica kommen die Goldwölfe am hellen Tage zuweilen zu den wenigen Fischerhäusern herab. Zwischen der Bucht Luka und der Ortschaft Viganj sind hochinteressante zoologische Merkwürdigkeiten zu sehen, in den Spalten und Ritzen der Strandfelsen sitzen blutrote Mollusken, die völlig das Aussehen reifer Paradiesäpfel haben. Von Tintenfischen, Po-

lypen, Seeigeln mehrerer Arten, phosphoreszierenden Quallen, den Erzeugern des Meerleuchtens, wimmelt es an diesem Litorale. Die Bucht von Duba ist gleichfalls ein Schakal-Dorado, wo auch Krickenten (anas crecca) zu — haben sind . . .

Für Stagno grande mit etwa tausend Einwohnern gilt das Wort: tempi passati. Noch im Jahre 1828 war das Städtle Sitz eines katholischen Bischofs, der im Jahre 1541 erbaute Palazzo wurde durch das Erdbeben von 1850 in Ruinen gelegt. Ein stattliches Franziskanerkloster besitzt es heute noch, einen sehr alten interessanten Bau, der „bevölkert" ist von einem einzigen Pater und einem Ministranten. Der vereinsamte Franziskaner meinte: „Der Dalmatiner liebt die Freiheit, geht nicht ins Kloster!" Aussterbe-Etat — —

Die Männertracht gemahnt hier schon an Montenegro, braune kurze Jacken mit roter Stickerei, blaue Hosen mit sackähnlichem Anhängsel, gelbe Gürtel. An Stelle des montenegrinischen Käppi wird aber eine Art Fez getragen.

Stagno grande hat breitangelegte Salinen und Austernzucht. Zum Ausschöpfen des unwillkommenen Regenwassers im Salinenbereiche bedient man sich neben modernen Pumpen noch einer geradezu antiken, originellen Wassertretmaschine, die nichts anderes als eine große, ziemlich flache Holzkiste ist. Vier

Mann treten hin und her, beim Niedertreten schöpft die Kiste das Regenwasser, beim Auftauchen stoßt sie am anderen Ende das Wasser aus. Eine den „Geist enorm anregende" Tätigkeit dieses Wassertreten, Erholung für Neurastheniker! Sind Salinenarbeiter sehr alt und zu anderer Arbeit unfähig geworden, dürfen sie Wassertreter werden; hiezu langt die Kraft der Füße noch. Gesichtsausdruck: Göppelpferd. — Die Salinen sollen im 16. Jahrhundert jährlich an 16 000 Dukaten eingetragen haben . . .

Im Gegensatz zur Öde vieler Gegenden Dalmatiens besitzt der Isthmus von Stagno die denkbar üppigste Vegetation. Die kurze Straße nach Stagno piccolo weist Dickichte von Brombeersträuchen, Weißdorn, Wachholder, Mastix-, Rosen- und Granatäpfelgesträuch in enormer Fülle auf. Erica, Verbascum, Cyclamen massenhaft, dazu Quitten, Feigen, Ölbäume, Akazien, Eucalypten. „Herr, halt ein mit deinem Segen!" Auch bezüglich der gar zu freundlichen Sonne kam dieses Stoßgebet von den Lippen.

Malerisch ist Stagno piccolo (kroatisch: Mali Ston), ein entzückendes Nestchen in seichter Bucht. Die schon erwähnte wuchtige „Schutz"mauer senkt sich zum Orte herab und endet in einem massiven Rundturm. Die Mauer am Hafen habe ich gemessen, sie ist „nur" 1,3 m dick und „altsolid" gebaut, sie duftet,

wie keine andere Mauer in Europa; auf ihr und in ihren Mörtelritzen wuchern Salbei, Löwenmaul, riesige Glockenblumen, Winden usw. Ein Blühen und Duften geradezu betäubend. Und eine erstaunliche Farbenpracht. Selbstverständlich duftet auch noch anderes und zwar orientalisch.

Wasser gewährt eine uralte Zisterne, in die sehr praktisch die blechernen Dachrinnen der benachbarten Häuschen einmünden.

Praktisch veranlagt scheinen die 200 Einwohner von Stagno piccolo zu sein bezüglich des Fischfanges in der seichten Bucht. Die Praktiker haben kleine Wasserflächen mit großen Steinen umfriedet, so dicht abgegrenzt, daß ein Entweichen unmöglich gemacht wird. Die Flut oder der Sturm bringt mit höherem Wasserstande Fische. Das Wasser verebbt, die Fische aber müssen innerhalb der Steingrenzen verbleiben, werden mühelos gefangen.

So hübsch Stagno piccolo ist, so erschütternd wirkt der kleine Friedhof in der Nähe. Kein Kreuz ist zu sehen, kein Zeichen der Liebe, des Gedenkens, nicht der geringste Schmuck und kein — Grab. Eine einzige große Steinplatte über einer dem Karst abgerungenen Gruft, in der die Toten ohne Sarg beigesetzt, übereinander gelegt und eingemauert werden. Wie doch der Karst alles anders gestaltet . . .

Zu einer richtigen Fjordfahrt gestaltete sich die Weiterreise an Bord der Jacht in die malerische Bucht von Slano. Der von etwa 200 Personen bewohnte, einsam gelegene Marktflecken sowie die verstreute Bevölkerung der Umgebung entbehrten seither des Trinkwassers, waren auf schlechtes Bach- und Regenwasser angewiesen. Für diese Leute war es die denkbar größte Wohltat, daß die Landesregierung mit einem Kostenaufwande von einstweilen 15 000 Kronen ober Slano eine Quelle erbohren, fassen und ein entsprechendes Reservoir erbauen ließ. Eine eigene Leitung wird das kostbare Naß herab in den Marktflecken bringen. Diese Meliorationsanlage wie die vielen anderen in Dalmatien hat der Vorstand des betreffenden Departements in der Statthalterei zu Zara staunenswert praktisch und billig erbaut. Kein Wunder, daß diesem „Wasserspender" die Herzen der Bevölkerung dankbar entgegenschlagen; er ist es, der die allergrößte Wohltat erschließt. Im Jubel darüber wird mitunter übersehen, daß im stillen emsig und treu der Landeschef, der Statthalter, sorgt und schafft, den kostspieligen Meliorationen die Wege ebnet. Es ist das Schicksal aller Landeschefs, daß ihre segensreiche Tätigkeit nie den ehrlich verdienten Dank findet; wer ihre Leistungen ergründen will, muß die Akten studieren, die — nicht zugänglich sind.

Vor Jahren versicherte mir gegenüber einer der früheren Statthalter von Tirol, daß es keinen Landeschef gibt, der auf öffentlichen Dank rechnet; zuweilen im Gefühle ehrlich und fleißig erfüllter Pflicht beneide aber mancher Statthalter erfolgreiche Schriftsteller um die Anerkennung ihrer Leistungen in der Öffentlichkeit. Meine Wenigkeit beschränkte sich zunächst auf den Ausruf: „Ach, du lieber Gott!" Hinterdrein schickte ich jenem, von Nörgelsucht, Neid und Haß später hinaus geekelten Staatsmanne „liebliche" Preßblüten öffentlicher „Anerkennungen" über literarische Leistungen der hervorragendsten Schriftsteller und Dichter Deutschlands und Österreichs. Worauf jener Landeschef die „Beneidung" schleunigst zurücknahm . . .

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Dank sich dort einstellt, wo der Dalmatiner die von der Regierung geschaffene Melioration, die Wohltat, zu erkennen vermag. Mit den erbauten Wasserleitungen ist es aber eine eigene Sache. Man freut sich mächtig dieser Errungenschaft, rührt aber keinen Finger zur Unterhaltung derselben, obwohl die Verpflichtung hiezu von den betreffenden Gemeinden übernommen wurde. Tritt ein Defekt ein, so wird die Statthalterei um Abhilfe bestürmt! Und der Streit ist geschaffen, das Ende nicht abzusehen. Das Meliorieren ist nirgends ein Vergnügen, ganz gewiß nicht in Dalmatien.

Viele Jahrhunderte mögen die Ölbäume bei der Franziskanerkirche in Slano erlebt haben; gegenwärtig sind die gewaltigen Bäume Zeugen eines Streites wegen der Baupflicht des Gotteshauses. Der Turm will einfallen, die Franziskaner und Slaniten haben kein Geld, die Regierung auch nicht und zudem keine Baupflicht . . . Wenn nur nicht Menschenleben zugrunde gehen, bevor dieser Streit entschieden wird. Um die prachtvollen Bäume wär's auch jammerschade.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Cannosa (kroatisch Trsteno) ist ja nicht zu verwechseln mit — Canossa. Auf einem Felsvorsprung am blauen Meer thront die neuerbaute Villa des früheren Statthalters Freiherrn von Nardelli, eine Art Miramare in verkleinerter Ausgabe. Hoch oben klebt im klüftigen Karst das Dorf mit Pfarrkirche und etlichen Kapellen, von denen St. Michael einen echten Tizian als Kostbarkeit birgt. Ein rauschender Bach kommt von der Höhe zur blauen Adria, sein Bett besäumt südlich üppiges Grün. Die Nähe Korfus kündet sich in diesen Gefilden bereits an trotz der geographisch noch respektablen Entfernung: silberschimmernde Oliveten, riesige, weitum berühmte Platanen, uralte Eichen-Patriarchen, Wäldchen von Zypressen, Kampferbäumen, Palmen, Johannesbrotbäumen, Lorbeer, Nußbäumen, Maulbeer, Oleander, Ceder, Kastanien, Oran-

gen und Citronen usw. im hochberühmten Parke der Familie de Gozze. Wunderbarer Zauber ist ausgegossen über dieses odysseische Gestade, in das — horribile dictu — ein Spezialhotel für Milliardäre gestellt werden wird, wenn die Regierung nicht dieser Spekulation rechtzeitig in den Arm fällt. Die Hebung des Fremdenverkehrs in allen Ehren, aber in das dalmatinische Elysium paßt kein hypermoderner Prunkbau mit wahnsinnigem Luxus. Und ein Spezialhotel für Milliardäre dient nie und nimmer dem Fremdenverkehr.

Gewiß sind noch viele komfortable und gutgeführte Hotels in Dalmatien nötig, normale Gaststätten, deren Preise der „normale" Fremde erschwingen kann. Es heißt denn auch, daß ein Berliner Konsortium die Erbauung von sechs Hotels beabsichtigt und sich um die Konzession bewirbt. Hoffentlich bleibt das wunderherrliche Gestade von Cannosa von dem Milliardär-Hotel verschont . . . .

Der Gozze-Park in Cannosa ist wegen seiner tatsächlich unbeschreiblichen Pracht ein sehr beliebtes Ausflugsziel der Ragusäer sowie der Fremden, die massenhaft nach Ragusa kommen. Da die Entfernung nur elf Kilometer beträgt, wird der Ausflug, wenn just kein Küstendampfer zur Verfügung steht, vielfach mit Boot unternommen.

Ragusa.

Wer aus nördlicher Richtung kommt, muß den Hafen von Gravosa anlaufen, sieht also zunächst nichts von dem Zauber der Stadt Ragusa, er wird demgemäß schwer enttäuscht sein. Ein Hafen welschen Gepräges wie viele andere, nichts besonderes. Da aber die wunderbare Lage der alten Stadt Ragusa (kroatisch: Dubrovnik) in allen Zungen gepriesen wird, sind Erwartung und Hoffnung auf Märchenschönheit sehr hoch gespannt. Man erlebt bei der Landung eine wahrhaft grausame, bitterböse Enttäuschung, die sich nicht mindert beim Anblick der elektrischen Straßenbahn, mit der man in das Gebiet mittelalterlicher Romantik befördert wird.

Gottlob waren für uns Jachtleute besondere Dispositionen getroffen worden, die den Gefühlen schmerzlicher Enttäuschung rasch ein wohltätig Ende bereiteten. Das Schiff mußte mit dem Wagen vertauscht werden, in eiliger Fahrt ging es nach Ragusa, nein, nur bis zu den wuchtigen Stadtmauern, auf der

Straße im Rücken der wundersamen Kleinstadt weiter und bergan in südlicher Richtung. Zur Rechten die tiefblaue See, die dunkelgrüne Waldinsel Lacroma und andere Eilande klein und lieblich; der Blick fällt hinab zum Kirchlein S. Giacomo auf dem Felsvorsprung. Immer bergan bis zur Kurve, bis zum Moment, da im Süden die Schneegipfel Montenegros und der höchste Berg der Krivošije, der Orjen, auftauchen. Dann wendet sich die vorzügliche Straße landeinwärts in ein geschütztes Gefilde von tropischer Vegetation, in das Val Breno. Eine große Mulde mit einem Flächenraum von etwa 16 Quardratkilometern mit annähernd 3000 Einwohnern. Gut und sorgsam gepflegt der Boden, gesund und fleißig die durch ihre Landwirtschaft verhältnismäßig wohlhabend gewordene Bevölkerung. Zwar nicht unter Eid, aber übereinstimmend versichern mehrere Reiseschriftsteller, daß die Brenesen-Mädchen „durch ihre seit alters gerühmten hübschen Gesichter, ihre Sauberkeit und nette Tracht auffallen, in ihren kurzen Jacken und Röcken, den weißen Strümpfen und farbigen Halbschuhen und in der Hand den Fächer, sehr an die Mädchen von Venedig oder Spanien gemahnen". In einem Werkchen (Costumi ed usi dei Ragusei) sagt Appendini, daß in früheren Zeiten in Ragusa ein Familienfest („sprava", was im Slovenischen Versöhnung oder Vergleich be-

deutet) gefeiert wurde, wenn „ein Dienstmädchen nach mehrjähriger Dienstzeit die — Aussteuer erhielt". Ach, du lieber Himmel! Das auch noch!

Sämtliche Jacht-Reisegenossen habe ich wegen der schönen Brenesinnen befragt, keiner hat auch nur ein einziges hübsches Gesicht gesehen. Allerdings ging die Fahrt durch Wäldchen von Eichen und Meerstrandkiefern hinunter zum Dorfe Čibača sehr rasch von statten. Und an der Talsohle angelangt, mußte alles Interesse der Besichtigung der Staatsanstalt für Obstzucht und Weinbau gewidmet werden. Es handelt sich in Čibača um ein Unternehmen, bei dem in absehbarer Zeit keine „goldenen Nasen", wie man in Hamburg sagt, zu verdienen sein werden, aber die Landesregierung beweist mit dieser staatlichen Schöpfung weiten Blick und liebevolle Fürsorge für die wackere Bevölkerung, von der die Bauern und Gärtner Verständnis für die Blumenzucht im großen nach dem Muster der französischen Riviera gewinnen sollen. Ragusa mit dem starken Fremdenverkehr erweist stetig wachsenden Bedarf an frischen Blumen. Bisher mußte dieser Bedarf unter großen Frachtspesen aus Nizza gedeckt werden. Ein findiger Kopf hat angeregt, die Blumenzucht für großen Bedarf selbst zu betreiben, und auf diese gute Idee ist die Landesregierung und mit ihr die Abteilung für Fremdenverkehr im Wiener

Arbeitsministerium verständnisvoll und hilfsbereit eingegangen nach Maßgabe der freilich nur bescheidenen Mittel, indem das sehr günstig gelegene, fruchtbare Gelände einstweilen auf zwanzig Jahre mit Vorkaufsrecht in Pacht genommen wurde. Es ist eine Schule für Obst- und Olivenbau, Kultur von Schnittblumen, Palmen- und Dekorationspflanzen, ferner ein Muttergarten für „amerikanisierte" Reben errichtet; der Anstalt steht ein tüchtiger Fachmann vor. Für dalmatische Vineten wird der „amerikanisierte" Weinbau als praktisch empfohlen, da der „Amerikanismus" bekanntlich der Reblaustätigkeit erfolgreich steuert, die Philoxera die Wurzeln der Wildrebe verschmäht. Aus diesen Gründen ist auch der südsteierische Weinbau durchwegs „amerikanisiert", d. h. man hat Wildreben gepflanzt und dann veredelt. Im Rheingau kann man sich mit dieser „Amerikanisierung" trotz der schweren und stetigen Reblausgefahr nicht befreunden, weil die Qualität der Rheinweine hochgehalten werden muß, die „Amerikanisierung" den Weingeschmack und Charakter zu sehr verändert und nachteilig beeinflußt. Das bestreiten zwar die steierischen und österreichischen Winzer, aber die Rheingauer werden schon wissen, warum sie sich ablehnend verhalten. Der dalmatische Weinbau, der, nebenbei bemerkt, sich zurzeit einer gefährlichen Überproduktion befleißigt, hat in früheren Jahren schwer unter der

Reblaus gelitten, ihrer Tätigkeit ist durch die „Amerikanisierung" energisch Abbruch getan.

Denkbar günstig gelegen ist das von der Regierung erwählte Gelände für den beabsichtigten Zweck, ausgezeichnet durch Wasserreichtum, frische und üppige Vegetation in gegen Nord und Süd sehr geschützter Lage. Die besten Hoffnungen knüpfen sich an diese staatliche Musteranstalt, die rasch vorwärts kommen könnte, wenn sie reichlich subventioniert würde . . .

In abendlicher Stunde wurde auf der windungsreichen Küstenstraße die Rückfahrt angetreten. Von ihrem Scheitelpunkt war ein geradezu wunderbarer Ausblick ermöglicht auf die See, auf die stille Inselwelt, auf die hoheitsvolle, romantische Stadt Ragusa, in der die Lichter schon aufblinkten. Jetzt offenbarte sich voll und ganz der Ragusäische Zauber, in stillem Schauen mit wachsendem Entzücken begreift man die Begeisterung, die aus allen Schilderungen dieses reizvollen Stadtbildes spricht und die Sinne gefangen nimmt. Ein Schwärmer könnte man werden in solcher Stunde edelsten Genusses für Aug und Herz, schwärmen für das Reichsstädtle Rotenburg o. T. an der Adria, für die meerbespülte Stätte des „Meistertrunks" im fernen Süden . . . .

In jeder Architekturnuance interessant ist Roten-

burg o. T., schön, mit seinem baulichen Alter und seiner Zier kokettierend das kleine Ragusa, zum Verlieben hübsch und nett!

Wieder hielt der Wagen, diesmal vor dem Stadttore im Süden.

Die einzige Straße Ragusas ist um diese Abendstunde (½8—½9 Uhr) enorm belebt, eine Woge von elegant gekleideten Menschen durchflutet den Stradone; es findet der Corso statt nach italienischer Art, laut und lebhaft, wie die Jugend nun mal ist. Bildschöne, glutäugige Damen in knisternder Seide, ohne Hüte, mit dem Fächer in der Hand, flirtende junge Herren schmeichelnd und girrend. Kroatisch und Italienisch durcheinander, kein deutsches Wort. Sehr munter und eifrig, als wären welterschütternde Neuigkeiten in größter Eile zu besprechen. Silberhelles Lachen dazwischen, die weibliche Jugend amüsiert sich schwatzend offenbar ganz vorzüglich.

In diesen Menschenstrudel gerieten auch wir und ließen uns schleppen den Stradone entlang, vergnüglich beobachtend die Prachtgeschöpfe der Ragusäischen Damenwelt. Schlanke, zierliche Figürchen in seidenen Humpelröckchen, agil und biegsam, rasend schnell plappernd. Es mag sein, daß diese allerliebsten Corso-Kätzchen nicht den in vornehmer Zurückgezogenheit lebenden Patrizierfamilien angehören, verteufelt nett sind sie doch.

Wir durchschritten die schwarzgähnende Porta Pile, und aus war es mit dem Gezwitscher und Silberlachen. Leer und still der obere Stadtteil, wo die Wagen uns erwarteten zur Rückfahrt in den Hafen von Gravosa.

Nachtumfangen, geisterhaft beleuchtet wuchtige Mauern und Türme, ragende Pappeln, düsteres Lorbeergebüsch, Platanen, Felsenriffe . . .

War das eben Gesehene ein Traum? Weilten wir vor wenigen Minuten im nahen Orient? Und wo sind wir jetzt?

Immer auf — österreichischem Boden! Fast unfaßlich ist dieser Gedanke, unbegreiflich die Wirklichkeit! Wie groß und weitgedehnt ist dieses Kaiserreich, von der sächsisch-preußischen Grenze bis hinab nach Montenegro immer die liebe, hochgepriesene, tiefgeschmähte Austria so polyglott und variabel in ihren Kulturphasen! Alles vom benachbarten Auslande hat Österreich innerhalb seiner Grenzen: Rußland in Galizien, ein Stück Italien in Südtirol, Küstenland, Südkärnten und Triest, ein Stück der Schweiz in Vorarlberg und Hochtirol; ein Stück Bayern auf salzburgischem Boden, ein Stück Orient in Dalmatien ... Kein Wunder, daß der Österreicher so wenig reist; — er hat ja alles — innerhalb der schwarzgelben Pfähle. Und das eigene Land interessiert ihn nicht, weil es

eben Österreich, nicht Ausland ist! Wozu Dalmatien bereisen, da es doch zu Österreich gehört!

Wie ein liebes Heimatl wurde die hellerleuchtete, schmucke Jacht begrüßt, die still und empfangsbereit an der Hafenmauer vertäut lag als schwimmendes Hotelche. Ein Hochgenuß sondergleichen, sein eigenes Schiff und Hotel immer bei sich zu wissen. Nicht eine Planke, kein Stückchen Kohle in der Bunker der Jacht gehört mir, nur ein geduldeter Gast bin ich, und doch habe ich das wohlige Gefühl, als sei das schmucke Hotelche mein Eigentum! Ein Ministerhotel exklusiv, fremden Leuten nicht zugänglich, reserviert für bestimmte Personen, also vornehme Ruhe in seinen Räumen . . .

Harmonisch gestimmte Tafelrunde am gastlichen Tische bei exquisitem Mahle. Und dann ein spezifisch österreichischer Einschlag durch den Besuch des Korpskommandanten von Dalmatien an Bord. Der militärische Gottöberste im Lande, und doch von bestrickender Liebenswürdigkeit! Sogar mir, dem Ausländer gegenüber! Der General hören, daß ich mit besonderen Absichten die wilde Krivošije besuchen will, um den Schauplatz österreichischer Tapferkeit und glorreichen Heldenmutes zu studieren, — der General vernehmen, daß ich ein Federfuchser bin, und die ausgiebigste Unterstützung seitens der Militärbehörden zusichern, das war eins und im Nu mit Handschlag bekräftigt.

Ich muß an dieser Stelle Seiner Exzellenz dem Korpskommandanten reumütig Abbitte leisten. An so faszinierende Liebenswürdigkeit nicht gewöhnt — über den Nullpunkt des Gesellschaftsthermometers gehen reichsdeutsche Militärbehörden selten oder nie hinauf — habe ich dem dalmatinischen Generalissimus wohl ehrerbietig gedankt, aber geglaubt habe ich nicht, daß Seine Exzellenz sich meinethalber besonders „strapazieren" wird. Mit diesem Zweifel hatte ich Seiner Exzellenz v. H . . . . insgeheim schwer Unrecht getan, denn zwei Tage später in Cattaro erwies sich, daß der General in geradezu beispielloser Weise Wort gehalten hatte. Davon wird noch die Rede sein . . . .

Am schwülen Morgen wurde von einem Teile der Reisegesellschaft die Wagenfahrt zur Omblaquelle unternommen, aus triftigen Gründen, nicht wegen der sehr lebhaften Empfehlung dieses Besuches in den Reisehandbüchern. Superlativ gehaltene Empfehlungen bewirken immer Enttäuschungen. Mein Notizbuch sagt trocken und kurz: „Omblatal, Quelle der Rjeka, der Wasserfall ist hübsch, im Karstgebirge kleine Ansätze von Grün, dazwischen in etwas tieferen Lagern kleine, schlanke Zypressen, ungemein charakteristisch! Weit interessanter, wirklich lohnend ist der Besuch des Papi-Parkes!"

Dieser geradezu wundervolle Park im Omblaflusse ist ein greifbarer Beweis dafür, daß man aus Schilfgrund ein — Eden schaffen kann. Der Park offenbart eine Vegetationspracht, die man in diesem Karstwinkel nicht für möglich halten möchte. Was der Süden an tropischen Gewächsen und Bäumen nur bieten kann, ist im Papi-Parke zu finden. Auch schluchzende Nachtigallen um Mittagszeit. Dem mustergültigen Beispiel des Nobile Papi will die Landesregierung folgen, es überbieten, indem der 4 ha große Klostersumpf des 120—140 m breiten Omblaflusses mit einem Kostenaufwande von circa 150 000 Kronen in ein Paradies à la Papi-Park verwandelt, die Gegend von der Malaria befreit und gründlich assaniert werden soll. Nach Durchführung dieses erfreulichen Projektes wird die Bevölkerung mit herzhaftem Dank wohl nicht zurückhalten. Und das Omblatal wird dann eine sogar überschwängliche Glorifikation vollauf verdienen, eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges sein. Hübsch ist es ja heute schon, besonders das reizend auf einem bewaldeten Hügel stehende Dörflein Rozato mit schmuckem Kirchturm und Kloster, vergleichbar mit dem allerliebsten Traunkirchen im Traunsee bei Gmunden: „Ein Kirchlein steht im Blauen . . .“

Im Kahn durchkreuzten wir diesen Sumpf,

um eine Orientierung über das Regierungsprojekt zu gewinnen. Ob sich die Realisierung mit der oben genannten kleinen Summe wird durchführen lassen, dürfte mit einem Fragezeichen zu versehen sein trotz der Gutmütigkeit der Ombla-Rjeka, die sofort nach dem Hervorbruch aus dem Küstengebirge willig Mühlen treibt. Auf dem kurzen Laufe von nur 5 km treibt sie freilich auch viel Unfug und sumpft niederträchtig, bevor sich ihr Süßwasser mit der Salzflut des Meeres vermählt. Bekommt das Meliorationsdepartement der Zaratiner Statthalterei die nötigen finanziellen Mittel, so wird es auch der Ombla die „Mucken" radikal austreiben . . .

Da eines der Dalmatien-Reisehandbücher besonders erwähnt, daß im Dörfchen Komolach beim Wirte Turich „guter Wein" ausgeschenkt wird, verkostete der gewissenhafte Pilger den angepriesenen Tropfen. Während der Wagenfahrt auf der neuen Liechtensteinstraße (Halbinsel Lapad) verwandelte sich die Gewissenhaftigkeit in — Reue, das winzige Quantum des „guten Weines" bewirkte eine unüberwindliche Schlafsucht, der die schönsten Ausblicke auf Meer, Buchten und pettini zum Opfer fielen. Also Vorsicht in Komolach! Der Tropfen ist ein tückischer — Tropf!!

Mit kava črna war der Pilger aber rasch wieder „aufgepulvert" und erfrischt, so daß konstatiert werden

konnte, daß im mittäglichen Sonnenglanze das entzückende Städtchen Ragusa sehr still ist und verschlafen aussieht. Allerliebst nennt Raoul Auernheimer, der beste Feuilletonist Wiens, die überraschend saubere, gutgepflegte und appetitliche Stadt ein „Nürnberg" am Meere, mit Türmen und Bastionen und einem kleinen zinnoberroten Käppi, wie es die Dalmatiner tragen. Allerliebst ist das gesagt, aber es stimmt nicht ganz, da Ragusa doch mehr rundliche Formen zeigt, die alte Noris aber sich in — Spitzigkeiten gefällt.

Ein unübertreffliches Meisterwerk bietet Auernheimer in seiner kurzen, fein ziselierten Schilderung von Ragusas Geschichte und Entwicklung: „Sehr kriegerisch blickt Ragusa drein, es meint's aber nicht so bös. Mit ihren steil ins Meer abfallenden Festungsmauern und den massiven Ecktürmen trägt diese kleine, kluge Stadt seit Jahrhunderten einen geheuchelten Grimm zur Schau. Denn in Wahrheit war sie nie grimmiger gelaunt, als es für einen guten Geschäftszweck förderlich ist. Die Geschichte der Stadt, die manche so rührend finden, ist nichts anderes, als die Geschichte eines mannhaften Opportunismus. Ein kleiner Puffer zwischen dem mächtigen Venedig und der noch mächtigeren Türkei, war er immer abwechselnd mit einem dieser Staaten zusammengekoppelt, außerdem aber auch mit den Ungarn, Spaniern und Franzosen im Bunde,

je nach Bedarf. Sie hatten in Ragusa außer dem eigenen auch noch sieben andere Banner, die zu hissen sie jederzeit bereit waren. Sie hatten sieben politische Überzeugungen, und ihre Gesinnung, durchsichtig und hart wie Kristall, spielte in ebenso viel Farben wie dieser, sobald ein goldener Strahl hindurchfiel . . . Denn das Gold liebten sie über alles, aufs Verdienen war ihr stolzer Sinn gerichtet, und die Freiheit war ihnen immer nur ein Aushängeschild, das die Kunden der Welt lockte. Die Welt aber glaubte jahrhundertelang an diesen Zorn, an dieses Stirnrunzeln, an diese gewappnete Empörung, die doch keinen anderen Zweck verfolgte, als bessere Preise zu erzielen. Bis dann Napoleon eines Tages dem ewigen Feilschen um Freiheit und Selbständigkeit mit einem seiner gewaltigen Federstriche ein Ende machte. Ihm allein imponierte die gekränkte Würde dieser frechen kleinen Republik nicht, die sich wie eine geballte Faust ins Meer hinausstreckte, aber wie eine Faust, die sich noch immer geöffnet hatte, wenn es galt, Profit zu nehmen . . Er annullierte Ragusa. Und ich glaube, trotz der schönen Befestigungen und Straßen, die er für sie angelegt hatte, können ihm das die Ragusaner noch heute nicht verzeihen. Nicht, daß er sie annulliert hat, aber daß er sie durchschaut hat, verübeln sie ihm . . . ."

So kurz, ebenso ausgezeichnet, unübertrefflich ist

das gesagt, eine bewundernswerte Charakteristik Ragusas, ein glänzender Extrakt der bändereichen Geschichte einer Duodez-Republik.

Wandert man durch den Stradone, so bekommt man es mit der Angst zu tun, mit der bedrückenden Angst, daß es den modernistischen Fanatikern für Hebung des Fremdenverkehrs beifallen könnte, Raum zu schaffen und die Wunderwerke alter meisterhafter Raumdisposition anzutasten, die Hauptstraße von Ragusa, dieses Gebilde von höchstem künstlerischen Wert, in ihrer prächtigen Geschlossenheit zu vernichten. Professor Cornelius Gurlitt nennt den Stradone von Ragusa, das alte Forum von Spalato, die saalartig geschlossenen Märkte in Pola, Sebenico und Zara „unvergleichliche Muster ‚gewachsener' Anlagen", und Gurlitt hofft inbrünstig, daß mit Sturmgewalt der Unwille in der Kulturwelt hervorbrechen werde, wenn diese Straßen und Plätze modernen Ansprüchen gemäß geändert werden sollten. Denn nicht das einzelne Bauwerk, sondern die alten Stadtgebilde in ihrem ganzen Zusammenhang stellen Kunstgüter dar, die geschützt werden müssen und die geistiges Eigentum aller Gebildeten sind. Mit Recht verweist Gurlitt auf den Grundsatz, auf dem die Denkmalgesetzgebung beruht und fußen muß: der augenblickliche Besitzer eines Kunstwerkes im idealen Sinne ist nur dessen Verwalter, die dem

Kunstwerke anhaftenden künstlerischen und historischen Werte gehören der Allgemeinheit, der Besitzer ist daher für die Verwaltung des Kunstgutes der Allgemeinheit Rechenschaft schuldig. Somit greift die Denkmalpflege tief in die Besitzverhältnisse, in das städtische Leben ein, sie kommt in Gegensatz zum Verkehr, zu den Wünschen der Grundbesitzer. Dennoch muß sie an ihren Forderungen festhalten. Freilich wird die Erfüllung zuweilen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Um ein Beispiel herauszugreifen: Ragusa hat auf den Anhöhen ziemlich horizontale, erschrecklich enge Gäßchen, die unter sich mit Treppen verbunden sind und mit dem Stradone parallel laufen. Hoch ragen die grauschwarzen Häuser dieser dämmererfüllten Gäßchen, reich an malerischen Motiven, deshalb werden sie oft abgezeichnet. Der Eintritt in diese Steinkästen ist nichts weniger denn verlockend, über die Zumutung, darin zu wohnen, würde wohl jeder Besucher Ragusas empört sein. Entzückt sind auch die Inwohner nicht von ihrem Heim, gezwungen wohnen sie, arme Leute, darin.

Eine Niederlegung der alten Steinkästen, Aufbau moderner Häuser würde das Stadtbild beeinträchtigen, vernichten, den Bauspekulanten ruinieren. Was soll geschehen? Erhalten und Vorwärtsschreiten sind unüberbrückbare Gegensätze, Widersprüche, deren Lö-

sung noch nicht gefunden ist, in Kleinarbeit auch nicht gefunden werden kann. Anderes als Kleinarbeit können Stadtverwaltungen aber nicht leisten; von ihnen verlangt aber die auf Dalmatien aufmerksam gewordene Welt den Ausgleich zwischen Denkmalpflege, Heimatschutz und moderner Lebensäußerung.

Auf die Frage, was man tun kann, um den Stadtkern der Städte Dalmatiens vor dem Verkommen und vor moderner Umgestaltung zu retten, antwortet Gurlitt, daß die Angelegenheit in jeder dalmatinischen Stadt anders behandelt werden müsse, daß die Frage die denkbar schwierigste sei und nicht in Leitsätze zusammengefaßt werden könne. Möglich aber wird sein die Erhaltung alter Stadtmauern und enger Straßenzüge, enger Stadtzentren dadurch, daß der Wagenverkehr um sie herum geführt wird. Nur nicht Durchbruch, gewaltsame Führung von Verkehrslinien, denn mit breiteren Straßen kommen moderne Ansprüche, fremder Maßstab. Kleine Durchgänge kann man schaffen, aber mit Vorsicht, weiser Mäßigung unter Berücksichtigung aller Nebenumstände. Für die Länder heißer Sonne spezielle Wohngesetze und straffe Wohnungspolizei, Konzentration des Hauses nach innen. Hinsichtlich der Baupolizei: Zonengesetze! Umbau im Innern mit zinsfreien Hypotheken aus öffentlichen Mitteln. Das wären so etliche Vorschläge Gurlitts.

Es ist jammerschade, wenn die Zeit zu gründlicher Besichtigung der herrlichen Bauschöpfungen in Ragusa nicht reichlich bemessen ist. Im Trab abgelaufen mit dem Buche in der Hand sind die Gebäude ja bald, aber ein Studium oder doch eine eingehende Betrachtung ist unmöglich. Herr meiner Zeit möchte ich mal sein in Ragusa und auch bummeln wie Hermann Bahr und die Reize dieser Stadt so schön schildern können, wie er es vermochte in heller Begeisterung.

Für uns drängte die Zeit. Und aus Südost flogen die Wolken.

An Bord wurde rasch das Diner eingenommen, abgekürzt, hastig. Schon ratterten die am Quai harrenden Automobile, die einen Teil der Reisegesellschaft zu Lande in die Bocche zu bringen hatten.

Meine Wenigkeit und der „Mögige" blieben an Bord und wollten zu Schiff nach Castelnuovo gelangen. Damit war nach unserer Auffassung der behaglichere Teil erwählt, bequeme ruhige Fahrt ohne Gehetz.

Die Jacht verließ den Hafen von Gravosa. Und ihr Kommandant richtete forschenden Blickes an meine Wenigkeit die Frage, ob ich — seefest sei. Und dann deutete der Kapitän auf die dräuenden Wolken und sagte: „Scirocco! Wir bekommen schwere See!"

Eiskalt trotz der Schwüle lief es mir über den Rücken. Schwere See, die hat mir just noch gefehlt

auf meine alten Tage! Hätte im Auto fahren können, lehnte dankend ab, versteifte mich auf die Seefahrt . . . .

Wie die Jacht die offene See erreichte, begann der Tanz auf den hochgehenden Wogen, die der heulende Föhn dem Schiffe entgegenwarf. Grau und dicht verhüllt das Firmament, vom pfeifenden Wind gejagt dunkle Wolkenballen, schwarz die aufgewühlte See, die Wogenberge mit weißem Schaum gezackt. Hoch thront für Momente die Jacht, dann sinkt sie in ein Wassertal, wird vom Gischt übersprüht, arbeitet sich wieder empor und schießt in die Tiefe. Ein stetiger Tanz auf schwerer See, in einer Wasseröde, die sich in ein Feenreich verwandelt, wenn plötzlich für die Dauer eines Augenblickes die Sonne flüchtig durch die Wolken bricht und wundersamsten Glanz auf das schwarze, empörte Meer wirft.

Tapfer hält sich die Jacht und steuert entlang der einförmig gewordenen, einen düsteren Eindruck machenden Küste gen Süden.

Auf dem tanzenden Schiffe war das Stehen unmöglich geworden. Es gab aber prächtige Sitzgelegenheit, ein bequemer Rohrstuhl wurde vor das Steuerhäuschen postiert, und hier nahm der alpine „Seebär" Platz, ließ sich vom heulenden Scirocco anblasen und lachte vergnügt ob der Tatsache, daß weder Föhn noch

schwere See die so arg gefürchtete Seekrankheit erzeugen konnten. Auch der Kommandant lachte und freute sich der Seefestigkeit seines Schutzbefohlenen. Zuweilen erschien Babich, die getreue Seele, um nach dem Federfuchser zu schauen, gewissermaßen sich zu überzeugen, daß die Adria den Alpinisten noch nicht verschlungen habe.

Der erste Gamsbock, der erste literarische Erfolg, der erste Orden und was sonst das Herz eines jungen Menschen erfreuen mag, all das zusammen gleicht nicht dem Hochgefühle, der Erkenntnis, seefest zu sein! Allerdings mischte sich in diese arg verspätete Freude das schmerzliche Bedauern, die Probe auf dieses Exempel nicht schon vor dreißig Jahren gemacht zu haben. Aus dem Alpenkritzler wäre mit dem Bewußtsein absoluter Seefestigkeit wahrscheinlich ein — Seefahrer und Meerbummler geworden . . . .

Wenn nicht frech, so doch „üppig" wurde der seefeste Federfuchser, indem er aus Wagners „Fliegendem Holländer" zitierte: „Ach, lieber Südwind, blas noch mehr . . ."

Aber die Jacht passierte um diese Minute den Steilabsturz der Küste mit Leuchtturm und Sperrfort Punta d'Ostro und bog in die Bocche di Cattaro ein. Mit dem Abfallen vom Kurse hatte die Macht des Scirocco ein Ende. In der windstillen

Bucht lag die See glatt und ruhig. Reizvolle Blicke auf das Inselchen Rondoni mit dem alten Fort Mamula, auf die Halbinsel Luštica und nördlich auf das malerisch gelegene Städtchen Castelnuovo eröffneten sich. Leider waren die Berghäupter der wilden Krivošije in neidischen grauen Nebel gehüllt.

Vor dem Städtchen ankerte ein k. u. k. Torpedoboot, das sich so lange für uns interessierte, bis die Schiffsflagge genau zu erkennen war und die Jacht legitimiert erschien. Von diesem Moment an waren wir dem Torpedoboot unverkennbar „wurscht".

Wir gingen in der Bai di Topla vor Anker und schickten ein Boot an Land, um die Automobilisten abzuholen.

Uralt, eng und winkelig ist das Städtle Castelnuovo und sein „neues" Kastell, Fort Spagnuolo zu Ehren der Spanier als Verbündeten der Venezianer gegen die Türken genannt, stammt aus dem Jahre 1538. Die neuen Forts sind so gut eingebaut, daß man sie nicht sieht; wie überhaupt das mit üppigster Vegetation beglückte und von Fremden gern aufgesuchte Städtchen sich der militärischen Beachtung als wichtiger Stützpunkt erfreut und wohl in absehbarer Zeit zum Berherrscher der Bocche-Gewässer vorrücken wird. Einst war Castelnuovo die Hauptstadt des Herzogtums Saba, der heutigen Hercegovina, an-

geblich eine Gründung des ersten Königs von Bosnien, dann venezianisch, später türkisch. Arabische Inschriften besagen, daß die Türken die Erbauer des malerisch gelegenen und schwer befestigten Ortes waren.

Dank der sonnigen Lage, der südlichen Vegetation und des milden Klimas kann das Städtchen in prächtiger Umgebung ein Winterkurort allerersten Ranges werden, wenn — die Kriegsverwaltung keinen Strich durch diese Hoffnung macht. Für die Landesverteidigung ist Castelnuovo entschieden von größerer Bedeutung, als die „Mausefalle“ Cattaro im strategischen Sinne.

Nahe bei Castelnuovo liegt die südlichste Bahnstation Dalmatiens Zelenika mit einem Strandhotel, das ein Unikum insofern genannt werden kann, als die Schlafzimmer dieses Hauses als — Badekabinen dienen, denn man tritt vom Zimmer unmittelbar in das Seebad mit sandigem Strande. Eine Bequemlichkeit ohnegleichen in Dalmatien und umliegenden Königreichen.

Alle Reisebücher reklamieren hellen Sonnenschein für die Bochefahrt, denn nur bei strahlendem Weltlicht kommen die vielgestaltigen Bilder der berühmten Bocche zur vollen Geltung.

Uns spendete der Wettergott ein interessantes

mixtum compositum von alpinem Lenz und südlichem Frühsommer mit allen Zutaten in buntem Wechsel. Vorübergehend scharfe Luft wie im Hochgebirge um Okuli, ziehende Cirruswolken am stahlblauen Firmamente, auf den graukahlen Höhen Schnee, funkelnde Sonne verklärte die üppigen Gelände der Rivieren; Erdgeruch, süße Düfte von Salbei, herb der Atem des Meeres. Dann wieder flackernder Nebel, neidig, stickig und schwer, bis der Scirocco ihn vertrieb. Warmregen dazwischen, dessen Tropfen lange Blasen aus der dunklen See zogen. Und plötzlich als letzten Abendgruß für kurze Zeit ein Aufklaren: im schwefelgelben Lichte flammte magisch der Lovčen, der größte Berg Montenegros, jede einzelne Kehre der Hochstraße nach Cetinje scharf erkennbar. Ein bezaubernder Anblick!

Dann machte der Wettergott jäh und grausam Schluß; schwarze Wolken verschlangen diese märchenschöne Pracht, und es regnete tropisch heftig „Platz“. Etliche Wolkenbrüchle scharf und ausgiebig hintereinander nach südlicher Art, rauschend und gurgelnd. Und statt der erhofften Ausheiterung ein sanfter Schnürlregen à la Salzburg, gemildert nur durch Wärme, laue Luft.

Unsere Benzinisten kamen an Bord. Rasch wurden neue Dispositionen getroffen, der offizielle Besuch von Castelnuovo verschoben. Die Anker gezogen,

die Jacht entfernte sich still aus der Bai von Topla und dampfte durch Nacht und Regen gespenstisch in den Canale di Kumbor. Fluchtähnlich ging die Fahrt durch die Bai von Teodo mit Kurs auf die schwarzragende Insel Stradiotti zu. Plötzlich ein Abschwenken, vorüber an einem winzigen Scoglio, dessen Kirchlein Otok im Lichte der Glühbirnen unseres Schiffes aufflammte und sogleich wieder im Nachtdunkel verschwand.

Die Jacht huschte in die schwarze Bai von Krtole und warf dort Anker. „Nacktigen in tote 'afen!" meinte der Kapitän.

Selbstverständlich erhielt die kleine Bucht von Krtole zufolge dieser Äußerung in drolligem Deutsch die Bezeichnung: „zum toten Affen". (Toter Hafen!)

Und wegen dieser fluchtähnlichen Fahrt, die den Eindruck gemacht hatte, als müßte die verfolgte Jacht Schutz in einem abgelegenen riffreichen Gewässer suchen, rutschte mir die Bezeichnung: „Piraten"schiff heraus. Jubelnd wurde bei Tisch dieser Schiffsname akzeptiert und — begossen.

Das „Piraten"schiff nächtigte in der stillen Bucht zum „toten Affen" — — — — — — — — — — —

Wegen ihrer Schönheit, der oft überwältigenden Szenerien werden die Bocche („Mündungen") gern mit dem Vierwaldstättersee verglichen. Das soll

superlatives Lob sein, da ja dieser See das herrlichste Gebirgsgewässer der Schweiz, das Prunkstück der Alpenwelt ist. Der Vergleich liegt nahe, aber er stimmt doch nicht recht. Was den Bocche das großartige und charakteristische Gepräge gibt, das ist die ungeheure Wucht der himmelragenden Karstberge, die erschütternde Öde und kahle Felswildnis, die blaue See, die venezianische Bauweise der Ortschaften, die südliche Vegetation in den Niederungen. Norwegen und Griechenland mit romanischem Einschlag! Zusammengedrängt auf etliche hundert Quadratkilometer, vereinigt und doch scharf getrennt. Wunderschön und erschütternd, erhebend und bedrückend. Ein Land aufwühlender, schärfster Kontraste, von einer Gesamtwirkung, die Gebet und Flüche auslöst: in Dankbarkeit Gott anbeten für die Gnade, diese Schöpfungspracht schauen und bewundern zu dürfen, verfluchen die schauerliche Wucht der Karstöde, die die Brust bedrückt. Und dennoch kann man diese ungeheure Wucht und gigantische Erhabenheit nicht missen, ohne sie würden die Bocche nicht das Schöpfungswunder allergrößter Art sein, das sie in Wahrheit sind, die imposanteste Attraktion Dalmatiens, der unermeßliche Schatz dieses weltentrückten und durch den Lloyd nahegebrachten Landes!

Viel höher und gewaltiger sind die Alpenriesen Österreichs, die Karstberge Süddalmatiens erreichen

kaum 2000 m; die gewaltige Wirkung beruht darin, daß ihre Steilwände in der blauen See fußen, unvermittelt aufragen in erschreckender Kahlheit und überwältigender Wucht; daß diese Karstkolosse so eng zusammenrücken, die Adria zu Binnenseen verkleinern, ihr aber den Meercharakter nicht rauben können. Die Felsen bestimmen auch das Kolorit der See in den Bocche, das Meer erscheint grün in üppig bewachsenen Riviereneinschnitten, mildblau dort, wo die See von mäßig hohen Bergen umrahmt ist; tiefblau bis sattschwarz ist die Farbe des Meeres in den innersten Buchten, in die die Felskolosse ihre Steilstürze senden.

In Beschreibung speziell der Bucht von Cattaro, dieser großartigen Szenerie von Stein und Wasser, ist eine reichhaltige Literatur entstanden; jede Feder schildert sie anders, je nach der individuellen Auffassung, zuweilen schreibt ein Schilderer den anderen ab. Auch gibt es Leute, die dieser Bocca den Fjordcharakter, das Starre, abstreiten und nur gelten lassen wollen, daß die Bucht von Cattaro eine Hochgebirgslandschaft mit etlichen eingesenkten Seen sei. Übereinstimmung herrscht aber darüber, daß die Fahrt zu Schiff durch die drei Bocche keine richtige Vorstellung vermittelt.

Das ist richtig, ein Gesamtbild läßt sich erst gewinnen, wenn man von der obersten Serpentine der Straße

auf den Bergkoloß Lovćen den Blick auf die tief unten liegenden Buchten von Teodo, Risano und Cattaro richtet. Dieser Blick schafft wahrlich für die Zeit des Schauens und Bewunderns „des Lebens Seligkeit“!

Fährt man an ruhigem Tage durch den Kanal von Cattaro, dessen Wasser blaugrün, an den Gestaden fast blauschwarz ist, so weckt die glatte Fläche den Eindruck, als durchschneide das Schiff eine Flut von geschmolzenem Erz. Die Stille inmitten der himmelragenden Felswände wirkt geradezu erschütternd, die erhabene Ruhe erinnert an das feierliche Schweigen zu St. Bartholomä am Königssee. Viel ergreifender ist jedoch die Stille und Wucht in der Bai von Cattaro. Viel zu diesem fast unbeschreiblichen Eindruck mag der Gedanke beitragen, daß der Beschauer weit, erschrecklich weit von der Heimat entfernt ist, sich tief im Süden, fast an der Pforte des Orients befindet. Die überwältigende Großartigkeit dieser farbenreichen, wildschönen Szenerie läßt aber kein Heimweh aufkommen, Sinne und Herz sind zu sehr im Banne einer Naturschöpfung, die ihresgleichen auf Erden nicht hat . . .

Ein günstiges Geschick fügte es, daß wir das ergreifende große Schweigen und lauten Jubel in der Bucht von Cattaro kennen lernen konnten. Zu stiller Stunde fangen die ungeheuren Sturzwände den leisesten Ton auf, das gewaltige Schallbecken gibt das winzigste

Geräusch weiter. Zu einer anderen Stunde erlebten wir lautesten Jubel, Pöllerdonner, Flintengeknatter, feierliches Glockengeläute, schallendes Jauchzen, alles durcheinander rollend wie eine Jubelsymphonie bis ins fernste Felsgeklüft, anläßlich des Einzuges des Statthalters von Dalmatien. Der Stellvertreter des Kaisers, Statthalter Marius Reichsgraf Attems, fuhr durch die Bucht, Seiner Majestät galt dieser eindrucksvolle Jubelhymnus. Wie ein stolzer Schwan zog der weiße Dampfer durch die blaue Flut, jauchzend begrüßt von den Bocchesen an beiden Gestaden. Živio-Rufe, Glockenklang, Pöllerdonner, Gewehrgeknatter, flatternde Fahnen, buntgeschmückte Häuser im grünen Gelände bis hoch hinauf ins Gewänd, wo Wohnstätten wie Schwalbennester hingeklebt erscheinen. Lachender Sonnenschein dazu, Kaiserwetter!

Dalmatia, wie bist du schön, wildschön und erhaben!

Wirkte der Anblick der zwischen zwei Bergkolossen eingezwängten Stadt Cattaro schon überraschend, wundersam, ergreifend und rührend zugleich war der Empfang des kaiserlichen Statthalters im Hafen der interessanten alten Stadt. Alle Behörden in Gala, die Geistlichkeit beider Konfessionen, Militärs, Lehrerschaft und Schuljugend, vieltausendköpfiges Volk aus der Stadt wie von weither aus der Felswildnis, alles vereinigt

in Festkleidung; weihevolle Töne: „Gott erhalte unsern Kaiser . . . .!“

In dieser Umrahmung und Farbenpracht, so tief im Süden des Kaiserreiches und so nahe dem Orient, wirkten die Kaiserhymne, der festliche und doch herzliche Empfang des Landeschefs unvergleichlich rührend und schön. Zumal auf den Beschauer dieser Szene, der sich in diesem Momente der Sturmzeiten, der Kämpfe auf diesem steinigen und blutgetränkten Boden erinnerte. Damals Blei und Blut gegen Österreich, jetzt: „Gott erhalte unsern Kaiser . .!“

Und die Brüder und Freunde jener Rebellen, in Nationaltracht und waffenstrotzend, stolze Männer aus dem benachbarten Montenegro hielten die Rechte salutierend an das adlergeschmückte Käppi, respektvollst grüßend den Vertreter des Kaisers Franz Josef!

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein . . .!“

Vielhundertmal wohnte ich auf österreichischem Boden ähnlichen Empfängen bei, nie hat mich, den Ausländer, das „Gott erhalte unsern Kaiser!“ tiefer ergriffen, als in Cattaro . . . .

Während der Statthalter Graf Attems einzog in die prächtig geschmückte Stadt, erlebte ich auf der Riva eine Überraschung angenehmster Art. Ein „himbeerfarbener“ Offizier (Generalstäbler) trat auf mich zu und teilte mit, daß er auf Befehl des Korpskomman-

danten Exzellenz General von H. sich zur Verfügung stelle und um Bekanntgabe der Wünsche für die Inspizierungsfahrt in die Krivošije bitte.

In glänzendster Weise hatte also der Korpskommandeur Wort gehalten, ehrlich, treu, liebenswürdig und österreichisch!

Und superlative Überraschung Nr. 2: der Generalstabsmajor entpuppte sich als Jagdgenosse aus der Jugendzeit auf tirolischem Boden!

Welcher Jubel für das alte Weidmannsherz bei solch unerwartetem Wiedersehen tief unten im Süden Dalmatiens!!

Beseligende Erinnerungen an unvergeßliche Jagdtage in der Hinterriß vor reichlich zwanzig Jahren. Grindkahl die Weidgenossen, stark gealtert, aber jung geblieben die Jägerherzen . . . .

„Decht wohl no' jung!" Wie köstlich diese tirolisch gefärbten Worte des Innsbrucker Freundes klangen!

Wie immer in meinem Leben: auf die größte Freude unvermittelt herber Schmerz! Kaum eine Stunde der erquickenden Aussprache mit dem jaagerischen Jugendfreunde war mir vergönnt. In Eile mußten dringende Angelegenheiten und die Post erledigt, dann rasch gegessen werden, und dann rief mich die Pflicht nach — Cetinje.

In Montenegro.

Hinauf in das meistverleumdete Land Europas! Man kommt leicht hinauf, sehr schwer aber ist es, auf dieser interessanten Fahrt all die Mißgunst und Vorurteile, die gehässigen Beeinflussungsversuche niederzuzwingen, deren sich ein Montenegro-Fahrer kaum erwehren kann, wenn die Absicht des Besuches bekannt geworden ist. In erstaunlicher Vielfältigkeit tritt das Übelwollen gegen Montenegro auf, es wird das interessante und arme Land von Personen verleumdet, denen eine unschöne Handlungsweise gar nicht zuzutrauen wäre. Ich bin Zeuge dafür, daß in besten Gesellschaftskreisen gehässige Anschauungen üblich sind, Äußerungen fallen, die in Gehässigkeit dem Unsinn nahekommen. Die ärgsten Verleumder wohnen merkwürdigerweise ziemlich weit vom verlästerten Lande entfernt; in der nächsten Nachbarschaft Mißgunst und Haß anzutreffen, würde begreiflich erscheinen, doch ist dies nicht der Fall! Fragt man nach den Gründen der Abneigung, der auffallend harten Beurteilung und Geringschätzung des Landesherrn und der Be-

völkerung von Montenegro, so tritt mit Sicherheit zweierlei zutage: die Lästerer können auch nicht den geringsten Beweis für ihre Behauptungen erbringen, und sie waren nie im geschmähten Lande! Würden nur grüne Schuljungen spötteln, könnte man sich über solche Schmähsucht leicht hinwegsetzen; aber der Drang zur Geringschätzung und Verleumdung offenbart sich in Kreisen, die Takt, Rücksicht und wenn nicht besondere Nächstenliebe, so doch Achtung vor ehrlichen Mitmenschen üben und sehr entrüstet wären, wollte man ihnen diese Eigenschaften absprechen. Stets war ich verblüfft, von erfahrungsreichen, gereiften Männern in angesehenen Berufsstellungen Äußerungen der Geringschätzung, wegwerfende Bemerkungen über die Montenegriner zu hören. Auf heimatlich bayerischem Boden wie sonst auf deutschem Boden.

Es ist sicher ein gutes Zeichen, daß man umso weniger unfreundliche Bemerkungen vernimmt, je näher man dem Lande Montenegros kommt.

Soweit den Hang hinauf Granatgebüsch, Ginster und Steineichen farbenprächtig reichen, liefen derlei Gedanken mit auf der von Österreich 1876—1881 erbauten Kunststraße im Karstgeklipp des Bergkolosses Lovčen. Dann aber bei der Batterie „Trinità", der alten Paßsperre, nahm der erste Ausblick auf die blaue Bucht von Teodo und das hellgrüne Feld der Župa

gefangen. Und mit jeder Straßenkehre offenbart sich immer schöner und prächtiger die Wunderwelt des Cattariner Golfes und seiner grandiosen Umrahmung, der Bai von Teodo, der Bucht von Traste, des in den Äther steigenden Gewirres der grauweißen Felsen der wilden Krivošije im Nordwesten.

Die herrlichste Hochstraße der Welt erschließt das Bocche-Diorama völlig und gewährt unvergleichliche Genüsse für Aug und Seele. Die märchenhafte überwältigende, wildromantische Schönheit der Bocche offenbart sich nur auf der obersten, höchsten Serpentine hart an der Grenze von Dalmatien—Montenegro.

Der Duft von Zitronenmelisse begrüßt auf montenegrinischem Boden den Reisenden, die blaue See tief unten verabschiedet sich, die Karstregion der „Schwarzen Berge" beginnt mit Monotonie und Rauhheit der Kreideformation.

Im Bodenmaterial ist der gewaltige Unterschied zwischen Karst- und Alpenregion zu suchen. Der Karst ist aus Kreidekalk aufgebaut und besitzt einen Faltenbau, in dessen Mulden weichere Eocängesteine auftreten. Diese werden von den Rinnsalen, die sich infolge des Regens und der Torrente (Wildbäche) bilden, leicht ausgewaschen. So entstehen Klüftungen, in denen das eingedrungene Wasser weiter arbeitet. Der Kohlensäuregehalt des Wassers vermag den Kalkstein aufzu-

lösen, und durch diesen chemischen Prozeß werden zahllose Höhlen ausgebohrt, die das ganze Karstgebirge von Triest bis Albanien durchziehen. Die berühmteste Repräsentantin dieser Höhlen ist die Adelsberger Grotte, die vor acht Jahrhunderten der Fluß Poik (Pivka) ausgefressen hat. Die Poik fließt unterirdisch weiter und tritt in einer Entfernung von mehr als fünf Kilometern unter dem Namen Unz wieder aus dem Gebirgsmassiv heraus, durchläuft das Talbecken von Planina, verschwindet abermals und erscheint als „Laibach" in Gestalt eines schiffbaren Flusses, der sich dann in die Save ergießt. Derlei Höhlenflüsse gibt es eine ganze Menge, von denen mehrere wegen ihrer „Wirksamkeit" hochberühmt sind, so die Korana, die Rjeka (Ombla bei Gravosa-Ragusa), die Fiumera bei Cattaro, die Rjeka am Skutarisee.

Die Hochplateaux, auf denen Cetinje und einige benachbarte Dörfer liegen, verlieren infolge der Karstformation all ihr Wasser auf ähnliche Weise. Die zweite merkwürdige Eigenschaft des Karstgebirges ist die Dolinenbildung (slav. dol = Tal, Vertiefung). Dolinen sind trichterähnliche, durch Erosion entstandene, rundliche Vertiefungen von verschiedener Ausdehnung und Tiefe; die kleinen Dolinen sind oft nur tischgroß zwischen zernagten und ausgewaschenen Felsblöcken, bebaut mit Mais, Bohnen oder Kartoffeln, winzige Beweise

montenegrinischen Fleißes, denen man auf der Fahrt nach Cetinje vielfach begegnet. Die Hauptstadt Cetinje selbst liegt in einem alten riesigen Trichter von einer gewaltigen Ausdehnung. Talförmige, schmale und langgestreckte Dolinen werden Polje (slav. polje = Feld) genannt; sie erweisen sich als Wohltat für die Kultur und bieten im Karst fast die einzige Gelegenheit zur Nahrungsbeschaffung und ermöglichen oft allein die Ansiedlung in der Nähe. Die oft sehr heftigen Regengüsse spülen von den Felsen allen Humus, die ockerfarbige Roterde (terra rossa) hinweg in die Dolinen, sie bildet dann das kleine, steinumrandete Feld, das die Montenegrinerin mit allem Fleiße bebaut und sorgsam hegt vor dem gefräßigen Zahn der Ziegen und Schafe. Das Kleinvieh ist auch die Ursache, daß es mit der Aufforstung, wo sie angestrebt wird, nicht vorwärts gehen kann.

Einst war das ganze Karstgebiet üppig bewaldet, die Venezianer holten sich die schönsten Stämme für ihren Schiffbau und zwar so ausgiebig, daß die Entwaldung sich über das langgestreckte Karstgebiet von Triest bis hinab nach Albanien erstreckte. Daten über Aufforstungen im südlichen Karst waren nicht zu erhalten, einem Bericht der Aufforstungskommission für das Triester Gebiet im Jahre 1911 ist Erfreuliches zu entnehmen: Angepflanzt wurden 10,5 ha Karstgebiet

mit 99 500 Bäumchen, über 300 000 Bäumchen wurden durch andere, gesündere ersetzt. Für Insektenvertilgung opferte die Kommission an 5000 Kronen. Der schlimmste Feind der Aufforstung in jenem Gebiete ist der Funkenflug der Lokomotiven, durch derlei Brände wurden rund 49 000 Bäume vernichtet, fast 10 ha vom Feuer beschädigt. Die Triester Aufforstungskommission besteht nun seit 30 Jahren und hat in diesem Zeitraume 924 ha aufgeforstet, öde und unfruchtbare Flächen in schattige Wälder umgewandelt, die von Santa Croce bis Basovizza die Triester Bergkette krönen und, abgesehen vom materiellen Werte, vom hygienischen und ästhetischen Standpunkte eine unschätzbare Bedeutung besitzen . . .

Die Grenze zwischen Dalmatien und Montenegro wird anscheinend von Zollorganen stramm bewacht, die Grenzwache hüben wie drüben waltet fleißig ihres Amtes. Es besteht eine genau geregelte Zollfreiheit im Grenzverkehr, selbstverständlich nur gültig für Grenzbewohner, die jenseits der Reichsgrenze Grundstücke zu bewirtschaften haben und von Zollzahlungen für die zur Bewirtschaftung dieser Grundstücke nötigen Gegenstände einschließlich der Aussaat zum Feldbau sowie für die auf diesen Besitzungen gewonnenen Erzeugnisse befreit sind. Diese Befreiung von Zollabgaben erstreckt sich auch auf alle Säcke und Transport-

gefäße. Der Viehverkehr ist ziemlich erleichtert und dahin geregelt, daß für den Verbrauch in den Gemeinden der Bezirkshauptmannschaft Cattaro zur zollfreien Einfuhr jährlich zugelassen werden: 6000 Rinder im Stückgewichte von nicht mehr als 300 Kilo, 20 000 Schafe, Ziegen, Kitze, oder Lämmer, und 1000 Meterzentner geräuchertes Schaffleisch, die sogenannte schreckliche Castradina, sofern diese Tiere und tierischen Produkte nachweislich montenegrinischen Ursprunges sind. Da die Montenegriner hauptsächlich von Viehzucht leben, liefert diese die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr im Werte von jährlich 2 Millionen und zwar Rindvieh, Hammel, Ziegen, Castradina, Häute, Wolle, Käse und Fische (die geräucherten Fische, Scoranzi genannt, aus dem Skutarisee). Die Einfuhr aus Österreich besteht aus Getreide, Kolonialwaren, Schießbedarf usw. im Werte von 2 ½ Millionen.

Ein aufmerksamer Beobachter kann immer die interessantesten Wahrnehmungen in Zollstationen an der Grenze machen und zwar hinsichtlich des Verhaltens der Beamten und der Durchführung der Gepäcksrevision. In Pontafel beispielsweise betreten die österreichischen Finanzwachaufseher den Rom—Wien-Expreßzug so tiefernst und feierlich, daß die Reisenden glauben müssen, die spanischen Großinquisitoren seien in österreichische Uniform gesteckt und beginnen nun

ihre hochgefährliche Tätigkeit. An der belgisch-preußischen Grenze zeichnen sich die preußischen Zöllner durch schneidige Strenge und Neugierde für belgische Spitzen aus. Seit Einführung der neuen Tabaksteuer und des gräßlich hohen Zolles für Zigaretten interessieren sich die bayerischen Zöllner mächtig für letztere, und dieses Interesse kostet natürlich viel Geld dem Reisenden, der nicht weiß, daß österreichische Zigaretten 2c. in München in bester Export-Qualität und billiger als im Erzeugungslande zu haben sind. Wie werden wohl die montenegrinischen Zöllner ihres Amtes walten?

Meine Wenigkeit freute sich ordentlich auf die Beobachtung der Gepäcksrevision im Zollamte zu Njeguš, dem ersten Dorfe auf Montenegros Boden, Stammsitze der Dynastie. Doch mit dem Studium in der Dogana war es — nichts. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß ich Uniform und Degen 2c. mitführen mußte, also der „Waffe" wegen zöllnerische Schwierigkeiten zu befürchten waren, hatte ich vom Hofmarschallamte zu Cetinje ein mich legitimierendes Empfehlungsschreiben an die montenegrinischen Zollbehörden erbeten und erhalten, das ich dem vor dem Zollhäuschen würdevoll stehenden, in Nationaltracht gekleideten Kapetan der Dogana präsentierte. Ein forschender Blick des Oberbeamten züngelte an meiner Wenigkeit

empor, dann las der Kapetan die Kreditive, salutierte und bat in serbischer Sprache, es wolle der Gospodar seine Koffer als Eigentum angeben. Das geschah sofort, meine Habseligkeiten und der staatsgefährliche Degen blieben undurchsucht im Wagen. Und der Kapetan der Dogana verschwand mit der Geschwindigkeit eines geölten Blitzes. Doch ebenso schnell kam er in Begleitung des Kapetans des Bezirkes, eines hageren, graubärtigen Offiziers in Nationaltracht, zurück. Würdevolle Begrüßung, Händedruck. Dank des erlernten Bissels Kroatisch verstand ich von dem, was der Kapetan der Dogana weiter sprach so viel, daß der Oberbeamte den „Gospodar“ aus München höflichst um die Ehre bat, ihn — bewirten zu dürfen. Ein Schälchen schwarzen Kaffee im „Grandhotel Njeguš“, einem kleinen Steinhause neben dem Zollamte, sollte ich als Gast beider Kapetane annehmen. Echt montenegrinische Gastfreundschaft, geboten mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, daher die Ablehnung unmöglich war, einer Beleidigung gleich gekommen wäre. Also rin in das winzige „Grandhotel“, wo auf einem Tische der „Schwarze“ bereits serviert war. Die Konversation fiel freilich etwas kurz aus, der Münchener „Gospodar“ stammelte kroatische Brocken, die den Kapetanen offensichtlich Freude bereiteten, noch willkommener waren aber die offerierten österreichischen Spezialzigaretten.

Dann feierliches Geleite zum Wagen, herzliche Verabschiedung auf Wiedersehen. „Z bogom!“

Und bei den Kapetanen ein vergnügtes Schmunzeln, als der Münchener plapperte: „Idemo! Napried!“ (Gehen = fahren wir! Vorwärts!)

Fort ging's. Und mit den Beobachtungen im Zollamte war es wirklich nichts. Montenegrinische Gastfreundschaft hatte ich in überraschender Weise kennen gelernt, die Amtshandlung in der Dogana aber nicht. Fast reute es mich, das Empfehlungsschreiben vorgezeigt zu haben und dadurch um Doganastudien auf montenegrinischem Boden gekommen zu sein.

Grauschwarz die kahlen Berge, ockerig die winzigen Dolinen mit mühselig gepflanztem Kukuruz oder Kartoffeln. Gedüngt der Boden von Türkenblut, sagt die Legende. Und im gewaltigen Bergkolosse Lovčen schläft Ivan Černojevich, der Barbarossa Montenegros, bis der letzte Moslim aus Europa verjagt sein wird. Wache aber hält auf schwindelnder Höhe ein Militärposten, ausschauend, ob nicht etwa feindliche Scharen von Cattaro oder aus der Župa heraufziehen ... Darauf wird der Posten wohl lange warten müssen. Kämen aber wirklich feindliche Soldaten, flink, verdammt flink würden die Männer zu Njeguš zu Abwehr und Verteidigung bereit sein. Ein Griff nach dem Gewehr, und die krieggewohnten Männer des Grenzbezirkes stehen im Feuer.

Diesen Eindruck macht wenigstens der Anblick dieser hochgewachsenen ernsten Gestalten. Geborene Krieger, aufgewachsen unter Waffen, die sie besser zu handhaben verstehen, denn Pflug und Spaten.

Aus dem Becken von Njeguš hebt sich die ziemlich gut gehaltene Straße abermals in die Höhe zum Sattel von Golo brdo (slav. golo = nackt, brdo = Berg, Gebirge). Sein Gipfel (1274 m) gewährt einen schönen Blick in das Polje von Cetinje, auf den schwach schimmernden Skutarisee in weiter Ferne und auf die Konturen der Berge Albaniens.

Schaurige Steinwüste ringsum, im winzigsten Maße verstreut Gebüsch von Steineichen, kein Baum, keine Krume fruchtbaren Bodens, Stein, ödester Karst. Schaurig schön, erschütternd, ein versteintes Meer. Das bayerische Berchtesgadener Landl hat im Hintergrunde des Königsees, zum Teil auf österreichisch-salzburgischem Boden stehend ein „Steinernes Meer", ein Chaos von Zinnen und Zacken, kahlen Sturzfelsen und Steinbuckeln, eine vielbestaunte und fleißig durchwanderte Felswüstenei. Aber dieses „Steinerne Meer" ist eine — zahme Landschaft im Vergleich zu der erschütternden Karstöde in diesem Teile Montenegros. Noch schrecklicher zeigt sich diese Karstwildnis, wenn einer der in diesen Gegenden sehr vehement auftretenden Gewittergüsse plötzlich mit aller Gewalt

herniederprasselt. Die Steinöde endet, wo das riesige Polje in einer Länge von 6 km und 1 ½ km Breite beginnt, die Hochebene von Cetinje (670 m Seehöhe), die sicher in der Urzeit ein Seebecken gewesen ist. Maisfelder, Kartoffeläcker, Wiesen und Obstgärten umgeben die überraschend saubere, schmucke Stadt Cetinje. Wenn die Bergumrahmung nicht Karstcharakter hätte, die Höhenzüge Weinberge wären, ließe sich die Haupt- und Residenzstadt Montenegros mit einer der hübschen rheinpfälzischen Städte am Haardtgebirge, etwa mit Neustadt an der Haardt vergleichen. Kleine, meist einstöckige Häuser, sauber gehalten und ordentlich getüncht, sehr reinliche Straßen und Gassen, gut gepflegte Gärtchen, alles zusammen macht einen überaus günstigen Eindruck, gemahnt wahrhaftig an die blitzblanken Städte der fröhlichen Pfalz. Daß man sich aber nicht jenseits des Rheines befindet, merkt man, abgesehen von der malerischen Nationaltracht der Leute, an den würdevoll schreitenden großen Gestalten der Männer, an ihrer ruhigen Haltung. Es gibt keinen Lärm in Cetinje, keine „Krischer", hier herrscht Zurückhaltung, fast möchte ich sagen: vornehme Ruhe, selbst während des Corso am Abend. Nur Männer spazieren auf der Hauptstraße, unterhalten sich in ruhigen Gesprächen. „Wiberlüt" sind nicht zu sehen um diese Stunde.

Und merkwürdig ruhig, diskret. Das sollen die Leute sein, denen die Gewehre zuweilen von selbst losgehen? Das „ewig unruhige Volk“ von Montenegro??

Rauchend wie die Türken! Dicker Zigarettenqualm im kleinen Raume, die Gäste sichtlich vergnügt, nicht lärmend, und zurückhaltend im Konsum von Getränken. Verzapft wird helles Bier von Nikšić, das gar nicht übel schmeckt und in — Fingerhüten verabreicht wird. Fingerhüte nach Münchener Begriffen, Gläschen mit Dreizehntelliter Inhalt, ein Münchener Schluck und das Gläschen ist leer. Und schon steht der Piccolo vor dem Gaste, um höflichst zu fragen, ob gefüllt werden dürfe. Auf Serbisch natürlich, und überraschend höflich. Der Wissenschaft halber wurde auch der montenegrinische Rotwein gekostet, der auch nicht schlecht schmeckt. Vorsichtshalber wurde auf jeden Imbiß aus den Vorräten der Bar verzichtet.

Obwohl ein stiller, alter Mann, war der Lauteste im Lokal meine Wenigkeit dadurch, daß die freundlichen Mitteilungen meines illustren Führers über die Teuerungsverhältnisse in Cetinje mir Schreckensrufe entlockten. Bisher lebten wir daheim in der bitter empfundenen Überzeugung, daß München die teuerste Stadt Deutschlands sei infolge ihrer dreimal verdammten Eigenschaft als Stadt der Feste und der Fremden.

Cetinje hat diese Eigenschaft ganz und gar nicht, aber die Hauptstadt Montenegros ist der kostspieligste Ort Europas. Ein Liter Milch kostet beispielsweise — horribile dictu — 60 Pfennige!!! Ein Fläschchen Mineralwasser eine Mark! Die Transportkosten verteuern die aus dem Auslande bezogenen Waren enorm. Kein Wunder, wenn den Residenzlern die Augen tropfen . . . Kein Wunder, daß um halb acht Uhr der „Kristallpalast“ keine Gäste mehr hatte. In Cetinje muß gespart werden wegen der himmelschreienden Teuerung. Und die Leute können sparen, strecken sich nach der Decke, ohne die Würde zu verlieren. Herr im Himmel, das Geschimpf meiner Landsleute über solche Teuerung möchte ich hören!

Die Teuerung in Cetinje spürt man im Grandhotel erst, wenn es zahlen heißt. Die Preise werden verständlich durch die Mitteilungen über die enormen Bezugsschwierigkeiten und Transportkosten. Muß doch bis auf Fleisch und im Sommer Gemüse nahezu alles vom Auslande bezogen werden! Die vom tüchtigen Hoteldirektor L. Jahn, einem rührigen und sprachengewandten jungen Manne aus Kiel, erteilten Informationen über die Verproviantierung des Hotels geben ein ebenso interessantes wie erschreckendes Bild über die ungeheuerlichen Schwierigkeiten, die manchmal unüberwindlich sind. Deshalb auch die Speisenfolge

beim Diner und Souper, die zuweilen tirolisch anmutet nach den be — „rühmten" Rezepten in Alpenstädtchen und Dörfern: „Schafenes, Schöpsernes, Gstraunes (castrone = Bock), Bockenes!

Kommt man „verfrüht", d. h. vor Beginn der „Grünzeit", da die Gärten Gemüse noch nicht liefern können, nach Cetinje, so müssen Konserven von Bohnen, Erbsen, Karotten usw. je einen Dinergang bilden. Ein regelrechter Kalbsbraten ist ein Tischereignis!

Was aber ganz vorzüglich ist, eine unvergleichliche Delikatesse genannt werden muß, das ist das verlästerte Hammelfleisch. Einmal gab es im Grandhotel mittags „gesottenes Hammelfleisch mit Konserve-Erbsen". Die meisten fremden Tischgäste ließen diesen „Gang" an sich vorübergehen, lehnten mit wenig verhülltem Schauder ab und guckten geradezu entsetzt auf den Bajuvaren, der mit Wonne diese Delikatesse verspeiste . . .

Eine erstklassige Gaststätte mit modernem Komfort ist das Grandhotel in Cetinje nicht, aber sie erfüllt ihre Aufgabe gut, hat reinliche gute Betten, freundliche und flinke Bedienung, so daß die Behaglichkeit sich alsbald einstellt. Eine zweite, kleine Gaststätte gehört dem früheren Leibjäger des Fürsten-Königs, namens Reinwein.

Schon während des Dämmerschoppens in der

Gostiona hatte der liebenswürdige Hofmarschall erwähnt, daß Majestät der König zurzeit von Gichtschmerzen geplagt sei, doch dürfe auf Gewährung einer Audienz gerechnet werden.

Am Vormittag ½11 Uhr geruhte König Nikolaus mich im Audienzsaale der neuen Villa zu empfangen. Seine Majestät trug die schmucke Nationaltracht und saß rauchend am Schreibtische des schönen, mit Waffen reichgeschmückten Saales, als ich, in Gala-Uniform selbstverständlich, eintrat. Sofort erhob sich der König, legte die Zigarette weg, winkte freundlich grüßend und rief in französischer Sprache, die slavisch weich in seinem Munde klingt: „Bonjour!“ Und in liebenswürdigster Weise lud Seine Majestät ein, auf dem Stuhle neben dem Schreibtische platzzunehmen. Da ich das, was ich pflichtgemäß zu sagen hatte, in italienischer Sprache vorbrachte, bediente sich der König sofort des welschen Idioms. In perlendem Toskanisch sprach der König über deutsche Literatur, die ihm wohl nicht zur Gänze, aber doch aus Werken mehrerer ihrer besten Repräsentanten bekannt geworden sei. Und lächelnd versicherte König Nikolaus, daß er mehrere meiner Bücher gelesen und sich die Überzeugung verschafft habe, daß die alpine Belletristik in mir einen trefflichen Vertreter besitze. Selbstverständlich bemühte ich mich nach Erstattung des Dankes für diese huld-

volle Anerkennung, einen Themawechsel zu erreichen. Das glückte aber nicht so schnell als gewünscht, Majestät ging auf Details ein und besprach einige meiner Werke, die besonders befriedigt hatten. Und mit hinreißender Liebenswürdigkeit bediente sich der König plötzlich der deutschen Sprache, die reizvolle Entschuldigung vorbringend, daß er freilich das meiste dieser Sprache im Laufe der vielen Jahre vergessen habe. „Aber als Bub in Triest hab ich gut, recht gut Deutsch verstanden und sprechen können! Tut mir leid das Vergessen!"

Geradezu entzückend klang die Bitte, nun Deutsch zu sprechen, jedoch langsam, auf daß jedes Wort verstanden werden könne.

Und nun folgte König Nikolaus mit unverkennbar großer Aufmerksamkeit den Ausführungen, die einer Würdigung seiner eigenen Dichtungen, soweit sie in deutscher Übersetzung erschienen sind, galten. Bescheiden lehnte der fürstliche Poet jegliches Lob ab, doch freute es ihn sichtlich, daß der bayerische Federfuchser die hervorragendsten Dichtungen insoweit kannte, um ehrlich versichern zu können, daß der Dichter der „Kaiserin des Balkan" und des „Arvanit" unbestreitbar geistig der Hauptrepräsentant der südslavischen Literatur sei, als Lyriker und Epiker die Kosich, Gjalski, Nusich, Matavulj usw. hinsichtlich Gedankentiefe und poetischen Schwunges bedeutend überrage . . .

Ein rührend schöner Charakterzug trat zutage durch warme Anerkennung der Leistungen südslavischer — Kollegen. Die Wärme wirkte um so erquickender, als die Anerkennung ausnahmslos war. Wenn man weiß, daß einer dieser Dichter-Kollegen Erzieher des Prinzen Danilo war und wegen eines schweren Konfliktes mit dem Landesherrn Cetinje verlassen mußte, muß die ausnahmslose herzliche Anerkennung dichterischer Leistungen besonders sympathisch berühren.

Auf die Frage, ob Majestät trotz der Alterslast noch poetisch tätig sei, ging der König insofern ein, daß er die Frage freudig bejahte und auf seine jüngste Schöpfung, einen Hymnus auf die Liebe, verwies, den ich, falls er mir nicht zu lang sei, beim kaiserlich deutschen Gesandten lesen könne. Mit schalkhaftem Lächeln fügte der König bei, daß das Gedicht einstweilen 57 Strophen habe, wahrscheinlich aber einen Zuwachs erhalten werde, falls gute Stimmung die Lust zum Dichten bringe.

Es folgte die Bitte, es wolle der Alpenschilderer sich möglichst viel vom Lande Montenegro ansehen und mit deutscher Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit darüber schreiben. „Scrivere senza esagerazione!“ Ein herzlicher Händedruck, ein huldvoll gnädiger Wunsch für glückliche Heimkehr („sretan put!“ = glücklichen Weg!),

und die Audienz war beendet. Die interessanteste Audienz, so mir je gewährt wurde, was den hohen Erteiler betrifft, ob seiner Vielseitigkeit und Klugheit.

Gladstone hat den Fürsten Nikolaus den „begabtesten und hervorragendsten Mann seiner Bekanntschaft" genannt. Die Zeitungen aller Zungen rühmen den politischen Scharfsinn, die diplomatische Schlauheit, die nie versagende Klugheit, die Kunst, „sich durchzusetzen". Selten aber lassen die Zeitungen die Gelegenheit vorübergehen, bissige Bemerkungen über die erfolgreiche Tätigkeit des Herrschers von Montenegro zu machen, weil pikante oder hämische Sticheleien stets der schallenden Zustimmung im großen, unwissenden Publikum sicher sein können. Selbst in Fällen, da ernsthafte Blätter von Ansehen und Bedeutung dem Wirken des genialen Fürsten die Anerkennung nicht versagen können, ohne sich dem Vorwurf der Ungerechtigkeit auszusetzen, wird die Tüchtigkeit des fürstlichen Diplomaten zwar nicht abgeleugnet, aber in einem Tone erwähnt, der eher auf Geringschätzung denn Hochachtung schließen läßt. In solchen Fällen nennen die Zeitungsschreiber den König „einen der großen Schlauköpfe des Balkan", oder den „alten Soldaten, in dem noch die ganze Rauflust der Jugend steckt und der den Geruch des Pulvers dem Duft des feinsten Rosenöls vorzieht". Niedliche Sätze für eine

Abiturienten-Kneipzeitung, nicht aber für erstklassige Blätter!

Schon anläßlich des 50jährigen Regierungsjubiläums des Fürsten sind Tintenströme verschrieben worden, wobei der schrecklichste Klatsch mit erstaunlichem Eifer aufgewärmt und dem Publikum aller Reiche als allerneueste Neuigkeiten vorgesetzt wurde. Noch mehr setzte die Erhebung Montenegros zum Königreiche die Federn in Bewegung. Geradezu bewunderungswürdig waren die journalistischen Bemühungen, das Motiv dieser Umwandlung des Fürstentums in ein Königreich zu erraten. Wer dies nicht fertig brachte — fast alle größeren Blätter rieten daneben —, der wetterte über die „gänzliche Skrupellosigkeit" des neuen schlauen „Königs", dem man im Ärger vorwarf, daß er als Knabe zu Njeguš die Ziegen seiner armen Eltern gehütet habe. (!) So nebenbei wurde zugestanden, daß das Regieren in Montenegro nicht gerade eine — idyllische Beschäftigung sei. Auch wurde „gnädigst" zugegeben, daß die Verhältnisse im Lande Mut, Zähigkeit, Ausdauer und Klugheit vom Fürsten erforderten. Dieses Zugeständnis scheint aber sehr rasch Reue erweckt zu haben, denn sofort wurde beigefügt, daß Nikolaus nicht „mit Samthandschuhen" regierte, daß der Fürst der „Typus der absoluten, rücksichtslosen Autokraten" gewesen sei. Auch alle

von Feinden des Fürsten verfaßten Pamphlete wurden herangezogen, exzerpiert und als Material für — „Festartikel" verwendet.

Wo die erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Politik nicht abgeleugnet werden konnte, wurde das diplomatische Wirken des Fürsten ein — „Kokettieren nach Bedarf" genannt, eine „Streberei nach Geschenken von Geld, Kanonen, Gewehren, Munition, Torpedobooten und Hausrat". (!!!)

Frech, weil straflos, beschuldigte man den Herrscher des — Möbelbettels!!! Und die Verleihung der Verfassung, die Errichtung der Skupština wurde ein — Possenspiel genannt, die Königswürde eine kostspielige Tatsache, die „man" da und dort belächle. (!)

Ist es verwunderlich, daß bei solchem Zeitungslesestoff Gymnasiasten und sonstige grüne Jungens über Montenegro und seinen Herrscher feixen, sich über die Kleinheit des jüngsten Königreiches lustig machen?!

Es muß der Wahrheit gemäß konstatiert werden, daß einige wenige Zeitungen von Bedeutung dem Könige und seinem Reiche Gerechtigkeit und ehrliche Hochschätzung widerfahren ließen. So z. B. die allzeit vornehme „Köln. Ztg.", die anläßlich der Erhebung des Fürstentums zum Königreiche schrieb: „Das Land der Schwarzen Berge nimmt durch seine politische Be-

deutung und seine eigentümliche Entwicklung und geographische Lage eine Sonderstellung ein. Seine Bewohner als Landeskinder des jüngsten europäischen Königreiches müssen bekennen, daß sie die mannigfach ihnen von den Großmächten Europas zuteil gewordene Bevorzugung und nachsichtige Duldung ihrer Eigenart und Schwächen mit in erster Linie dem diplomatischen Geschick und dem persönlichen Einfluß ihres Fürsten verdanken. Der Beherrscher der Schwarzen Berge hat sich von jeher auf ein patriarchalisches und strenges Regiment verstanden. Montenegro war lange in der Kultur zurückgeblieben, ein Volk, das Jahrhunderte auf der Hochwacht wider den türkischen Erbfeind gestanden, das in der wasser- und baumlosen Karstgegend mühsam jedem Fleckchen Erde die bescheidenste Lebensnotdurft abringen mußte, und zur Hebung der hier und da vorhandenen mineralischen Bodenschätze weder Begabung noch Mittel besaß, und in dem Manne vor allem den Krieger schätzte ... Unter den gewesenen Schülern des vom Großoheim des Fürsten, dem letzten Vladika, gegründeten Lehrerseminars und des Gymnasiums in Cetinje und unter den Offizieren der Leibwache sowie unter den Sprossen alteingesessener vornehmer Geschlechter, die sich dem Hause Petrovich Njeguš gleich oder überlegen dünkten, hat es an Unzufriedenen und

Neuerungslustigen nicht gefehlt, die gegen den Stachel des patriarchalischen Regimentes lökten oder daheim im Hof- und Militärdienste und in der Verwaltung und draußen in den diplomatischen Vertretungen nicht ihre Rechnung fanden. Sie und die allzu unvorsichtigen Träumer von einem großserbischen Reiche, die der neu gekitteten Freundschaft mit Österreich und mit dem Herrscher am Goldenen Horn gefährlich werden mochten, haben die Faust des Fürsten zu spüren bekommen. Fürst Nikolaus der Diplomat, der nach dem siegreichen Türkenfeldzug von 1878 und der durch den Berliner Vertrag ihm zuteil gewordenen erheblichen Gebietserweiterung die Zeit der Feldzüge für beendet und die der äußeren und inneren Konsolidierung des Landes gekommen sah, liebte es als Selbstherrscher nicht, seine Kreise stören zu lassen. Bei der geringen Ergiebigkeit seines Landes war er auf Unterstützung von außen angewiesen, diese Unterstützung wußte er der Verstärkung seiner Wehrmacht dienstbar zu machen. Mit Österreich-Ungarn, dessen Herrscher er ja von jeher große persönliche Verehrung entgegenbrachte, hielt er gute Nachbarschaft, dem listenreichen Abdul Hamid wußte er als gewandter Diplomat die Spitze zu bieten. Daß Fürst Nikolaus in seiner Heiratspolitik den alten Spruch: „Krieg führen lasse die anderen, du, glückliches Österreich freie“ zum Muster genommen hat, ist all-

bekannt. Der glückliche Gatte einer Frau, die Dichter, Maler und Reiseschilderer einst als die schönste ihres Landes gepriesen, und Vater einer kinderreichen Familie, sah er Eheband um Eheband von seiner kleinen Residenz in die europäischen Höfe sich schlingen. Dem Manne, den einst der Reußenzar als seinen einzigen und besten Freund im Trinkspruch gepriesen, dem Schwiegervater Viktor Emanuels, schmückte auch der deutsche Kaiser die Brust mit seinem höchsten Orden, als Fürst Nikolaus in Berlin und am preußischen Hofe, dem er länger als ein Menschenalter fern geblieben war, vor einigen Jahren als Gast erschien. Die eigentümliche Lage an der adriatischen Küste, die sprichwörtliche Tapferkeit, Ausdauer und Entbehrungsfähigkeit seiner von früh auf in den Waffen geschulten Bevölkerung mögen es im Völkerrate glaublich erscheinen lassen, daß Montenegro bei einem etwa auf dem Balkan entfachten Kriege trotz seiner Kleinheit das Zünglein in der Wage bilden könnte . . . Einst ein verwegener Reiter und ausgezeichneter Schütze, dessen Kugel Bär und Gemse selten verfehlte, macht der hochgewachsene, breitschulterige König in der kleidsamen Nationaltracht, dem die Last der Jahre und der Regierungsgeschäfte wenig anhaben konnte, eine majestätische Figur, wenn er Audienzen erteilt und Recht spricht, oder fremdländische Besucher mit

gewinnender Freundlichkeit in reinstem Pariser Französisch, das der einstige Zögling der Collège Louis le Grand an der Quelle studiert hat, in seinen mit vornehmer Einfachheit ausgestatteten fürstlichen Gemächern begrüßt."

Ich erwähnte oben, daß bezüglich des Motives zur Erhebung Montenegros zum Königreiche seitens der Presse vielfach daneben geraten wurde. Die Idee zu dieser Tat ist prioritäres Eigentum des Fürsten, sie wurde von seinen Räten nach reiflicher Prüfung der Lage gutgeheißen. Diese Prüfung hatte folgendes Ergebnis: Bei der Frage, welcher Staat auf dem Balkan die Führung erhalten solle, konnten nur Serbien und Montenegro in Betracht kommen, da ihre Herrscher nach Indigenat und Konfession der Konstellation entsprechen und aufs engste mit dem Serbenvolke verwachsen sind. Im Vordergrunde des politischen Interesses auf dem Balkan hat unzweifelhaft Serbien gestanden, von der Erhebung gegen die türkische Herrschaft an bis zur Mordnacht des 11. Juni 1903, in der König Alexander und die Königin Draga ihr Leben lassen mußten. Serbien glaubte auch nach der Annexion Bosniens und der Hercegovina durch Österreich die Parole des alten Großserbien proklamieren zu sollen. Bekanntlich zwangen die Verhältnisse zum Verzicht. Und dadurch trat Serbien, gewiß

nicht freiwillig, in die zweite Linie. Montenegro aber rückte vor.

Will man zu einer klaren Beurteilung der Bedeutung Montenegros unter den Balkanstaaten gelangen, so muß man sich die Zeit und Gestaltungen des Berliner Vertrages von 1878 vergegenwärtigen. Dieser Vertrag brachte für Montenegro bedeutende Gebietserweiterungen und die Anerkennung völliger Unabhängigkeit.

Die Türkei hatte sich mit allen Mitteln dagegen gesträubt, den Bedingungen des Berliner Vertrages nachzukommen, obwohl sie dieselben selbst genehmigt und in die geforderten Gebietsabtretungen eingewilligt hatte. Die Türkei handelte treulos und hetzte Alexander gegen Montenegro auf. Fürst Nikolaus, der Herrscher des mißachteten Montenegro, brach rasch entschlossen die diplomatischen Beziehungen zur Pforte ab und veranlaßte dadurch die Großmächte zu einem entscheidenden Schritte, zur bekannten Flottendemonstration von Dulcigno. Eine internationale Flotte von 20 Schiffen mit 7300 Mann und 136 Geschützen erschien, und der Oberkommandeur, der englische Admiral Seymour, hatte den Auftrag, den Gouverneur von Skutari und den Kommandanten von Dulcigno zur Übergabe aufzufordern. Der Sultan wollte die Übergabe Dulcignos nur unter bestimmten Voraus-

setzungen gestatten, die Albanesen weigerten sich und machten mit den Türken gemeinsame Sache. Da die Albanesen mit den Türken zusammen über 15 000 Mann und gute Befestigungen verfügten, konnte der Fürst von Montenegro keinen Angriff von der Landseite her wagen; die Kommandeure der Kriegsschiffe hatten keine Weisungen zu energischen Maßnahmen. Das Zaudern der Großmächte in Schutzgewährung für das kleine Montenegro mußte selbstverständlich die Anmaßung der Türkei aufs höchste steigern; die Pforte schraubte die Forderungen für die Abtretung Dulcignos enorm hoch, ja sie erklärte, daß sie, sich auf den Berliner Vertrag stützend, alle jene Rechte in Anspruch nehme, die ihr betreffs der Abtragung der Donaufestungen und der Besetzung des Balkan durch osmanische Truppen zustehen, daß sie aber aus Rücksicht auf die Großmächte zur Ausführung dieser Dinge bisher nicht gedrängt habe.

Ob dieser Perfidie geriet ganz Europa in Entrüstung. Aber die Mächte scheuten davor zurück, die orientalische Frage zu gewaltsamer Lösung zu bringen. Es trat eine Stockung ein, bis Bismarck den Grafen Hatzfeldt beauftragte, die Pforte aufzufordern, Dulcigno an Montenegro auszuliefern. Die Türkei gab nun nach, doch die Albanesen widersetzten sich. Der neue türkische Generalgouverneur besetzte am 23. November

Dulcigno und lud den Fürsten von Montenegro ein, zum Abschluß der Militärkonvention Delegierte zu entsenden. Schon zwei Tage später wurde diese unterzeichnet, und am 26. besetzten die Montenegriner die Festung und Umgebung von Dulcigno.

England hatte diese Demonstration ins Leben gerufen, aber Deutschland hatte den Sultan zum Nachgeben veranlaßt.

Die Grenzfragen wurden aber erst im Januar 1882 endgültig erledigt.

Eine gefährliche Zeit brach an mit dem Aufstand in Bosnien, in der Hercegovina und Krivošije. Der Nationalität nach waren die Insurgenten auf diesem österreichischen Gebiete als Serben „Brüder" der Montenegriner, stammverwandt und durch familiäre Verbindungen aneinandergekettet. Die Sympathie der Montenegriner für die Aufständischen war menschlich sehr begreiflich und natürlich. Fürst Nikolaus aber erklärte, eingedenk der übernommenen Verpflichtungen, in einer militärischen Versammlung, daß es unrecht von den Hercegovcen sei, sich gegen das Wehrgesetz aufzulehnen, denn ohne Wehrverfassung könne kein Land bestehen; Montenegro habe keinen Anlaß, sich den Österreichern feindlich zu zeigen, hingegen habe Montenegro alle Ursache, Österreich

dankbar zu sein, das nicht mit der Türkei verwechselt werden dürfe.

Diese Rede des Fürsten hatte Erfolg und fand in Wien Verständnis und Dank. Gelegentlich eines Besuches in Wien wurde dem Fürsten dieser Dank auch bekräftigt.

Später besuchte Fürst Nikolaus St. Petersburg, wo ihn der Zar als treuen Freund und Bundesgenossen begrüßte und feierte; bei dieser Gelegenheit kam es zu einem Bündnisvertrage zwischen Rußland und Montenegro, wodurch Rußlands Einfluß auf dem Balkan und in Montenegro begründet und bekräftigt wurde.

Mit Serbien wurden Bande geknüpft dadurch, daß Fürst Nikolaus seine älteste Tochter Zorka dem Prinzen Peter Karageorgevich, dem jetzigen Könige, vermählte. Allerdings trat damit eine Entfremdung zwischen Cetinje und dem Hause Obrenovich ein, da König Milan im Prinzen Peter einen gefährlichen Kronprätendenten erblickte. Auch die Tatsache, daß Fürst Nikolaus bei den anderen Mächten überaus freundliche Aufnahme fand, verstimmte in Belgrad.

Im Jahre 1885 unternahm Fürst Nikolaus eine größere Auslandsreise zwecks Studiums landwirtschaftlicher Betriebe, die für Montenegro von besonderer Bedeutung waren. Die Politik wurde selbstverständlich darüber nicht vergessen, also Paris, Berlin, Wien und Petersburg besucht.

Die Mißstimmung in Belgrad vertiefte sich um so mehr, als man dort glaubte, daß nur Belgrad die Zentrale für „Großserbien" sein könne und werden müsse. Die Eifersucht auf den wachsenden Einfluß Montenegros illustriert die Cetinjer Bombenaffäre. Diese Eifersucht wurzelt in der Erkenntnis, daß eine Vereinigung aller Serben in ein einziges Reich unmöglich ist, so lange zwei serbische Dynastien bestehen. Gewisse „Überpatrioten" kamen auf die Idee, den Fürsten Nikolaus und seine Dynastie zu beseitigen, und dieser Idee soll der serbische Ministerpräsident Pasich nicht ferne und keineswegs feindlich gewesen sein.

Trotz unruhiger Zeiten, heftiger Grenzbelästigungen, bemühte sich Fürst Nikolaus unermüdlich, seinem Lande Fortschritt und Entwickelung im Innern zu verschaffen und zu sichern. Er sorgte vor allem für Beseitigung der verworrenen Rechtszustände durch Schaffung eines Bürgerlichen Gesetzbuches, für Reformen, für eine Verfassung, freie Wahl von Deputierten, für Kreierung eines Staatsraates von sechs Ministern unter seinem Vorsitz.

Politisch klug und weitblickend war es, daß er unter dem Jubel seines Volkes 1910 Montenegro zum Königreiche erhob. Nikolaus I. wußte, weshalb er dies tat. Der Spott kurzsichtiger Kanne-

gießer konnte ihm gleichgültig sein. Der kluge Politiker wollte klar machen, daß es nun zwei Könige der Serben gibt, und daß die Großserbische Idee ohne Montenegro nicht zur Durchführung gebracht werden kann. König Nikolaus dokumentierte, daß Montenegro als Königreich zum mindesten als Serbenreich das gleiche Anrecht auf ein Großserbien hat, wie das vor Jahren vom Fürstentum zum Königreich emporgewachsene Serbien.

Freilich brachte die Aspiration auf ein Großserbien Montenegro in einen scharfen Gegensatz zu Österreich-Ungarn wegen der serbischen Länder Bosnien und Hercegovina. Zum Äußersten ließ es König Nikolaus nicht kommen, wie ja in seinem Leben immer die Klugheit des Staatsmannes und Diplomaten obwaltete. Der weise König weiß, daß die Balkanfrage nicht anders als von innen heraus gelöst werden kann. Diese Entscheidung kann und wird abgewartet werden.*) Und so erfolgte das „Avancement", über das die Presse nicht genug spotten konnte, das unwissende Publikum höhnte, weil ja Montenegro „so lächerlich klein" sei. Vom eigentlichen Motiv der tief durchdachten und reiflich überlegten Umwandlung und Erhebung

*) Als diese Zeilen geschrieben wurden, war der Ausbruch des Balkankrieges nicht zu ahnen.

hatte die Allgemeinheit ja keine Ahnung. Wenn ich recht unterrichtet bin, wußten um diese Sache lange Zeit hindurch nur zwei oder drei Personen.

Die hervorragendste Eigenschaft ist nach meiner Überzeugung des Königs außergewöhnlich große und reiche Menschenkenntnis, gepaart mit Sachkenntnis und enormer Erfahrung. Letztere zu verwerten war der kluge Diplomat stets bestrebt auf allen Gebieten. Selbstverständlich zunächst in der Politik, dann aber auch zur Hebung des Landes in volkswirtschaftlicher Hinsicht. Dafür kann ein charakteristisches Beispiel angeführt werden; das Westufer des Skutarisees, dieser „Perle von Montenegro", steigt rasch zur Rumija-Bergkette empor, das Ostufer mit dem Kastrati-Bezirk am Pronifluß grenzt an einen etwa sieben Kilometer breiten fruchtbaren Talboden am Westfuß der Berge Albaniens, der Nordrand ist stark versumpft und hat vor sich hingelagert die fünfzehn Kilometer breite und dreißig Kilometer lange, im unteren Teile sehr fruchtbare Ebene zwischen Plavnica und Podgorica (pod = an, unter, gorica = Berge, am Fuße der Berge, „Piemont"). König Nikolaus kennt von seiner Winterresidenz Podgorica aus diese Gegend natürlich sehr genau, er erkannte auch die Möglichkeit einer ungeheueren Wertsteigerung dieses Gebietes, wenn die Abflußverhältnisse des Sees verbessert würden, da da-

durch die Hälfte der Sumpffläche trocken gelegt und in ein sehr fruchtbares Paradies verwandelt werden könnte. Zur Durchführung dieses bedeutsamen und höchst wichtigen Kulturwerkes reiste König Nikolaus zweimal nach Konstantinopel, um mit dem Sultan die Urbarmachung dieses Gebietes zu beraten. Unter Strapazen und auf eigene Kosten unternahm der König im Interesse seines Landes und Volkes diese Reisen, die ihm von der ahnungslosen und auffässigen Presse und sonstigen Nörglern schwer verübelt wurden. Und als man den Zweck der Reisen und das Fehlschlagen derselben erfahren hatte, gab es erst recht ein Gezeter. In Stambul hatte man dem fürsorglichen Landesherrn die Zusage erteilt, es blieb aber echt türkisch bei den Versprechungen; der König hatte sich vergeblich bemüht, die Opfer vergeblich gebracht. Dafür wurde er aber heftig getadelt, des Mangels an diplomatischer Klugheit geziehen!!!

Klein das Land, groß sein Fürst und König! Was er in fünfzig Jahren geleistet und geschaffen hat, wird klar, wenn man sich in die Geschichte Montenegros von 1860—1910 versenkt. Selten hat ein Monarch unter schwierigeren Verhältnissen einen Thron bestiegen, als der damals kaum zwanzig Jahre alte Gospodar. Viel schwieriger waren die Verhältnisse, als die Umstände für Ferdinand in Bulgarien und

Carol in Rumänien. Gottlob war dem Gospodar Nikolaus eine außergewöhnliche Tatkraft eigen. Montenegro besaß damals keine Straßen, weder Post noch Schulen, nicht ein einziges gewerbliches Unternehmen; das vom Meere abgeschnittene Land und Volk war völlig auf sich selbst angewiesen, mußte in jedem Augenblick neuer Überfälle seitens der feindlichen Türken gewärtig sein. Quer durch das im primitivsten Kulturzustande befindliche Land zog sich von Nikšić bis Podgorica ein stark befestigter Streifen türkischen Gebietes. Schwere blutige Kriege mußten geführt werden, bis der beispiellos energische, tüchtige und kluge Fürst für sein armes Land im Berliner Vertrage von 1878 eine wesentliche Gebietsvergrößerung und den lange ersehnten Zutritt zum Meere erreichte. Im Innern sorgte der Gebieter unablässig unter schwerer Mühe und nie erlahmender Arbeit für Verbesserungen und Hebung der Kultur. Wo 1860 nichts, rein und gar nichts vorhanden war, konnte naturgemäß und bei winzigen Finanzmitteln nur Schritt für Schritt vorwärts gegangen werden. Heute leistet das Land für Kultur und Unterricht rund 300 000 Mark, besitzt 80 Volksschulen mit obligatorischem und unentgeltlichem Unterricht für Knaben, ein Gymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt mit landwirtschaftlicher Schule, ein Mädcheninstitut, etwa 30 Postämter und 25 Telegraphen-

anstalten. Der oberste Gerichtshof befindet sich in Cetinje, dazu zehn Kreisgerichte; ein Bürgerliches Gesetzbuch wurde im Jahre 1888 eingeführt. Von hochmoderner Justizpflege weiß Montenegro noch nicht viel. Bei dieser Gelegenheit sei ein in Deutschland und Österreich weit verbreiteter Irrtum berichtigt: Es ist nicht wahr, daß Nikolaus I. auf Diebstahl die Todesstrafe gesetzt hat. In den letzten Jahren seiner Regierung hatte Fürst Danilo die Prügelstrafe eingeführt, sicher die empfindlichste Strafe für die leichtverletzten Montenegriner. Die Prügelstrafe hielt Fürst Nikolaus aufrecht bis zur Gewährung der Verfassung 1905. Schon unter Danilo zeigte sich die Wirkung der Prügelstrafe in scharfen Folgen: Der von Amts wegen Geprügelte wurde wegen dieser Strafe allgemein verachtet und boykottiert, unmöglich wurden Heirat und verwandtschaftliche Beziehungen. Ein wegen Diebstahl geprügelter Mann ging der Ehre, Soldat zu sein, verlustig, das Gewehr wurde ihm abgenommen. War der amtlich Geprügelte Familienvater, so blieb ihm infolge der Boykottierung nichts anderes übrig, als auszuwandern, Montenegro für immer zu verlassen. Aus diesen Gründen hörte im Lande der Diebstahl völlig auf. Seit Einführung der Konstitution wird Diebstahl mit Gefängnis bestraft. Trotz dieser Milderung kommen Diebstahlsfälle in Monte-

negro sehr selten vor, ein wegen dieses Reates verurteilter Montenegriner wird nach Abbüßung der Strafe im Lande sehr schlecht angesehen, kann sich kaum noch halten, hat alle Achtung verwirkt. Es verletzt eben jetzt die Gefängnisstrafe das überaus empfindliche Ehrgefühl, daher die Montenegriner mit einem in solcher Art Bestraften nichts zu tun haben wollen. Zudem ist der Montenegriner von heute mehr zartfühlend und gebildet als die Stammesbrüder in anderen slavischen Staaten.

Das Land ist in 83 Kapetanien eingeteilt, der Kapetan ist politischer Beamter (Verwaltung) und militärischer Leiter, er hat in Bagatellsachen die richterliche Machtbefugnis. Hört jedoch der Landesherr von besonderen Vorkommnissen, so erhält der betreffende Kapetan Auftrag, den straffälligen Mann in den Konak zu schicken. So hatte vor etlichen Jahren der Landesherr vernommen, daß ein Gostioničar (Gastwirtschaftsbesitzer) im Norden Montenegros einen Fremden in unverschämter Weise durch maßlose Rechnungsstellung „gerupft“ hatte. Auf Befehl des Königs mußte der Kapetan den Wirt nach Cetinje schaffen, wo der Mann vom Gebieter verhört wurde. Der König machte dem Gostioničar eindringlich klar, daß der Wirt mit seiner Handlungsweise dem ganzen Lande Schande gemacht habe, und verurteilte den „Schröpfer“ zu einer Geld-

strafe von mehreren hundert Kronen. Auch mußte der Wirt die Transportkosten hin und zurück bezahlen. Von diesem Ereignis hatte mein Gewährsmann, Professor Dr. Täuber-Zürich, der sich damals in Montenegro befand, Kenntnis erlangt; Dr. Täuber reiste sogleich in jenen Bezirk und nahm Quartier bei dem abgestraften Wirt. Es war zu konstatieren, daß der Gostioničar vom Laster der Übervorteilungssucht und Profitgier gründlich geheilt war . . . .

Mit Stolz wird behauptet, daß in Montenegro so gut wie nichts gestohlen werde. Am 2. Juni, einem Sonntage, hatte das Postamt in Cetinje eine große Summe in Gold (angeblich 150 000 Kronen) an die österreichische Postverwaltung in Cattaro abzuliefern. Ohne die geringsten Sicherheitsvorkehrungen wurden des Morgens die Geldsäcke in das abfahrtsbereite Postautomobil geschafft, eine Menge Schaulustiger umstand wie immer den Wagen und beguckte die Reisenden, die nach Cattaro fahren wollten. Das Postautomobil fuhr fahrplanmäßig ab, hatte keine Schutzbegleitung (!); erst hinter Njeguš stieg ein montenegrinischer Gendarm ein, der über die Grenze bis zu der Stelle fuhr, wo ein österreichischer Gendarm wartete und den Montenegriner als Schutzorgan ablöste. In Cattaro harrten zwei weitere Gendarmen der Ankunft des Postautomobils, drei Mann mit auf-

gepflanztem Bajonett begleiteten den Geldtransport zum österreichischen Postamte. In Cetinje freute man sich, hinterdrein zu hören, daß in Cattaro zur Bewachung des im k. k. Postamte eingelagerten Geldes ein besonderer Gendarmerieposten aufgestellt worden war. Auf montenegrinischem Boden hatte man eine derartige Schutzmaßregel für überflüssig erachtet. Und den montenegrinischen Gendarm hatte man bis zur Grenze im Postauto mitfahren lassen, weil die Möglichkeit gegeben war, daß unterwegs Leute mit Sehnsucht nach den Geldsäcken vielleicht doch das Postautomobil überfallen könnten. Was im Innern von Montenegro für ausgeschlossen erachtet wird. . . .

* * *

Eine besondere Würdigung, ehrliche Verehrung verdient König Nikolaus als gottbegnadeter Dichter, dessen poetisches Schaffen die literarische Tätigkeit der Fürsten von Montenegro bedeutend überragt, soviel auch seine Vorfahren für die Dichtkunst geleistet haben. Schon Fürst Mirko, der Vater des Königs, dichtete viele Heldenlieder und ließ seine Dichtungen gesammelt im Druck erscheinen. Ein bei aller kriegerischen Veranlagung fein empfindender Poet sorgte der Vater dafür, daß Nikolaus eine möglichst gute und umfassende

Bildung in europäisch-modernem Sinne erhielt; zunächst in Triest, dann in Paris. Und nach Abschluß der Studien durfte Nikolaus weitgedehnte Reisen unternehmen.

Noch als Student verfaßte Nikolaus Gedichte für den Almanach „Orlich", später Dramen, die ein starkes Talent erkennen ließen. Die bedeutendsten dichterischen Schöpfungen sind die Dramen: „Die Kaiserin des Balkan" und „Fürst Arvanit", von denen das erste den Frauen Montenegros gewidmet ist und in zwei deutschen Übersetzungen in Buchausgaben erschien. „Fürst Avanit" wurde in deutscher Ausgabe in Augsburg gedruckt.

Es ist keine höfische Schmeichelei, wenn gesagt wird, daß König Nikolaus ein wirklich bedeutender, echter Dichter von warmem Gefühl und hochpoetischem Schwung ist. Wer die beiden Bühnenwerke aufmerksam gelesen hat, wird zugestehen müssen, daß ihr Verfasser nicht ein Talentchen, nicht ein Dilettant, sondern ein Poet von Gottes Gnaden, ein Genie von großem Können ist. Und verwundert muß man sich fragen, warum diese Dramen in guter szenischer Einrichtung nicht schon längst über die an guten Werken so arme Bühne gegangen sind. Aufbau, Empfindung und die schwungvolle Sprache, sichere und meisterhafte Charakterzeichnung der historischen Personen, starke, vor-

wärts drängende und fesselnde Handlung sind gegeben und reihen sich den besten Schöpfungen dramatischer Gestaltungskraft an. Und was besonders packend wirkt trotz der schlichten Ausdrucksweise, das ist die glühende, reine und tiefe Vaterlandsliebe.

Das Drama: „Die Kaiserin des Balkan“ (in der guten Übersetzung von Heinrich Stumcke) ist des Königs hervorragendste Schöpfung, entstanden unter dem Eindruck des siegreichen Krieges gegen die Türken zu Ende der siebziger Jahre. Der geniale Dichter läßt durch den Mund seiner Gestalten manche seiner Träume und Hoffnungen verkünden; so läßt er den alten Fürsten von Zeta in einer großen wuchtigen Rede an seinen jungen ruhmdürstenden Sohn auf dessen Klage, daß die Völker auf dem Balkan sich um des Glaubens und ihres Volkstums willen befehden und dadurch die Macht der Moslims stärken, sagen:

„O, wenn Bulgaren, Serben und Kroaten
Sich brüderlich die Hände reichen wollten,
Und auch des Griechenvolkes Weisheit schätzen,
Dann würden jetzt wohl andre Lieder schallen
Von des Olympos Höhen bis zur Drau,
Planvolle Eintracht würde segnend walten
In den durch Feindschaft jetzt getrennten Stämmen;
So aber büßen schwer sie ihre Schuld,
Indem sie unter fremdes Joch sich beugen.“

Das tief ergreifende Drama ist das Hohe Lied der heißen Liebe zur Heimat, zum Vaterlande. Läßt sich Stanio, der zweite Sohn des Gospodars von Montenegro und Zeta, vom Sultan unter dem Versprechen der Kaiserkrone des Balkan zum Treubruch am Vaterlande verleiten, Danica, die Stanio liebt, stellt die Liebe und Treue zu Heimat und Vaterland über die Kaiserkrone, sie will nicht Kaiserin werden, sie verzichtet auf die Liebe des Abtrünnigen, sie bleibt Montenegrinerin, denn in den Schwarzen Bergen ist jedes Weib eine Kaiserin dank dem Hochgefühl glühender Heimatsliebe und Vaterlandstreue!

Nach einer hochpoetischen, wundervoll gestalteten Liebesszene sucht Danica den Tod in den Wellen. Um dieser einen hinreißend schönen Szene wegen würde das Drama die Aufführung an einer erstklassigen Bühne vollauf verdienen! Hoffentlich kommt es im Hinblick auf die Tatsache, daß in den letzten Jahren bessere historische Dramen nicht auf die Bühne gebracht wurden, bald zur Inszenierung! In diesem Falle aber möge sich der Regisseur der Buchausgabe von Stumcke bedienen!

Prachtvoll gestaltet sind die Personen im Drama „Fürst Arvanit", einer Geistesarbeit von großer Bedeutung. Geradezu wunderbar schildert der Dichter das Schicksal verzehrender Liebe und ihr erschütterndes

Ende infolge Verschmähung, denn der Heißgeliebte wahrt seinem Weibe die Treue. Nicht minder schön und ergreifend mahnt der Dichter zur Glaubenstreue, indem er sagt:

„Wer Gott will ehren, muß den Glauben schützen,
Er ist das Köstlichste, was uns gehört;
Und wo die Freiheit fehlt, kann Gold nicht nützen;
Da ist des Volkes wahres Glück zerstört."

Im Vorwort zu diesem Drama singt der Dichter ein herrlich Lied der Bruderliebe und Eintracht:

„In Zetas schöne, sagenreiche Gründe
Hat wieder mich geführt die Vila (Fee) traut,
Damit ich Mirko, meinem Sohn verkünde,
Was ich zu seiner Freude dort erschaut:

Es ist einst einem Fürstensohn gelungen
Mit winz'ger Schar ein kühner Widerstand,
So daß nicht eines Türken Fuß gedrungen
In Serbiens kleinstes, unbesiegtes Land.

Solch eine Mär aus längstvergang'nen Tagen
Tut jungen Männern not in unsrer Zeit;
Sie soll von Liebe und Vertrauen sagen
Und wie durch sie ein Heldenwerk gedeiht.

Dem Fürsten Heil, der sein nennt einen Bruder,
Doch weh dem Bruder, der die Pflicht vergißt!
Die Eintracht ist das stärkste Lebensruder,
Nur eine stumpfe Waffe ist der Zwist."

Obwohl dieses Drama noch nicht über die Bühne gegangen ist, glauben Nörgler ihm jede Wirkung absprechen zu müssen. Und der Übersetzer schwächt seine eigene Arbeit ab durch den Hinweis, daß das Drama mit seiner südslavischen Denk- und Gefühlsweise im Widerspruch zum „westeuropäischen" Empfinden stehe. Auch gesteht der Übersetzer ein, daß er aus „dramaturgischen" Gründen Änderungen vornahm, sodann tadelt er die Verknüpfung von Vorgängen durch das äußerliche Mittel des Briefes. Das Erstaunlichste ist aber der tadelnde Vorwurf, daß der Dichter dieses Drama in der „kurzen Zeit von fünf Tagen" geschrieben habe!!! Und zum Schlusse verkündet der Übersetzer, daß das Drama auf den Wert und die Bedeutung eines formgerechten Bühnenstückes verzichtet! Es dürfe das Werk nur als „Beweis für ein schönes Talent" gelten!

Ein sonderbarer „Heiliger", dieser Übersetzer und Dramaturg, der sich nach dieser „Prachtleistung" der — Zustimmung des hohen Verfassers rühmt!!! Hoffentlich findet sich bald ein — anderer Übersetzer . . . . .

Groß ist die Zahl der lyrischen und epischen Gedichte, in denen der fürstliche Poet den richtigen Ton angeschlagen hat, um in den Herzen seiner Landeskinder ein lebendiges Echo zu wecken. In köstlich kecken Trutzliedchen wirft er dem Erbfeinde den Fehdehandschuh hin, feuert er die Falken der Schwarzen Berge an, eingedenk zu sein des bei Kossovo vergossenen Blutes, der kriegerischen Großtaten der unvergessenen Helden des Serbenvolkes. In hinreißenden Jubeltönen besingt Nikolaus die blaue Adria, die nach der Einnahme von Dulcigno und Antivari endlich auch Montenegros Küste bespülte:

„Sei gegrüßt in deiner Pracht!
Selig will das Herz mir pochen!
Doch dein Anblick mahnt mich auch,
Was die Welt an uns verbrochen.

Hielt sie denn nicht zwei getrennt,
Drauf noch freie Herzen schwellen,
Zwei, die beide groß und hehr,
Meine Berge, deine Wellen?

Doch vorbei, ich fluch' ihr nicht,
Ob auch Leid uns draus entsprossen.
Blaues Meer, nun bist du mein
Durch das Blut, das wir vergossen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dem Fürsten Heil, der sein nennt einen Bruder,
Doch weh dem Bruder, der die Pflicht vergißt!
Die Eintracht ist das stärkste Lebensruder,
Nur eine stumpfe Waffe ist der Zwist."

Obwohl dieses Drama noch nicht über die Bühne gegangen ist, glauben Nörgler ihm jede Wirkung absprechen zu müssen. Und der Übersetzer schwächt seine eigene Arbeit ab durch den Hinweis, daß das Drama mit seiner südslavischen Denk- und Gefühlsweise im Widerspruch zum „westeuropäischen" Empfinden stehe. Auch gesteht der Übersetzer ein, daß er aus „dramaturgischen" Gründen Änderungen vornahm, sodann tadelt er die Verknüpfung von Vorgängen durch das äußerliche Mittel des Briefes. Das Erstaunlichste ist aber der tadelnde Vorwurf, daß der Dichter dieses Drama in der „kurzen Zeit von fünf Tagen" geschrieben habe!!! Und zum Schlusse verkündet der Übersetzer, daß das Drama auf den Wert und die Bedeutung eines formgerechten Bühnenstückes verzichtet! Es dürfe das Werk nur als „Beweis für ein schönes Talent" gelten!

Ein sonderbarer „Heiliger", dieser Übersetzer und Dramaturg, der sich nach dieser „Prachtleistung" der — Zustimmung des hohen Verfassers rühmt!!! Hoffentlich findet sich bald ein — anderer Übersetzer . . . . .

Groß ist die Zahl der lyrischen und epischen Gedichte, in denen der fürstliche Poet den richtigen Ton angeschlagen hat, um in den Herzen seiner Landeskinder ein lebendiges Echo zu wecken. In köstlich kecken Trutzliedchen wirft er dem Erbfeinde den Fehdehandschuh hin, feuert er die Falken der Schwarzen Berge an, eingedenk zu sein des bei Kossovo vergossenen Blutes, der kriegerischen Großtaten der unvergessenen Helden des Serbenvolkes. In hinreißenden Jubeltönen besingt Nikolaus die blaue Adria, die nach der Einnahme von Dulcigno und Antivari endlich auch Montenegros Küste bespülte:

„Sei gegrüßt in deiner Pracht!
Selig will das Herz mir pochen!
Doch dein Anblick mahnt mich auch,
Was die Welt an uns verbrochen.

Hielt sie denn nicht zwei getrennt,
Drauf noch freie Herzen schwellen,
Zwei, die beide groß und hehr,
Meine Berge, deine Wellen?

Doch vorbei, ich fluch' ihr nicht,
Ob auch Leid uns draus entsprossen.
Blaues Meer, nun bist du mein
Durch das Blut, das wir vergossen!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Milde weiß sie zu verzeihen,
Uns in Großmut zu vergeben —
Wissend, was wir schlecht getan,
Kennt sie nicht der Rache Plan.

Wie die Bien', von Blum zu Blume
Fliegt sie nicht in leichtem Fluge;
Wo sie sichere Statt gefunden
Bleibt sie fest in Treu' verbunden.

Schauet nicht nach Rang und Würden,
Nicht nach ird'schem Gut, noch Habe —
Wertet prinzliches Geblüt
Wie des Hirten schlicht Gemüt.

In Palästen, ärmsten Hütten
Sucht sie Rast im Weltenlaufe;
Bringet Leben, Lust wie Not,
Höchstes Glück wie Liebestod.

Doch auch ihrem Machtvermögen
Grenzen zog ein weiser Wille,
Ihren stolzen Adlerflug
Höchster Rat in Schranken schlug.

Auf den Ruf des Kriegs, der Ehre
Muß sie weichen, stumm sich fügen;
Mit der Abendröte Strahl
Schwebt sie schweigend aus dem Tal." ——

Vom seligsten Glück, von höchster Lust und Freude schwebt der Hymnus hernieder zur Elegie der Entsagung, des Abschiedes:

„Denn wo verglüht die Flamme,
Wo verblüht die Frühlungsblumen,
Weicht die Liebesseligkeit
Kalt erzwung'ner Höflichkeit.

Wo einst helle Funken sprühten,
Purpurrot die Wangen glühten,
Brennt ein mattes, trübes Licht,
Wärme spenden kann es nicht . . . ."

Leichtflüssig und doch schwungvoll, von innerer Glut erfaßt, hat König Nikolaus diesen prächtigen Hymnus auf die Liebe geschrieben, und H. von Eckardt schuf mit der Übersetzung ein sozusagen neues Poem in formvollendeter Sprache, die in vielen Versen an die prächtigsten Gebilde Dingelstedts gemahnt.

Der herrliche Hymnus in deutscher Übertragung ist zunächst für den engeren Freundeskreis in der Staatsdruckerei zu Cetinje gedruckt worden. Ein Neudruck für die Öffentlichkeit wird in Bälde erfolgen, so daß auch das große Publikum deutscher Zunge an diesem Hochgesang sich erquicken, die prächtige Schöpfung des slavischen und des deutschen Dichters bewundern kann.

Im dichterischen Schaffen erfreut der König sich einer Frische und Arbeitslust, daß bei seiner erstaunlichen Rüstigkeit, trotz der zeitweilig auftretenden, hinderlichen Gichtplagen, noch manche köstliche Blüte aus dem Zaubergarten der Dichtkunst zu erhoffen ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach der Audienz bei S. M. dem König Nikolaus geruhte J. K. H. die Kronprinzessin Milica, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, meine Wenigkeit im kronprinzlichen Palais zu empfangen. Um die bildschöne hohe Frau aus dem fernen Norden ranken sich die Blüten der Legende, die in duftigpoetischer Weise von südlichheißer Liebe des Thronfolgers zur blonden Prinzessin zu erzählen weiß. Von allerliebsten heimlichen Fahrten aus dem Land der Schwarzen Berge in die Gefilde des alten Dessauers, hinauf in den hohen Norden trotz Gefährlichkeiten und Verboten. Amor vincit omnia. Und begreiflich ist die Schwärmerei Danilos für seine bildschöne, zarte Gemahlin, eine Liebe, die in dreizehn Ehejahren keine Schwächung erlitten hat. Jammerschade, daß diesem schönen Paare der Kindersegen versagt ist!

In reger Konversation, die vielfach nach Norddeutschland hinübergriff, verfloß die Zeit nur zu rasch. Ein liebenswürdig gewährter huldvoll gnädiger Abschied, dem etliche Stunden später ein köstlich Geschenk

folgte: das Bild der hohen schönen Frau mit handschriftlicher Widmung zum Andenken an die Stunde in Cetinje . . . . .

Der nächste Besuch gebührte sebstverständlich dem Vertreter Deutschlands auf montenegrinischem Boden, dem kaiserlichen Gesandten Exzellenz H. von Eckardt.

Innigen Dank auch an dieser Stelle dem Vertreter des Kaisers für die genußreiche Teestunde, die mit ihrem schöngeistigen Inhalt dem alten Federfuchser unvergeßlich bleiben wird bis ans Lebensende.

Ein vermeintliches Privatvergnügen leistete ich mir nach diesen offiziellen Besuchen als „Zivilist“ durch einen Stadtbummel mit dem Elaborat eines Wiener Feuilletonisten Z. in der Hand. Es sollte mal die Wirklichkeit verglichen werden mit dem geschriebenen Wort. Zunächst wurde die Schule aufgesucht, denn jener Wiener Feuilletonist behauptet, daß die Schuljungen von Cetinje nicht nur bewaffnet in die Klasse gehen, sondern daß im Schulzimmer auch — geschossen werde, wenn beispielsweise der Lehrer böse geworden ist!

Die von mir beobachteten Schuljungen, auch die Gymnasiasten waren nur mit B ü c h e r n „bewaffnet“, sie grüßten mit überraschender Höflichkeit, geschossen wurde n i c h t !

Mit dem Gymnasium ist es eine eigene Sache, die eine gewisse Gefahr in sich birgt. An sich ist jede Bildungsanstalt zu begrüßen, also auch das Gymnasium in Cetinje. Prüft man aber die Frage, was denn die Absolventen werden sollen, so fällt die Antwort sehr schwer. Vielfach besuchen die Maturanten mit Unterstützung ihres Landesherrn die Universitäten von Wien, Belgrad oder Paris, studieren durchwegs fleißig und gewissenhaft. Nach Beendigung ihrer Studien kehren die jungen Männer in die Heimat zurück und wollen nun ihrer Bildung entsprechend angestellt werden. Nun hat Montenegro als Kleinstaat nicht so viele Stellen zu besetzen, als Anwärter vorhanden sind, deren Zahl naturgemäß bei dem starken Andrang zum Gymnasium und bei dem Bildungshunger von Jahr zu Jahr wächst. Zur Versorgung dieser von den Hochschulen heimgekehrten Leute gebricht es an Staatsmitteln. Ohne Beschäftigung, finanziell direkt hilflos und arm, grollen die jungen Männer nicht ihrem Schicksal, sondern dem Staate und dem Landesherrn, sie beteiligen sich, wie das ohnehin dem Wesen der Südslaven entspricht, an der Politik, sie werden Agitatoren und schüren die Unzufriedenheit. Die Parteiagitation gewährt zwar keinen Broterwerb, immerhin ist sie ein Mittel zur Vertreibung der Langeweile, zur Zeitausfüllung, auch kann der Groll, die Enttäuschung sich Luft machen.

Das bayerische Kultusministerium sah sich in jüngster Zeit (September 1912) genötigt, wegen Überfüllung aller Berufe die Bedingungen für die Aufnahme von Schülern in die Staatsgymnasien erheblich zu verschärfen, Strenge für alle Examina, besonders für die Matura anzuordnen. Der Erfolg dieses Erlasses war sofort zu spüren in der Abwanderung in die — Realschulen. Der Eintritt in die Gymnasien war bedeutend vermindert.

Inwieweit das montenegrinische Ministerium aus der bayerischen Verfügung Nutzen ziehen wird oder kann, mag dahingestellt bleiben, zumal es in Cetinje eine Realschule nicht gibt. Für die Dauer wird die Vermehrung unzufriedener Elemente umso weniger angängig sein, als die Unzufriedenheit im Lande über die wachsenden Lasten (Steuern) ohnehin groß ist. Die Modernisierung der Staatsverwaltung kostete viel Geld, die Kosten bleiben dauernd, werden stetig wachsen, die Mittel aber fehlen. Die Staatsnot zwang zur Einführung von Monopolen, die wie überall der Regierung schwer verübelt werden, besonders natürlich in Montenegro, wo es seither nur die Blutsteuer gegeben hat. In dieser Unzufriedenheit wurzeln denn auch die von Zeit zu Zeit auffliegenden unsinnigen Gerüchte, die Verdächtigungen des Landesherrn, die, je toller desto lieber, von der ausländischen Presse

aufgegriffen und gierig verbreitet werden. Man kann in dieser Beziehung „Wunder erleben" in Cetinje, wenn man unzufriedenen Elementen geduldig zuhört. Einem meiner Tischgenossen versicherte ein „Residenzler" in englischer Sprache, daß der König bare neunzig Millionen (!) Kronen in der Bank zu London deponiert habe, trotz seines Reichtumes absolvierte Hochschüler verhungern (!) lasse, alle Staatseinnahmen für sich (!) beanspruche und das arme Land dem Bankerott entgegenführe. Worauf der „brave Mann" meinen Tischgenossen um ein „Darlehen" von zwanzig Piastern anging . . . .

Grundfalsch und total irrig wäre es, die Unzufriedenheit zu generalisieren; wer tiefer schürft, wird bald erkennen, daß der Kern des Volkes trotz Armut und Lasten dem Landesherrn treu ergeben ist, daß die Montenegriner ihren König nicht nur ehrlich achten, sondern herzlich verehren, denn sie wissen, was Nikolaus in mehr als fünfzig Jahren seiner Regierung für Montenegro geleistet hat.

Mögen fremde Journalisten noch so spotten, der montenegrinische Staat erfreut sich einer straffen Ordnung, sozusagen preußischer Strammheit, die dem Kriegervolk zusagt, dem Charakter entspricht.

Über die budgetären Verhältnisse Montenegros glauben sich bei uns daheim Schulbuben lustig machen

zu müssen. Geht man das Budget Posten für Posten durch, so stößt man auf manche Etatziffer, die Achtung einflößt. Um ein Beispiel anzuführen: Das arme kleine Montenegro hat mit der Konvention vom Jahre 1886 den Katholiken das Recht der freien und öffentlichen Religionsausübung gegeben, und weil die Katholiken Montenegros außerstande sind, einen Bischof finanziell zu unterstützen, zahlt der Staat Montenegro freiwillig dem römisch-katholischen Erzbischof von Antivari eine jährliche Apanage von fünftausend Franken. Die einzige Bedingung, die der Staat stellte, lautet: Der jeweilige Erzbischof muß in Cetinje „persona grata" sein. Das ist eine Noblesse Montenegros, die ehrlichen Dank verdient!

Paläste, monumentale Staatsgebäude gibt es in Cetinje nicht, man muß haushalten, sparen, sich nach der Decke strecken. Deshalb ist auch das Haus der Ministerien ein einfaches Gebäude, kein Palazzo. Der Wiener Feuilletonist hat die Kühnheit, dieses Behördenhaus mit einer „schlechtgehaltenen Polizeiwachstube" zu vergleichen. Und vom Stiefelwichserjungen des Grandhotel behauptet der „witzige" Feuilletonist, daß der Junge — Mitglied der Regierung von Montenegro, Neffe des Kriegsministers sei!!! Possenreißerei um jeden Preis, auf Kosten anständi-

ger Leute, nur zum Zwecke, die Leser lachen zu machen!

Um der montenegrinischen Regierung einen Hieb zu versetzen, witzelt der Feuilletonist, daß die hohe Politik in Cetinje auf der Gasse (!) zwischen zwei Zigaretten gemacht werde! Und die Bank von Montenegro wird mit einer „fliegenden Tabaktrafik", wie man sie in Wien auf großen Bauplätzen vorfindet, verglichen! Den Kriegsschatz Montenegros wird der „witzige" Feuilletonist wahrscheinlich nicht gesehen haben, gleichwohl schreibt der „liebenswürdige" Mann, daß der Kriegsschatz aus Nickelscheidemünzen bestehe! In solchem Tone geht es weiter bis zur empörenden Verunglimpfung des Landesherrn in einer Personschilderung, die anständigen Menschen die Schamröte in die Wangen treibt. Diese maßlose Verhöhnung ist der Dank dafür, daß der Landesherr die Journalisten als Gäste bewirtete . . . . .

Unmöglich war es, mit diesem „Führer" die Stadt zu durchwandern. Aber auch die Elaborate anderer „Schilderungskünstler" erwiesen sich beim Vergleich der Darstellung mit der Wirklichkeit als nicht besser. Alles Lug und Trug, sensationell aufgeputzter Klatsch, blödes Gewäsch. „Gschmatz" sagt der Altbayer derb, aber zutreffend.

Wo immer man in Montenegro wandern mag,

in der Hauptstadt wie in anderen Städten, die es trotz gegenteiliger Behauptungen gibt, in Podgorica wie in Rjeka, in Dörfern und Weilern, überall begegnet man den Leuten mit dem — Regenschirm in der Hand. Dieses Begleitungsinstrument in der Hand bewaffneter Männer und lastenschleppender Weiber blieb indes nur einen Tag ein Rätsel. Das Verständnis für den Regenschirm und seine Nützlichkeit brachten die schweren Güsse, die oft plötzlich kamen und mit Vehemenz niederprasselten. Diese „Platzregen" Wolkenbrüche zu nennen, wäre zu viel gesagt, in der Diminutivform „Wolkenbrüchle" stimmt die Sache so ziemlich. Sie dauern nicht lange, sind aber heillos ergiebig und verursachen ein anerkennenswertes Spektakel. Auf der Straße von Rjeka nach Cetinje ungefähr sechsmal von solchen Güssen erwischt, zum Schlusse beim Stadtpark bis auf die Haut durchnäßt, hatte ich im Hotelbett, während die Kleider in der Küche zum Trocknen aufgehängt waren, genügend Zeit, über die meteorologischen Verhältnisse und die Niederschlagmengen in Montenegro nachzudenken. Bezüglich der mittleren Höhe der Niederschläge rivalisieren Cetinje (670 m) und das höchstgelegene „Nest" Dalmatiens, Crkvice (1062 m) sehr heftig, doch blieb Crkvice im Jahre 1910 mit der kolossalen Niederschlagsmenge von 6430 mm Sieger. Die alles wissenden Journalisten sagen, daß die

fast täglichen schweren Regengüsse von den südlichen Winden verursacht werden.

Empfindlich gegen Regen sind die Nachtigallen von Cetinje nicht, sie „schluchzen" im Stadtpark und am Abhange des Orlov Krš in Nähe des Klosters sehr fleißig „zwischen den Tropfen hindurch".

Einen montenegrinischen Regenschirm wollte der Wanderer sich nicht kaufen, von den letzten Erfahrungen gewitzigt, nahm er fürder den Mantel mit. Der Himmel Montenegros lachte von nun ab spöttisch und gewährte Sonnenschein und Hitze.

Über den montenegrinischen Regenschirm schrieb Fräulein von Monbart („Hans von Kahlenberg") in ihrer farbenreichen Feuilletonserie ziemlich boshaft, daß der Regenschirm riesig und von Baumwolle sei, in der Hand der Söhne der freien Berge, der Türkenbezwinger, einen „Anklang von komischer Oper" gäbe. Nach Ansicht der Verfasserin des konfiszierten „Nixchens" wirke der montenegrinische Regenschirm „detonierend". Des weiteren behauptet Fräulein von Monbart mit erstaunlicher Kühnheit, daß der „anstößige" (?) Regenschirm ein Attribut der montenegrinischen Männlichkeit, unzertrennlich vom Krieger Montenegros, bei den Frauen aber n i e zu sehen sei. Letzteres bestreite ich, denn ich habe auf Landstraßen in Montenegro und in der Krivošije in den Händen

von montenegrinischen Frauen und Mädchen immer den Regenschirm deutlich gesehen. Wenn Fräulein von Monbart einigemal auf Wanderungen gründlich naß geworden wäre, würde die Dame den Regenschirm in den Händen des montenegrinischen Landvolkes weder „anstößig" noch „detonierend", sondern sehr praktisch finden. Die sehr gut schreibende Dame hat auch noch eine, ihrer Ansicht nach „betrübende" Beobachtung bei den „in Scharlach und Purpur" schreitenden Montenegrinern gemacht, nämlich die entsetzliche Wahrnehmung, daß die „prachtvollen, reliefverzierten silbernen Patronenbüchsen am Gürtel geschnittenen Tabak für Zigaretten enthielten". — Das ist einfach schrecklich! Aber Fräulein von Monbart sah noch Gräßlicheres: „Die Helden rauchten viele Zigaretten, tranken dazu Zitronenlimonade und aßen Gefrornes!" — — In Frauenhänden hat die Dame den „anstößigen" Regenschirm nicht gesehen; von den Montenegrinerinnen sagt Fräulein von Monbart in einer Art von Verzückung: „Ich habe nirgends schönere, stattlichere, edlere Frauen gesehen, als die montenegrinischen; ich glaube nicht, daß es in der ganzen Welt ihresgleichen gibt. Die Grundform ist aus den Bildern der Fürstin Milena der Welt wohlbekannt. Königlich liegt die natürliche Krone der schwarzen schweren Flechten um das aufrecht getragene Haupt, aus dem

vollen Kranz fällt der weiße, schleierartige Kopfputz, ihre Tracht der langen, geschlitzten Überkleider ist zugleich bequem, gesund und kleidsam, — selbst die alten Frauen, die sonst im Süden fürchterlich werden, bleiben hier schön. So denke ich mir die Matrone der frühen Republik. Das Schönste sind die jungen Mädchen. All unsere Ideen über Frauenfortschritt und Frauenbeglückung kommen ins Wanken. Wo Frauen so schön sein können, wo sie so göttlich unschuldig, fest und zugleich stolz blicken, müssen ihre Lebensbedingungen dort nicht natürliche, freie und vorbildliche sein?" — Um mich der Worte der Dame zu bedienen: mir kommt auch etwas ins Wanken, der Glaube nämlich, daß Fräulein von Monbart — normal sehende Augen hat!!!

Auf der sehr gut gehaltenen Straße nach Podgorica begegnete dem Wanderer ein unlösbares Rätsel in Gestalt eines kraftstrotzenden Mannes, einer schwächlichen und leidlich hübschen Frau und eines leer trottenden Eselchens. Der Gatte trug den unvermeidlichen Revolver im Gurt, sonst nichts. Das Eselchen trug auch nichts. Die Frau trug einen Regenschirm und schleppte in einer Art Rucksack schwere — Dachziegel!!! Muß das so sein??? Gehört das zu den „natürlichen, freien und vorbildlichen Lebensbedingungen" à la Helene von Monbart???

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Früher war Podgorica die Winterresidenz des Landesherrn, jetzt verbringt König Nikolaus die rauheste Jahreszeit in der Villa Capolica in Antivari, der montenegrinischen Hafenstadt am adriatischen Meere. Ein weißleuchtendes Haus in einer großen grünen Ebene nahe am Strande. Im Hintergrunde der weitgebuchteten Rhede befindet sich Antivari, die zur Römerzeit „Antibarium" genannte Ortschaft. „Antibarium", das heißt: dem heute italienischen Bari gegenüberliegend, in malerischer Lage am Fuße der Rumia-Vorberge. Hoch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts soll der Ort mehr als 8000 Einwohner gehabt haben. Wegen seiner Fruchtbarkeit wird der Landstrich das „Italien Montenegros" genannt; nebst Olive und Feige, Mais und Wein, Nuß- und Maulbeerbaum, die prächtig gedeihen, trägt der Boden auch Agrumen, und das Klima läßt sogar Dattelpalmen im Freien fortkommen. Im Jahre 1877 wurde die Stadt von den Montenegrinern in Trümmer geschossen, von den Bewohnern größtenteils verlassen. Ein Chaos von Ruinen ringsum.

Am Strande ist eine Kolonie neuer Gebäude entstanden, die sich zum Kernpunkt des künftigen Hafenortes Antivari entwickeln soll und wohl auch entwickeln wird. Der Freihafen wurde im Mai 1908 eröffnet, die Grundsteinlegung zur neuen Stadt vorgenommen,

wobei der Landesherr in einer Rede auf die große Bedeutung hinwies, die Antivari für Montenegro hat.

Eine Eisenbahn verbindet Antivari mit Virpazar.

Nach mehr Eisenbahnen lechzt Montenegro, aber der Karst bereitet große Schwierigkeiten, deren allergrößte der Mangel an Finanzmitteln ist.

Viel, viel weiter voran würde das interessante Land ohne die Armut sein. Und weil es arm ist, glauben soviele dünkelhafte Europäer über Montenegro, das seine Armut mit Würde und bewundernswerter Genügsamkeit trägt, witzeln und spotten zu müssen. Ein lächerlicher Spott von Leuten, die das Land nie gesehen, von den guten Eigenschaften des Volkes keine Ahnung haben!

Es ist merkwürdig, in wie kurzer Zeit des Aufenthaltes die Sympathie für Montenegros Volk wächst, wie rasch sich die unvermeidliche Scheu vor dieser so fremden Welt verflüchtigt. Wenige Tage genügen zur Gewinnung eines völlig anderen, guten Eindruckes, wenn der Besucher sich umtut mit offenen Augen und den Verkehr mit den Montenegrinern nach Möglichkeit pflegt. Zum Verkehr mit Landleuten ist freilich etwas Kenntnis der kroatischen bzw. serbischen Sprache unerläßlich. Wer von Montenegrinern der deutschen

Sprache mächtig ist, — die studierten jungen Leute —, ist eine nicht völlig einwandfreie Informationsquelle. Da ist Vorsicht angezeigt.

Die seit Einführung des Postauto-Verkehres üblich gewordenen sogenannten Blitzbesuche — am Nachmittag Abfahrt von Cattaro, Nächtigung in Cetinje, am Morgen Rückfahrt nach Cattaro — geben kein richtiges Bild von Cetinje, geschweige denn von Montenegro und seinem Volke; die Hetzjagd macht einen ungünstigen Eindruck, schädigt den Besucher wie das Land.

Nebenbei bemerkt: die Automobilverbindung ist kein Staatsbetrieb, Unternehmerin ist eine böhmische Automobilfabrik, die von den beiden Staaten für die Postbeförderung subventioniert wird. Hauptsache ist die Dividende für die Aktionäre; dementsprechend sind die Automobile ohne Komfort, die Preise ziemlich hoch. Gefahren wird in sehr flinkem Tempo, hinauf und auch auf der Talfahrt nach Cattaro. Die Sache sieht gefährlich aus, doch ist seit Einführung dieser Automobilverbindung noch nicht der geringste Unfall vorgekommen. Früher beanspruchte die Fahrt mit Pferden von Cattaro nach Cetinje 7—8 Stunden; das flinke Automobil bewältigt die enorme Steigung und die Fahrt bis Cetinje in 3½ Stunden. Der Zeitgewinn kommt den Besuchern von Cetinje zu statten,

er ist eine Wohltat. Wer keine Eile und gutes Wetter hat, die Ausgabe von rund 50 Kronen für die Fahrt hin und zurück nicht scheut, möge das Pferdefuhrwerk benützen. Man hat auf dieser langsameren Fahrt mehr Zeit zur Besichtigung der interessanten Gegend und dadurch viel Genuß.

Der Fremdenverkehr ist dank der entgegenkommenden Haltung der montenegrinischen Zollbehörde in starkem Aufschwung begriffen. Man sieht denn auch schon vielfach Herrschaften, die mit eigenen Kraftwagen Montenegro bereisen. Die Straßen sind vorzüglich, daher wird das Reisen mit Automobil in diesem hochinteressanten Lande gewiß eine große Zukunft haben.

In der Krivošije.

Die nördliche Umrahmung des wegen seiner Schönheit und Großartigkeit hochberühmten Golfes von Cattaro bilden die grauen, himmelstarrenden zersägten Berge der Krivošije. Ein Karsthochland von beispielloser Wildheit und Öde, fast ohne Holz und Wasser, ein Chaos von Stein und Geröll, Engpässen und Schluchten, unfruchtbar, minimal besiedelt; reich an Dolinen, trichterförmigen Karstlöchern und Steilhügeln, sehr arm an Feldern und Wiesen. Die Verkarstung im denkbar höchsten Maße, nur sehr vereinzelt Wald oder mannhoch emporgewachsenes Gebüsch und Gestrüpp. Enorme Niederschläge und doch trostloser Wassermangel, alle Schrecken der Bora, ein mörderisches Klima mit afrikanischer Hitze und arktischer Kälte für verweichlichte Kulturmenschen, nicht aber für die eingeborene Bevölkerung, die an Abhärtung, Bedürfnislosigkeit, Gewandtheit, Stolz und Wildheit, Mangel an Kultur, Unbändigkeit und Armut, wohl auch an Heimatsliebe ihresgleichen sucht.

Die Reisehandbücher begnügen sich zu sagen,

daß die Krivošije viel Schrofen und Wildnisse enthält, eine unbotmäßige Bevölkerung hat, von der die Mehrzahl nach Montenegro ausgewandert ist. Die neue Straße hinauf sei vorzüglich, die wichtigsten Punkte seien jetzt stark befestigt. Ein starker Band als Führer durch Dalmatien behandelt die selten interessante Krivošije in rund 30 Zeilen und widmet der Bergtour auf ihre höchste Erhebung, den Orjen (1895 m), ungefähr eine Seite. Damit ist dieses Ländchen erledigt. Eine merkwürdige Schweigsamkeit, aber begreiflich; man redet nicht gern von einer Provinz, deren Besitz schwere Opfer an Blut und Geld kostete. Ziemlich unangenehme, für Unbeteiligte hochinteressante Erinnerungen knüpfen sich an dieses wilde Karstländchen. Manche Leute aus der Zeit von 1869/70 möchten die vermaledeite Krivošije allerdings ganz aus dem Gedächtnisse streichen.

Für den Fremdenverkehr wird die beispiellos wilde, verkarstete Krivošije allerdings in den nächsten Jahrhunderten nicht in Betracht kommen. Aber einen Besuch ist sie dennoch wert, hochbefriedigt wird jener Besucher sein, der die interessanten Ereignisse seit 1869 aus der ziemlich reichhaltigen Literatur kennt. Besonders gediegen ist das Werk über den Aufstand in der Hercegovina und Süddalmatien, herausgegeben von der Abteilung für Kriegsgeschichte des Wiener Kriegsarchivs.

„Unbotmäßig" nennt eines der wenigen einigermaßen brauchbaren Reisehandbücher für Dalmatien usw. die Bevölkerung; das ist zu viel und zu wenig gesagt, wirkt irreführend, denn gemeint sind die wilden Insurgenten der Jahre 1869/70 und 1882/83; die sehr spärliche Bevölkerung von heute hat sich in ihr trostloses Schicksal gefunden und ist verhältnismäßig „österreichisch" gesinnt, schielt auch nicht über die nahe montenegrinische Grenze, weil sie von drüben außer freundlich-brüderlichen Worten nichts zu erwarten, noch weniger zu bekommen hat. Hingegen in Bälde gutes frisches Trinkwasser, indem die dalmatinische Landesregierung Bewässerungsanlagen und sonstige Meliorationswerke in Angriff genommen hat. Die Schwierigkeiten sind enorm, sie werden aber sicher überwunden werden dank der Tüchtigkeit des Meliorationsdepartements.

Liest man die Wiener Zeitungen aus der Epoche der „Unbotmäßigkeit" nach, so ergibt sich, daß in der Schilderung der Krivošijaner arg übertrieben wurde. Der Aufstand soll hier selbstverständlich in keiner Weise entschuldigt oder gar verteidigt werden. Worin bestand aber die „Unbotmäßigkeit"? Lediglich 1869 im zähen Festhalten an alten, sehr alten Rechten des Waffentragens zur Verteidigung der Karstheimat und Stätten gegen raublustige Nachbarn, an der Be-

freiung von jedem Militärdienste. Als im Jahre 1814 die Krivošije österreichisch wurde, hat man diese alten Rechte anerkannt. Die Literatur der 60er Jahre über die Zeit von 1818 bis 1860 ist zwar spärlich, dafür von erstaunlicher Gehässigkeit gegen die Verwaltung. Die Vorwürfe übersteigen alles Maß, entbehren aber jeder Begründung.

Das Jahr 1868 brachte dem Reiche ein neues Wehrgesetz, das selbstverständlich für alle Staatsangehörigen Geltung haben mußte. Auch für die Krivošije, die nun auf die alten Rechte verzichten sollte. Scharf wollte man nicht vorgehen, man glaubte: Zureden hilft! Ein Irrtum war es zu glauben, daß die verwilderten, bettelarmen Krivošijaner den sanften Reden und der Freundlichkeit des Cattarenser Amtmannes zuliebe die zur Heimatsverteidigung und Jagd benötigten Gewehre gutwillig abliefern werden. Der Amtmann mußte schärfer werden, drohen. Die „Unbotmäßigen" behielten aber ihre Waffen. Und als befohlen wurde, daß die Krivošijaner in einem zu errichtenden Landwehrbataillon ihrer Wehrpflicht genügen müssen, war die Antwort ein glattes „Nein".

Auch die Ragusäer wollten von Uniform und Militärdienst nichts wissen.

Die Regierung hatte den Artikel 5 des

Landwehrgesetzes vom 5. Dezember 1868 wie folgt redigiert: „Die früher vom Militärdienste gänzlich befreit gebliebenen Wehrpflichtigen des ehemaligen Kreises Cattaro und des Festlandes des ehemaligen Kreises von Ragusa im Königreiche Dalmatien haben der Wehrpflicht nur in der Landwehr zu genügen.“ Mit dieser Befreiung vom Dienste im stehenden Heere glaubte die Regierung die möglichste Milde geübt zu haben. Tatsächlich war es eine außerordentliche Begünstigung. Die verdammten Kerls aber betrachteten diese Befreiung vom Dienst in der Linie durchaus nicht als freiwilliges Zugeständnis, sondern als selbstverständliches, althergebrachtes Recht! Und auch in der uniformierten Landwehr wollten sie nicht dienen! Der Widerstand wuchs, die Situation wurde bedenklich. Das merkte der Amtmann in Cattaro sehr bald, er berichtete gewissenhaft, daß böse Stimmung herrsche, schwere Hindernisse gegen die Durchführung des Wehrgesetzes bestehen. Und der Mann fragte an, was er angesichts dieser gefährlichen Situation und der leidenschaftlichen Erregung und Gereiztheit der Bewohner der Krivošije und der Župa tun solle. Der Bescheid lautete: Dem Gesetze mit allem Nachdruck Achtung verschaffen!

Den urwüchsigen, an Ungebundenheit gewöhnten

Süddalmatinern war das Wehrgesetz nur ein Blatt Papier ohne jede Bedeutung; der Kreishauptmann wurde verspottet. Die üble Situation wurde immer gefährlicher, die Gereiztheit größer. Der Amtmann erkannte die Gefahr, empfahl die Sistierung der Gesetzesdurchführung bis zur nächsten Landtagssession. Hinausschieben also, Zeit gewinnen, warten, bis die Hitzköpfe ruhiger geworden sein würden. Es ist begreiflich, daß man in Wien von einer Sistierung nichts wissen wollte, man kannte die Gefahr nicht und bestand auf starrer Durchführung des Wehrgesetzes mit Waffengewalt. Selbstverständlich wurde der Cattarenser Amtmann schwer gerüffelt, der — Überstürzung beschuldigt, weil doch ein Prügelknabe vorhanden sein mußte.

Es sollte also Krieg gegen die „unbotmäßigen" Staatsangehörigen in der Krivošije und Župa geführt werden. Der Kriegsminister erhielt wohl den Auftrag dazu, nicht aber sofort alle benötigten Mittel. Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß es sich um das Jahr 1869 handelt. Es ging alles langsam. Lloyd und Kriegsmarine hatten alle disponiblen Transportschiffe zur Eröffnung des Suezkanales gesendet. Wochenlang mußten in Triest die aus Österreich gekommenen Truppen auf die Einschiffung und Transportgelegenheit warten.

Unterdessen versuchte das Cattarenser Militärkommando die Assentierung (Rekrutenausmusterung) gewaltsam und mit Androhung des Standrechtes durchzuführen. Sämtliche Gemeinden des Bezirkes (orthodoxe Serben) verbrannten die Taufbücher und Register, die fanatisierten Leute verprügelten und verjagten die Herren der Assentkommissionen, und die Stellungspflichtigen flüchteten in die unzugänglichen Berge und nach Montenegro. Die gesamte wehrfähige Bevölkerung aber sammelte sich unter den gewählten Führern (Knezen) und besetzte alle strategisch wichtigen Punkte des Aufstandsgebietes mit Četas (Kriegerabteilungen in der Stärke von je 60 Mann).

Völlig abgeschnitten und aufs äußerste gefährdet war nun die aus 32 Mann bestehende Besatzung des am Nordrande der insurgierten Krivošije gelegenen Forts Dragalj. Und seit längerer Zeit nicht mehr verproviantiert. Höchste Zeit war es hiezu. Und verstärkt sollte die Mannschaft ebenfalls werden. Mit „gebotener Eile" auf dem kürzesten Wege sollte ein größeres Detachement durch die aufständische Krivošije marschieren und Hilfe bringen, das Fort retten.

Bis Ledenice, einem elenden Nest ober Risano, kam das Detachement (42 Mann stark) nach mühsamem Aufstieg. Hier aber standen bereits 200 Mann be-

waffneter Krivošijaner, deren Führer dem Kommandanten des Detachements, Oberleutnant Rinek, energisch zurief: „Stante!“ (Bleibt stehen!) Frech und beleidigend erklärte der Insurgentenführer dem Oberleutnant, daß — nur 5 Mann nach Dragalj wandern dürfen, alle übrigen aber müßten nach Risano zurückkehren!!!

Oberleutnant Rinek ließ sich auf einen Disput nicht mehr ein und gab Befehl zum Angriff. Im Nu griffen nun die Insurgenten das Detachement mit Handjars an und bedrängten es schwer.

Unweit der Stelle, wo Rinek hatte feuern lassen, fiel, von einer verirrten Kugel tödlich getroffen, ein Eseltreiber nieder, der mit seinem hochbeladenen Tiere nach Risano ziehen wollte. Der Bruder dieses erschossenen Eseltreibers befand sich bei den Insurgenten und übte sofort Blutrache. Unter Führung des Rächers stürmte die Bande auf die Soldaten los, und der Rächer schlug im Handgemenge dem Oberleutnant den Kopf vom Rumpfe.

Es läßt sich denken, wie diese Tat der Blutrache die wilden Krivošijaner anfeuerte. Ein Drittel des Detachements fiel (3 Tote und 11 Verwundete). Völlig zersprengt und erschöpft erreichten die verjagten Soldaten gegen Abend Risano an der Küste.

Das war am 7. Oktober 1869 der Beginn des Waffenganges in der Krivošije. Und schon am nächsten Tage wurden die im Lande zerstreuten kleinen Gendarmerie-Posten überfallen, teils vertrieben, teils niedergeschossen und massakriert.

Am 9. Oktober versuchte der Amtshauptmann eine Intervention bei den Insurgenten von Ledenice, um freien Durchzug einer kleinen Truppe zur Verproviantierung des schwer gefährdeten Forts Dragalj zu erreichen. Die Bitte wurde rund abgeschlagen. Doch erklärten sich die Herrschaften bereit, einen — Brief an den Festungskommandanten uneröffnet nach Dragalj zu befördern.

Die Akten sagen nichts darüber, weshalb die Militärbehörde auf diesen Vorschlag einging und tatsächlich einen Brief zur Beförderung nach Dragalj den Insurgenten übergab.

Zwei Mann der Četa von Ledenice, bis an die Zähne bewaffnet, übernahmen den Brief und büßten diese Mission mit dem Tode. Die Besatzung von Dragalj hielt nämlich in begreiflichem Mißtrauen die zwei Mann für Spione und schoß sie flink nieder — Dadurch wurde die von Natur aus wilde und gewalttätige Bevölkerung der Bocche und Krivošije maßlos erbittert und völlig rasend. Der Aufstand wurde nun allge-

mein. Und der Militärkommandant von Cattaro verkündete den Belagerungszustand, das Kriegsrecht. Telegraphisch wurden dringlichst Truppen, Proviant und Geld erbeten.

Die Verstärkungen kamen denn auch, aber langsam.

Einen dicken Band würde die Aufzählung der hochinteressanten Ereignisse dieses „Feldzuges" gegen die „unbotmäßigen" Krivošijaner füllen.

Alles ging — schief. Gegen die opferwilligen Truppen kämpften die rasenden Insurgenten und der schreckliche Winter mit fürchterlicher Bora, Schnee und eiskaltem Regen. Eine ganze Brigade mußte nach furchtbaren Strapazen erfolglos aus der Krivošije zurück nach Risano.

Zum Truppenkommandanten war Generalmajor Gottfried Graf Auersperg ernannt worden, in ganz Österreich damals als Meister des Kleinkrieges anerkannt. Ein tüchtiger Führer, umgeben von einem Generalstabe, der völlig neu zusammengestellt, mit Graf Auersperg gleichzeitig in den Bocche angekommen war.

Schon in den ersten Tagen seiner Tätigkeit fielen die — Journalisten wie Hornisse über den General her, der verfügt hatte, daß das vorsätzliche Niederbrennen von Ortschaften zu unterbleiben habe. Unzeitige Milde, albernes Paktieren mit Insurgenten

und ähnliche liebenswürdige Dinge warf die Presse dem vernünftig denkenden und handelnden General vor, der möglichst „billig" kriegführen und „eilig" pazifizieren sollte, und über die ihm erteilten Befehle schweigen mußte. Auch auf militärischer Seite gab es bissige Nörgler, die Auersperg das Verbot des Niederbrennens von Ortschaften heftig verübelten.

Nur einem Freunde gegenüber ließ sich der General über die Motive aus, indem er andeutete, daß man im Insurrektionsgebiete Unterkunftsgelegenheiten, die das Militär dringendst benötigt, nicht leichtsinnig niederbrennen und vernichten dürfe. Die Disziplin der Truppen sollte durch Akte der Selbstjustiz nicht gelockert, obdachlos gewordene Einwohner sollten nicht gewaltsam zum Verzweiflungskampfe getrieben werden. Und der Regierung wollte der weitblickende General die Kosten ersparen, die entstehen, wenn die Regierung gezwungen wird, den eigenen, bettelarmen Untertanen ihre Hütten wieder aufzubauen.

Für seine Zeit (1869) dachte General Graf Auersperg zu — vernünftig, daher die wütenden Angriffe.

Bald darauf erschien ein kaiserlicher Erlaß, der das Niederbrennen von Ortschaften auf die allerdringendsten Fälle zu beschränken befahl. Die Vor-

würfe lächerlicher Milde usw. waren somit überflüssig.

Fehler hat Graf Auersperg gemacht, solche sind aber auch im Feldzuge 1882/83 unterlaufen. In der Krivošije soll eben der Mars oder der Teufel — kriegführen und immer siegen, wenn er kann . . .

Das Kunststück der Pazifizierung gelang dem Grafen Auersperg zwar nicht in der wilden Krivošije, wohl aber in den südlich von Cattaro gelegenen Landesteilen. Und mitten in dieser für einen General sicher unangenehmen Verhandlungs- und Beruhigungsarbeit wurde dem Grafen Auersperg die Pazifizierung, wohl zu seiner größten Überraschung, abgenommen, seine Tätigkeit auf das rein militärische Gebiet beschränkt, und über den Kommandanten ein militärischer Statthalter und Oberchef, Baron Rodich, gestellt.

Man muß viele Werke sehr genau lesen, alle Quellen durchnehmen, um die Lösung dieses verblüffenden Rätsels, der vermeintlichen verletzenden Zurücksetzung des Generals Grafen Auersperg, zu finden.

Was eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem neuen Fehlgriff, mit einer bösartigen Brüskierung Auerspergs hatte, war ein Akt der Klugheit unter

Rücksichtnahme auf die mehr als schlechte Finanzlage; die Wiener Regierung erinnerte sich, daß Baron Rodich Südslave, damals der beste Kenner der Verhältnisse Dalmatiens, sozusagen Landsmann der Insurgenten, als Südslave also Vertrauensmann der Dalmatiner war. Klug und praktisch war es, diesen Mann zum militärischen Statthalter zu machen, ihn zu beauftragen, das Pazifizierungswerk in der Sprache der Aufständischen zu beschleunigen und zu vollenden. Rodich brauchte keinen — Dolmetsch! Er konnte direkt mit den Leuten reden, von der Leber weg! In dieser Hinsicht hatte die Regierung außerordentlich klug gehandelt. Besonders rücksichtsvoll freilich nicht, denn dem General Baron Rodich wurde eine Tätigkeit zugemutet, die vom altgedienten Militär eine ungeheuerliche Selbstüberwindung forderte. Rodich hat als treuer Diener des Kaisers das riesige Opfer vollbracht und sogar die wilde Krivošije rasch beruhigt. Der Dank bestand in Pressevorwürfen, daß er die Insurgenten mit — Staatsgeldern pazifiziert hätte. In den Akten findet sich ein von Rodich an den Minister gerichteter Bericht, der wahrheitsgemäß dienstlich konstatiert, daß für „Abschmierung" und dergleichen nicht ein einziger Gulden verwendet wurde . . .

In der Krivošije wie in den Bocche trat wohl Ruhe ein, aber das Volk konnte sich mit der Landwehr-

pflicht jahrelang nicht befreunden. Die Nachgiebigkeit von 1869 und die sozusagen rhetorische Pazifikation, Abforderung der Waffen und Wiederverabfolgung (!) derselben, all das deutete das Volk dahin, daß die Regierung zur Erkenntnis der im Volk herrschenden Auffassung über die Landwehrfrage gelangt sei. Die Bocchesen und Krivošijaner machten scheinbar gute Miene, wo immer möglich aber Schwierigkeiten in der Ableistung der verhaßten Landwehrpflicht. Anders wurde es, als Österreich die Okkupation von Bosnien und Hercegovina erfolgreich durchgeführt hatte. Die Krivošijaner merkten, daß die Rückenfreiheit, die Isoliertheit und Unzugänglichkeit ihres Ländchens und der Nachbarschaft aufgehört hatte, jenen wesentlichen Widerstandsmoment zu bilden, auf den dieses Volk seit 1869 mit großem Selbstgefühl und fester Zuversicht zurückzublicken sich gewöhnt hatte. Der Widerstand gegen die Einführung der Landwehr wurde ab 1878 von Jahr zu Jahr schwächer. Die amtlichen Berichte meldeten im Jahre 1881, daß die Einführung der Landwehr auf keine wesentlichen Schwierigkeiten stoßen werde. Daraufhin wurde von Wien der Zeitpunkt für die Aufstellung der Landwehr für den Herbst 1881 angesetzt. Das Volk zeigte sich willfährig und bat nur um die Erlaubnis, Versammlungen abhalten zu dürfen, um gemeinsam zu beraten, welche Erleichterungen be-

züglich der Durchführung des Landwehrgesetzes mittels einer Kollektiv-Bittschrift als besondere kaiserliche Gnade erbeten werden sollen.

Die Landesregierung in Zara genehmigte diese Versammlungen, die unter behördlicher Aufsicht zweimal in Cattaro stattfanden. Was dann folgte, konnte die Regierung nicht ahnen. In der Bevölkerung strebten besser situierte Leute, Dorfvorsteher, ehemalige Kommandanten von Četas usw. nach einflußreichen Führerstellen, um sich einerseits wichtig machen, anderseits mit der Regierung verhandeln und wunder was an Profit herausschlagen zu können. Jeder Knez wollte Führer einer Fraktion oder Gemeinde sein und hoffte auf irgendeinen Gewinn. Um diese Zeit setzte fremder Einfluß ein, der russische Rubel rollte in die Bocche, spindeldürre Engländerinnen tauchten dort auf. Die Folgen äußerten sich darin, daß die Gemeinde Risano, wo die schlauesten der schlauen und verschlossenen Bocchesen sitzen, sich mit den Fraktionen der Krivošije von der Kollektiv-Bittschrift lossagte und um einen mehrmonatigen (!) Aufschub der Assentierung ihrer Wehrpflichtigen ansuchte.

Während nun die Lokalbehörde über die Gründe der sonderbaren Haltung der Risanoten und Krivošijaner nachdachte und sich den Kopf zerbrach, flüchteten die Wehrpflichtigen massenhaft nach Konstantinopel. Und

über die hercegovinische Grenze drangen Banden unter Führung des von der Okkupation her sattsam berüchtigten Stojan Kovačevich in die Krivošije ein. Von fremder Seite aufgehetzt und mit Geld unterstützt, (was nachträglich erwiesen wurde) ließen sich die Risanoten und Krivošijaner zu einer schmählichen Handlung erbärmlicher Falschheit verleiten. Ihre Knezen erschienen freiwillig in Cattaro und erklärten dem dort anwesenden Statthalter, daß sie alles aufbieten werden, das Volk zur Annahme des Landwehrgesetzes zu bewegen; sie baten lediglich, daß in ihren Fraktionen die Militärmusterung — zuletzt vorgenommen werden möge. Zugleich gelobten die falschen Herrschaften, daß sie die hercegovinischen Räuberbanden in der Krivošije nicht dulden werden. Und für loyales Verhalten der Krivošijaner verbürgten sie sich.

Davon, daß Ende September viel Geld und fremder Einfluß in die Krivošije und Bocche kam, wußte damals die Regierung nichts, erfuhr davon erst später.

Es wurde bezüglich der Vorführung der Wehrpflichtigen, die längst geflüchtet waren, Komödie gespielt. Aus anderen Gemeinden kamen die Jünglinge, aus Risano und der Krivošije nicht ein einziger Bursch.

Wieder einmal bewies die Regierung viel, zu viel Geduld und Langmut. Ein langfristiger Termin wurde von den Gemeinden nicht eingehalten. Im November 1881 wollte auf Wunsch der Regierung der griechisch-orthodoxe Bischof von Cattaro gelegentlich einer Pfarreninspizierung in Ledenice und Dragalj die Bevölkerung vor unbedachten und gefährlichen Schritten warnen. In Ledenice wurde der Bischof jedoch von Bewaffneten angehalten und gezwungen, schleunigst nach Cattaro zurückzukehren.

Am gleichen Tage brachen die Banden in die Krivošije ein, verjagten die kaiserlichen Gendarmen, stürmten und verwüsteten das Fort Dragalj, die Wachhäuser in Crkvice und Ledenice wurden zerstört, die nach 1869 erbauten Schulhäuser in Unirine und Dragalj, das Pfarrhaus in Ubli wurden verbrannt.

Noch wollte die geduldige Regierung jeden ernsten Konflikt vermeiden. Nur ein Militärkordon zum Schutz der bedrohten Küstenorte wurde aufgestellt.

Der Kordon wurde beschossen, am 29. Dezember 1881 bei Kameno eine Gendarmerie-Patrouille massakriert. Immer mehr Insurgentengewehre gingen los . . .

Der Regierung blieb nichts anderes übrig, als abermals und diesmal ernstlich, ohne gute Worte,

Krieg zu führen, um die Autorität des Staates zu wahren.

Wunder der Tapferkeit und an Heldenmut, im Ertragen von fürchterlichen Strapazen haben die k. k. Truppen vollbracht, die Offiziere sich glänzend bewährt. Ruhmesblätter unvergänglicher Art enthalten die Akten. Viele Soldaten starben den Heldentod in der Steinwüste der Krivošije, Deutsche, Čechen und Rumänen (aus Ungarn) haben eine beispiellose Bravour bewiesen.

Mit allerdings bedeutenden Mitteln wurde der, genau betrachtet, sinnlose Aufstand bezwungen, der viel Blut und schrecklich viel Geld kostete.

Millionen verschlingt die Krivošije auch jetzt noch, da aus Vorsichtsgründen Montenegros wegen auf Bergeshöhen kostspielige Forts und Festungen, Militärstraßen usw. gebaut werden. So kostet beispielsweise das Fort auf dem Berge Zagvozdak „nur" drei Millionen Kronen, wenn es dabei bleibt. Der Ausblick auf die nahe montenegrinische Steinwüste ist aber sehr — interessant.

Entzückt ist wohl kein Offizier, der in die Krivošije kommandiert wird. Doch der Dienst wird opferwillig gemacht. Vielleicht auch tagtäglich ein Strichle im Kalender und gezählt, wieviel Tage der zweijährigen Dienstzeit noch überwunden werden müssen.

Nach all den mit der Krivošije gemachten Erfahrungen ist begreiflich, daß der Bevölkerung ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht wird. „Nix Gewisses weiß man nit!" Die Lust zu Revolten dürfte im Volke erstorben sein; es fehlt ja an Kopfzahl, an Waffen und Geld. Montenegrinische Scheidemünze im Grenzverkehr läuft hin und her, wird anstandslos auf österreichischem Boden in Zahlung genommen. Russisches Geld nicht, von wegen gewisser Erinnerungen an die Jahre 1881/82 . . . .

Mit Aktenkenntnis die Krivošije zu durchwandern, die Stätten österreichischer Tapferkeit und Opferwilligkeit zu besuchen, sich zu überzeugen, was auf diesem Karstboden an Strapazen und Bravour heldenhaft geleistet wurde, das verlohnt sich wirklich und bietet ein seltenes Interesse.

Wer es weiß, was die Truppen in den Jahren 1869/70 und 1881/82 in der wilden Krivošije geleistet haben, bekommt den höchsten Respekt vor der Erziehung und Entwicklung der österreichischen Armee; besondere Hochachtung, ja Bewunderung muß man für das österreichische Heer empfinden, wenn man mit eigenen Augen sieht, wie die Truppen von heute in diesen Karstwüsten anstandslos die größten und schwierigsten Manöver ausführen. An der Ausbildung der Armee ist

das denkbar Höchste geleistet worden. Daß die Krivošije heute nicht mehr den gräßlichen Eindruck ungangbarer Steinwildnis macht, von dem die Militärakten so viel erzählen, liegt daran, daß viel Reitwege und vorzügliche Straßen gebaut wurden. Ein und dasselbe Terrain mit oder ohne Wege macht einen gänzlich verschiedenen Eindruck. In den Jahren 1869 und 1881 gab es keine Straßen, nur sehr schlechte steinige Saumpfade. Heute ganz vorzügliche, solid gebaute Straßen, die ein flottes Fahren im Trabe gestatten! Die Truppen der Gegenwart haben es wesentlich leichter, gebahnte Wege so ziemlich überall, sicherlich dort, wo sich die großen Märsche rasch vollziehen müssen; auch ist für Wasserbeschaffung in der Neuzeit gesorgt. Damals aber war die Auffindung einer Pfütze ein Geschenk des Himmels. Im wilden Karst verschwindet alles Niederschlagswasser durch die zahlreichen Spalten sehr rasch von der Oberfläche, die Folge davon ist Wassermangel, dem heute freilich sogar in der Krivošije, wenigstens im militärischen Rayon, abgeholfen ist. Der Karst übt entscheidenden Einfluß aus auf die Dichte der Besiedelung, den Kulturgrad der Bevölkerung, den Resourcenreichtum und auf die Entwicklung und Beschaffenheit des Kommunikationsnetzes. Dieser Einfluß hat selbstverständlich eine starke Rückwirkung auf die militärischen Unternehmungen jeder Art. Heute weiß man, daß der Karst

eine eigene Organisation und Ausrüstung der Truppen und des Trains, die Verwendung mit dem Terrain vertrauter Mannschaften gebieterisch fordert, nicht zu vergessen die eigene Kampfweise im Hinblick auf den kriegerischen Charakter der Karstbevölkerung. Auf Grund der gemachten Erfahrungen weiß man jetzt auch, daß in operativer Hinsicht das zwischen der durch die Kräfteverhältnisse und die Kampfweise der Karstvölker bedingten Stärke der aufzubietenden Streitkräfte und der Zahl der durchlaufenden Kommunikationen bestehende Mißverhältnis besonders nachteilig zur Geltung kommt. Man weiß heute, daß im Karstgelände eine normal organisierte Brigade eine Tiefe von 14—15 Kilometer einnimmt, eine Tiefe also, die etwa der eines Armeekorps im Hügellande entspricht; die Aufmarschzeit der Brigade beträgt unter normalen Steigungsverhältnissen bis zu neun Stunden, so daß ein Marsch von sechs Stunden für die Queue der Kolonne eine Leistung von fünfzehn Stunden bedingt. Hievon und von anderen sehr wichtigen Dingen für die Kriegsführung im Karstgebiete wußte man früher wenig oder nichts; eine Ahnung hatte man von der Notwendigkeit der Errichtung von Etappenstationen, heute „Etablierung von Zwischenbasen" genannt, man machte den Versuch, der von militärkritischer Seite sehr abfällig beurteilt, von

den Insurgenten niederträchtig schlau und gewaltsam vereitelt wurde.

Liest man militärische Schriften über die moderne Kriegsführung in den Karstländern, so muß man staunen, wie ganz ausgezeichnet der Generalstab über alle erdenklichen Details orientiert und informiert ist. Nicht zum wenigsten unterrichtet über die große Beweglichkeit und erstaunliche Bedürfnislosigkeit der Karstbewohner, denen kein Weg oder Pfad zu schlecht ist, die auch im ödesten Terrain pfadlos mit verblüffender Behendigkeit flink und ausdauernd über die schwierigsten Hindernisse hinweg klettern, den Erfolg suchen und oft erreichen durch stetes Entschlüpfen, durch Überfälle, Hinterhalte und ähnliche Unternehmungen, die auf demoralisierende Überraschungen zugespitzt sind. Die Karstbewohner als Feinde führen den Kampf meist in defensiver Form, besetzen mitunter tagelang vorher eine von Natur aus günstige Stellung, warten geduldig und ruhig auf den herankommenden Gegner, der sich unter schweren Opfern über das zerklüftete Terrain heraufarbeiten muß, und räumen, wenn eine Umfassung oder ein Flankenangriff droht, ihre Stellung, um eine hinter dieser liegende neue Position zu beziehen. Ist der Gegner auf diese Weise ermüdet, durch gut gezieltes Feuer dezimiert und entmutigt oder demoralisiert, so gehen die „Karstbewohner“, von Deckung zu Deckung

schleichend und kriechend, gruppenweise zum Nahangriff über; ein letztes kurzes Feuer, und die ganze Linie bricht unter ohrenbetäubendem Gebrüll vorwärts zum Kampf mit der blanken Waffe. Werden sie geworfen, so verschwinden sie ebenso rasch als sie gekommen sind, ohne eine Spur zu hinterlassen, und tauchen dann aus ganz unerwarteter Richtung, durch eilig herangezogene neue Kräfte verstärkt, wieder auf, um diesen Zermalmungskampf fortzusetzen. Oder sie umschwärmen die feindlichen Marschlinien, beunruhigen Flanke und Rücken vorgehender Kolonnen, die dadurch zu umfangreichen Sicherungsmaßnahmen gezwungen werden, die wieder eine Verzögerung in der Vorwärtsbewegung zur Folge haben. „Sie“ zerstören Kommunikationen, vergiften Quellen und Zisternen, werfen sich auf die langen Trainkolonnen und heben die Verbindungen des Gegners auf. „Sie“ trachten stets Herr der Höhenlinien zu bleiben.

„Sie“, die „Karstbewohner!“ Diese einer Fachzeitschrift entnommenen militärtechnischen und taktischen Schilderungen können den Krivošijanern gelten, die sich freilich hüten werden, gegen das österreichische Militär den Finger zu krümmen. Wer gemeint ist, das wird nicht angedeutet.

Weil es das Bestreben Montenegros ist, Herr der „Höhenlinien“ zu bleiben, ist die Heeres-

verwaltung bestrebt, auf österreichischem Boden das Gleiche zu tun. Die öde, arme Krivošije ist gespickt mit Höhenforts . . . . . .

Es ist schwer zu entscheiden, ob Cattaro oder Risano hinsichtlich der Lage stärkeren Eindruck machen. Risano, das uralte Städtle mit etwa 1300 Einwohnern, sieht sich mit seinen im Grün verstreuten Häuschen freundlicher an, solange der Blick nicht hinauf steigt zu den wuchtigen Prallfelsen und in das Kahlgestein eingenisteten Befestigungswerken. Der wilde Karst der Krivošije zeigt die Zähne, die Forts ihre Kanonenschlünde drohend. In solchem Anblick vergeht dem Beschauer wahrhaftig das Lachen. Und so wunderschön die Bucht von Risano ist, tiefblau die See, grün der Strand, die düsteren Berge der Krivošije bringen eine tiefernste Stimmung in dieses Naturbild.

Anders gestaltet sich der Eindruck, wenn man von Crkvice, das nicht, wie die Journalisten behaupten, ein sehr hoch gelegenes „Städtchen“, sondern ein „Ort“ mit einer Defensionskaserne, einer Gendarmeriestation und einigen elenden Steinhütten ist, auf dem vielfach geschlungenen Sträßlein zu Tale schreitet. Man hat da die fürchterlichen Steilwände im Rücken, vor dem Auge liegt die wunderherrliche See, die Meerenge der Catene, ein Klösterchen malerisch auf einem Inselchen, tief unten das krippenähnliche Risano.

Ein entzückender Blick! Drei Buchten bieten sich dem Auge mit all den Wundern der Bocche.

Ringsum das Schweigen des Todes. Eine unheimliche Ruhe. Fällt der Blick in die Dolinen, in die tiefen, berganziehenden Steingräben, in denen so viel Blut tapferer Soldaten geflossen ist, so erfaßt den Beschauer ehrliche Bewunderung, eine grenzenlose Hochachtung für die Helden, die pfadlos, das Leben hingebend, allen Hindernissen trotzend, durch diese Gräben, über Steilwände emporgeklettert sind, unaufhaltsam die Höhen erreichten und die feindlichen Insurgenten siegreich warfen. Für unbezwingbar, für unersteiglich hatten die aufständischen Krivošijaner diese Höhen, ihre Steinburgen, gehalten. Schrecklicher als der Kugelhagel aus Soldatengewehren war den Insurgenten, daß die Österreicher das Unmögliche doch möglich gemacht hatten: die Steilhöhen pfadlos zu ersteigen!

In der Betrachtung dieses gräßlich wilden und öden Terrains kam mir der Ausspruch König Wilhelms I. bei Spichern in den Sinn. Was Wilhelm I. von den Erstürmern der Spicherer Höhen sagte: „Das sind nicht Soldaten, das sind Helden!", das gilt im verstärkten Maße von den österreichischen Truppen, die mit größter Bravour als Helden die Karsthöhen von Ledenice siegreich erkletterten. Die Spicherer Höhen — ich habe

sie gesehen — sind zahme Hügelchen im Vergleich zu den himmelragenden, kahlen und steilen Karstwänden . . .

Viele der österreichischen Helden schlummern im Friedhofe von Risano. Schlichte Gedenksteine erinnern an ihre Tapferkeit.

Dank der liebenswürdigen und fürsorglichen Unterstützung seitens des Herrn Korpskommandanten in Ragusa war mir der Besuch der Krivošije sehr erleichtert, die Besichtigung der wichtigsten Kampfesstätten in den schauerlichen Engpässen usw. ermöglicht. Und einen ganz exquisiten Mentor hatte ich in der verehrten Person meines Jugend- und Jagdfreundes, des Herrn Generalstabsmajors Dr. v. E.

Für alles war gesorgt, sogar für leibliche Erquickung; es klappte alles mit militärischer Präzision. Deshalb war der Ausflug in die wilde Krivošije ebenso bequem wie instruktiv.

Auf militärische Führung und Unterstützung werden andere Besucher der Krivošije allerdings verzichten müssen. Der hochinteressante Ausflug kann jedoch von Cattaro aus mit Wagen an einem Tage ganz gut gemacht werden; man muß nur Proviant mitnehmen, weil es in der Krivošije keine Gasthäuser gibt. Auch muß auf Fahrt von Risano hinauf nach Crkvice und zurück dieselbe Strecke gefahren werden (durch

den Engpaß von Han); wenn aber die Ausflügler das neue Sträßlein von Crkvice hinab in vielen Windungen bis zur Einmündung des Sträßleins in die breite Militärfahrstraße zu Fuß wandern, kann dort der vorausgefahrene Wagen warten. Diese Fußwanderung ist außerordentlich lohnend und nicht im geringsten beschwerlich.

Die Fahrt durch die Ebene nach Dragalj auszudehnen, dürfte für eine Tagespartie zuviel sein.

Was nebst Proviant unbedingt mitgenommen werden muß, sind Mäntel und der „detonierende", der „anstößige" Regenschirm — — —. „Wasmaßen" die Krivošije die meisten Niederschläge in ganz Europa hat, und ein „verfluchtes" Klima dazu . . .

Durch die Župa.

Wie ganz anders zeigt sich Cattaro dem Beschauer bei gutem Wetter an einem Sonntagsmorgen! Das vielgeschmähte Städtle mit seiner aufgelassenen Festung, in die Steilfelsen hineingeklebt, bleibt freilich immer die „ehrwürdige Rumpelkammer des Mittelalters", aber im Sonnenschein eines lachenden Maitages macht der „alte, efeuumsponnene Steinhaufen" doch einen freundlichen Eindruck, zumal wenn festlich gekleidete Bewohner gemächlich wimmeln. Viel Raum zum Wimmeln ist allerdings nicht vorhanden, etliche Plätzchen und Gäßchen, die sehr schnell von Menschen vollgestopft sind, wenngleich es ihrer noch kein Hundert ist. Alles schiebt sich durch das schmale Tor hinaus zur Marina, die den Corso bildet, solange es auf ihr nicht zu heiß ist.

Cattaro „erfreut" sich einer tropischen Temperatur; 30 Grad Celsius im Schatten und ein Minimum von 50 Grad in der Sonne durch zehn Wochen hindurch geben eine Bratofenhitze, die es begreiflich macht, daß in dieser Zeitspanne sehr wenig Menschen außerhalb der Steinhäuser zu sehen sind. Im Winter sinkt die

Temperatur zwar nie unter den Nullpunkt, es kann aber doch recht kühl werden zwischen Wall und Mauern. Auch die Bora macht sich zuweilen unangenehm bemerkbar. Öfen und Winter(Doppel)fenster kennt der Süddalmatiner nicht; ist ihm frostig „zumute“, so hüllt er sich in den schützenden Mantel und hofft auf die bessere, wärmere Jahreszeit. Wo man in Cattaro und anderswo (z. B. in Cannosa ꝛc.) an den Außenmauern Rauchröhren sieht, die von den Zimmern durch die Fenster ins Freie führen, darf man dessen sicher sein, daß eingewanderte Herrschaften in den eisigkalten Zimmern — Öfen aufstellten, deren Rauchröhren auf die genannte Art den Qualmabzug ermöglichen. Schön sieht das ja nicht aus, aber praktisch ist es, nicht anders zu machen, da die Kamine für die Öfen eigens gebaut werden müßten. Schön wäre auch nicht, was von Feuilletonisten schwarz auf weiß behauptet wird: die Gepflogenheit der Dienstmädchen und Reinemachfrauen von Cattaro, Scherben von Töpfen und Flaschen, Küchenabfälle ꝛc., weil überflüssig für den Haushalt, schlankweg durch die Fenster auf das Gassenpflaster zu werfen.

An Sonn- und Feiertagen scheint das nicht der Fall zu sein; ich habe von dieser Gepflogenheit nichts bemerkt. Auch nichts von den „Legionen“ von Ratten, Katzen und Hunden, die für das — Nachtleben von

Cattaro intensiv sorgen sollen. Gesungen wird nachtsüber allerdings ziemlich fleißig, was vielleicht ein Beweis dafür ist, daß die jungen Cattarenser nicht so schläfrig wie die Nordländer sind.

Was über Cattaro geschrieben wurde, liest sich so schrecklich, daß wohl nicht ein Zehntel von den schauerlichen Schilderungen wahr sein kann. Es muß die Absicht vorliegen, durch superlative Übertreibungen die Stadt, ihre Verwaltung und die Behörden vor aller Welt zu blamieren. Ob aber der eingeschlagene Weg zum Ziele, zu einer Beseitigung von landesüblichen Übelständen führen wird, bleibt mehr als fraglich. Die Sticheleien auf das Kroatentum lassen vermuten, daß „gekränkte Leberwürste" mit welscher Umgangssprache oder deutsche Malkontenten „in Tendenz" machen. Den dalmatinischen Italienern paßt es nicht, daß auch die Städte an der Küste slavischen Charakter annehmen, vielfach bereits kroatisch geworden sind. Das Mißbehagen der welschen Kaufleute in den dalmatinischen Städten über das Vordringen des Slaventums ist begreiflich. Der Kroate kauft doch lieber beim Landsmann. Die Italiener sind in die Minorität gekommen, die Verdienstschmälerung wurmt, die südliche Lebhaftigkeit drängt zum Geschrei, das umso lauter wird, als sich die Behörden in diesen Interessenkampf klugerweise nicht einmischen.

Cattaro zählt etwas über 2500 Einwohner, besitzt aber soviel Kaufgeschäfte aller Art, daß diese für eine Stadt von 50 000 Seelen reichen würden. Und die Geschäftsinhaber sind meist Italiener . . . .

Es heißt, daß Cattaro für Militärs so etwas wie ein Verbannungsort sei. Daß dem in den 70 er Jahren so war, behauptet der Genie-Direktor Major A. v. R. in seiner Broschüre (Wien, Seidel & Sohn 1883 und 1902) mit dem Beifügen, daß ganz Dalmatien in solchem Rufe stand; es seien Fälle vorgekommen, daß man Offiziere absichtlich nach Dalmatien „transferierte", um sie zur Einreichung der Abschiedsgesuche zu veranlassen. Denn freiwillig ging niemand in dalmatinische Garnisonen. Der Dienst soll auf den exponierten Forts schrecklich gewesen sein. Wenn der Dienst heutzutage auch nicht angenehm sein dürfte, die Zeit ist anders, der Pflichteifer sicherlich größer . . . Dienst ist Dienst, und der Dienst ist heilig! Die Pflicht über alles!

Liegt es im Kastengeist des Patriziertums, daß die den Markt mit Fleisch, Viktualien usw. versorgenden Bewohner Montenegros mit unverkennbarem Stolz, gewissermaßen über die Achsel angesehen werden? Welche Augen und Erfahrungen würde die von aller Welt abgeschlossene Stadt machen, wenn die Leute in — Montenegro bleiben, nichts mehr liefern würden? Allerdings steht ein Boykott nicht zu befürchten, da

die montenegrinischen Lieferanten ihrer Armut wegen auf Handel und Verdienst mehr angewiesen sind, als die Cattarenser auf die Lieferungen aus dem benachbarten Montenegro. Kaufen die Černagorcen vom erworbenen Marktgelde Waren in den Geschäften Cattaros, so nehmen die Kaufleute das Geld — non olet — con molto piacere . . .

Allerliebst und hochinteressant ist zu vernehmen, wie sich in den Köpfen mancher Journalisten die Meinung über die Zukunft Dalmatiens und in specie Cattaros kristallisiert. Darnach sind die Millionen, die Österreich zur Hebung Dalmatiens opfert, hinausgeworfen, „wenn sich nicht gleichzeitig das ganze System ändert, wenn nicht modern denkende Fremde (aha! D. V.) als Verwaltungsorgane (sic! D. V.), Hoteliers, Kaufleute, Lehrer und dergleichen ins Land gezogen werden". Man beleidigt die ganze Beamtenhierarchie, man behauptet fälschlich, daß Straßen- oder Brückenbauten ad calendas graecas verschoben werden, man schreit in unerhörter Weise in die Welt, daß die Steuern des Landes und des Staates in zahllosen Kommissionen verschleudert (???) werden! Wer das wohl geschrieben haben mag? Toleranz scheint der Schreiber nicht zu kennen, da er der kroatischen Bevölkerung das „hübsche" Wort: „nationale Borniert-

heit“ an den Kopf wirft. Und die bisherigen Leistungen der Landesregierung scheint der giftspritzende Nörgler ebenso wenig zu kennen, wie die wirklichen Verhältnisse im Lande.

Komische Köpfe! Genau so komisch wie die Tränen, die „Hans von Kahlenberg“ beim Anblick der kolotanzenden Landbevölkerung aus der Umgebung von Cattaro vergossen hat. Fräulein von Monbart sah im Kolo so „eigentümlich Rührendes, so Anmutiges und Zartes“, daß die Tränen fließen mußten. Wenn die Bocchesen wüßten, wie „zart“ sie sind, „furchtbar“ würden sie sich freuen und noch stolzer auf ihre „rührende Anmut“ im Kolo sein . . . .

Während unser Wagen die Straße bergan kletterte, auf Fahrt in die Župa, erzählte ich einem mitfahrenden Bocchesen, gebürtigen Perzagnoten, von den „Tränen“ des Fräuleins von Monbart und als Dreingabe von den „mandelförmigen samtenen“ Augen der dalmatischen Kroaten, wie sie Hermann Bahr scharfen Blickes entdeckt hat. Der Perzagnot staunte erst, die „Sametaugen“ hielt er für Ulk, die „Tränen“ für höheren Spott; zur Antwort genügte dem Bocchesen die Kenntnis seiner drei Sprachen nicht, er sprudelte in Entrüstung heraus: „Vous pouvez me fouiller la peau!“ (Sie können mir die Haut kratzen!)

Die Lachtränen besänftigten den „Samtaugigen" und schließlich lachte der Perzagnot hochvergnügt mit . . .

Die Župa ist hinsichtlich Größe und Fruchtbarkeit das Hauptttal der Bocche, in der Niederung so ziemlich assaniert, von der Malaria befreit. Die Bevölkerung der Župa beteiligte sich an den Aufstandskämpfen zwar auch, doch nicht besonders heftig und ließ sich nach Empfang heilsamer Haue viel rascher pazifizieren, als die zähen armen Krivosijaner. Die Leute der Župa hatten etwas zu verlieren, die Insurgenten anderer Distrikte nichts.

Die zwanzig, in zahlreiche Rotten zerteilten Dörfer erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes, die Bevölkerung zeigt beachtenswerte Zufriedenheit, unverkennbare Anhänglichkeit an Kaiser und Reich.

Die Zeit erlaubte es nicht, die hochgelegenen Dörfer zu besuchen, die sich wie eine Kette in einer Seehöhe bis zu 400 Metern bis Lastua dehnen. Auch das in Myrtengebüsch gehüllte Dorf Dub, überragt von dem montenegrinischen Bergnest Mirac, konnte nur beguckt, nicht besucht werden. Grün ist die Župa und buckelig, mehrmals müssen stattliche Bergsättel erklommen werden, bis nach mehrstündiger Fahrt der Wagen in die Niederung von Budua rollt und die Wasserkante wieder erreicht wird.

Auf rund 156 Quadratkilometer verteilen sich 7000 Einwohner. Und nur die Żupa besitzt Getreideboden (Mais), dessen Erträgnisse die Bevölkerung wohl für sich selbst benötigen dürfte.

Sogar eine Stadt besitzt die Żupa, ein allerliebstes Nest am Meere mit der „kolossalen" Einwohnerzahl von ganzen 741 Seelen (Volkszählung vom Jahre 1910), die sich inzwischen vielleicht um etliche Köpfe vermehrt haben. Über die „Größe" dieser „Stadt" beliebt man nicht zu spötteln. Über Cetinje als Stadt wird aber die Lauge ätzenden Spottes reichlich ausgegossen.

Uralt soll das Städtle Budua sein, schon im 9. Jahrhundert von den Sarazenen zerstört. Und im 16. Jahrhundert soll es 40 adelige und 20 bürgerliche Häuser gegeben haben, die sich — einem dringenden Bedürfnis entsprechend — ein Stadtstatut errichteten. Die Details dieses städtischen Statutes kann ich nicht verbürgen; einige davon sind recht niedlich, egal, ob sie wahr oder hinterdrein erfunden sind. So soll das Statut den Vätern empfohlen haben, jeweils die Töchter vor den Söhnen zu verheiraten. Und die Kinder waren gehalten, etwaige Schulden der Eltern nach bester Möglichkeit zu bezahlen . . .

Die Ringmauern aus alter Zeit besitzt die Miniaturstadt heute noch. Und wundersam malerisch liegt das

Städtle in der weiten Bucht. Selbstverständlich ist auch hier der geflügelte Löwe von S. Marco mehrfach anzutreffen. Und sehr hübsche Frauenköpfe, schwarzhaarig, glutäugig, rassig, mit spitzigen Zünglein, die noch schneller als jene der Zaratinerinnen zu plappern verstehen.

Nicht für eine Milliarde Dukaten wäre ich imstande, anzugeben, wieviel Gäßchen die Welt- und Seestadt Budua hat. Man braucht auch gar nicht lange „schnalzen", und man ist am Ende der „Stadt" angelangt. Zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten dürften zwanzig Minuten genügen. Doch selbst davon zwackte ich noch ab, um im Galopp zur Marina zu springen, denn in den Hafen lief eben unser liebes, schwanweißes, elegantes „Piraten"schiff ein. Unser trautes Hotelche war gekommen!

Jubelndes Wiedersehen an Bord, herzhafte Freude!

Von der vertrauten Kommandobrücke aus ließ sich nun alles mit doppeltem Behagen betrachten: das malerische Städtle, der Scoglio Budua, ein südlich der Stadt schroff aus dem Meere ragender Steilfelsen mit einem Kapellchen, das dem Sankt Nikolaus gewidmet ist.

Auf einem anderen, größeren Scoglio thront höchst malerisch St. Stefano, von Trutzmauern

umgürtet. Wenn dieses Felsennest in grauer Vorzeit nicht von Seeräubern bewohnt war, will ich Peter Zapfl heißen. Der Scoglio hängt durch eine schmale Landbrücke mit dem hügeligen Küstenstrich zusammen.

Wunderhübsch ist das alles — zu betrachten von Bord der behaglichen Jacht aus.

Im südlichsten Gebiete der Monarchie.

Wirklich interessant ist die Seefahrt von Budua hinab in den tiefsten Süden Österreichs wegen der wechselnden Ausblicke auf die vielgestaltige Küste. Zunächst hat man Gelegenheit zu einem Blick auf die Maini-Ebene und hinan zu den Terrassendörfern am Maini-Gebirge, dann über die kleine Küstenebene von Bečich gegen den Plateau-Abfall von Stojanovichi, von dem in malerischer Schlucht das Wildwasser Grkova voda seinen Schaum in blendender Fülle wirft.

Hoch steigt der Felsrand der Planina von Pastrovichi in die Wolken. Wären am Küstensaume die kleinen Buchten nicht, der tiefe Ernst dieser Höhenzüge, so graudüster und feierlich, würde den Vergleich mit der Bergwelt bei Landeck in Westtirol zulassen, etwa mit der Partie vom hochgelegenen Dörflein Stanz im Mittelgebirge mit dem kahlen schaurigen Brandjoch im Rücken.

Diese Erinnerung erlischt im Moment, da von einer Höhe das Kloster R e ž e v i ch grüßt so überraschend und fremd. Und bald treten in Sicht das Dorf C a st e l l a st u a in einem sichelförmigen kleinen Golf mit gelbem Gestade und gut kultivierten Hängen, und voraus im Meere die Scoglien S. Domenica mit Kirchlein auf dem Felsenriff und Katich.

Vor Castellastua fährt man an einem romantisch gelegenen Felsen, der Punta Skočidjevoika, dem „Mädchensprung" vorüber. Die slavische Legende erzählt, in Abweichung vom „Mägdesprung" im deutschen Harz, von einem Christenmädchen, das auf diesem Felsen von einem türkischen Pascha schwer bedrängt wurde und in die gurgelnde See sprang, um dem Moslim zu entweichen. Der Novellist Ljubiša soll dieses Sujet zu einer seiner besten Novellen verarbeitet haben.

Daß Castellastua zu Österreich gehört, verrieten die militärischen Hornsignale einer übenden Truppe, wohlbekannte Töne. Ein Bataillon Infanterie „liegt" in diesem Dorfe. In Österreich „liegt" man in Garnison, das reichsdeutsche Militär „steht" bekanntlich; womit selbstverständlich über die Schlagfertigkeit oder Tüchtigkeit beider Heere nichts gesagt sein will.

Wenn Petermanns dicker „Führer durch Dalmatien" recht hat, garnisoniert in den Ruinen der alten Burg

bei Castellastua noch jemand, nämlich die Vogelspecies „Blaudrossel", die sich neben einer fünffachen deutschen Benennung noch dreier lateinischer Namen erfreut, sich nie mit Menschen befreundet und — laut Brehm — entgegen allem Drosselgebrauche nur fliegend, in die Luft steigend, singt. Warum die Blaumerle sich diese Extravaganz leistet, sagt Brehm nicht.

Die Küste nimmt hügeligen Charakter an. Was heute österreichisch ist, war früher Territorium von „Türkisch-Albanien". Zusehends steigen die Hügel höher, man könnte sie fast Berge nennen, Gebilde aus Trias- und Kreidekalken, die sich durch besondere Zerknitterung und außergewöhnliche Verwerfung der Schichten auszeichnen. Auf einem dieser merkwürdigen Steilhügel thront eine uralte Türkenveste namens Haj Nehaj, sehr malerisch, vermutlich von Blaudrosseln bewohnt. Der Name heißt angeblich: „Unbesiegbar"!

Noch ein Weilchen mit Kurs gen Süden, das Schiff erreicht die Bucht von S p i z z a , am Strande liegt der Weiler S u t o m o r e , der s ü d l i c h s t e Ort der Monarchie. Die Reichsgrenze beginnt einige Kilometer weiter südlich am grünen Hang des montenegrinischen Flüßchens Żeljeznica, das sich bei Antivari ins Meer ergießt.

Spizza-Sutomore ist der österreichisch-ungarischen

Monarchie durch Artikel 29 des Berliner Vertrages vom 11. Mai 1879 angefügt worden. Die Wiener Journalistik hat den von etwa 200 Seelen bewohnten Weiler zur „Stadt" mit 1500 Einwohnern erhoben.

Der rein katholische Ort litt schwer unter der türkischen Herrschaft, hatte viele Konflikte mit Montenegro, das vorübergehend die Oberhoheit über das Gebiet besaß. Am schwersten litt Spizza-Sutomore unter dem Erdbeben von 1902/03. Die Wiener Regierung vergaß dieser Vedette Österreichs an der albanesischen Küste nicht, gab schnell reichlich Geld zur Errichtung von Baracken, dann zu Neubauten, womit sich die Dankbarkeit der Spizzanoten und die Sauberkeit des Ortes von sebst erklären.

Die Bevölkerung betreibt Öl- und Weinbau, wohl auch etwas Fischerei und Handel. Das ganze Gebiet umfaßt 36 Quadratkilometer und hat über 1500 Seelen.

In Sutomore „liegt" eine Kompagnie Infanterie mit drei Offizieren, die uns versicherten, trotz der Abgelegenheit von aller Welt ganz gern in der südlichsten Garnison des Kaiserreiches zu sein.

Viel ist nicht „los" im südlichsten Zipfel Dalmatiens und des Kaiserreiches. „Auffallend hübsche Frauenköpfe mit schmucker Haupteszier nach neapolitanischer Art", sagt trocken und kurz mein Notizbuch.

Sehr gern hätte ich dieses „südlichste" Gebiet durchwandert; der Aufenthalt wurde infolge der Mahnungen unseres Kapitäns abgekürzt; der Kommandant drängelte zur raschen Einbootung und deutete zum schwarzverhängten Firmament.

Auf der hochgehenden See tanzte das Boot nichts weniger denn angenehm, die Jacht ebenfalls. Wie richtige Piraten kletterten wir an Bord.

Lustig wurde die Fahrt mit dem pfeifenden Scirocco im Rücken, flotte Fahrt durch Sturm und Gewitter nordwärts. Denselben Weg zurück nach Budua. Doch ganz anders zeigte sich jetzt im abendlichen Dämmerscheine die regengepeitschte Küste, vergrämt, mürrisch, weinerlich, erschrecklich öd.

Früher als sonst rief die Glocke zum Souper. Aus Gründen der Vorsicht und Rücksicht auf — Glas und Porzellan. Wußte man doch nicht, wie sich der Sturm auswachsen werde.

Trotz schwerer See servierte Babich mit sicherer Gewandtheit, nur noch flinker als sonst.

Da in Budua die beiden „Sammetaugigen" ausgeschifft werden sollten, liefen wir diesen Hafen nochmals an. Schauerlich sah sich diese Ausbootung in der Finsternis an. Wie ein Irrlicht tanzte die Kahnlaterne über die schwarzen, erregten Wogen. Die Herren kamen heil an Land. Mit preußischer Fixigkeit (fix

in der Bedeutung: schnell) brachten die wackeren Matrosen das Boot zurück und zogen es hoch.

„Avanti!“

Hinaus ging es wieder in Nacht und Sturm. Regenböen prasselten hernieder und machten den Aufenthalt auf Deck ungemütlich. Der Speisesaal war zwar erleuchtet und geöffnet, aber Tisch und Stühle vorsichtig verstaut, alles Glas und Porzellan beseitigt und verpackt. Babich rechnete mit schwerer See und Sturm . . .

Großartig, überwältigend schön ist die Adria auch in wilder Erregung. Aber gefährlich die Schiffahrt in Küstennähe wegen der vielen Zähne im Meere, der Scoglien. Überall, wo nötig, weisen die Blinkfeuer der Leuchttürme den Seeleuten den Weg. Die Regierung kommt für die Kosten dieser wichtigen nächtlichen Wegweiser auf. Einen großen Brocken Geld verschlingen die schier unzähligen Leuchtfeuer, deren Existenz und tadellose Funktionierung als eine Selbstverständlichkeit hingenommen wird. Um die Kosten fragt man nicht, und über die Regierung wird weiter geschimpft. Das ist landesüblich, eine Spezialität . . .

Der Lerneifer veranlaßte mich, meine Wenigkeit für die Dauer einer Stunde in das Kommando- zugleich Steuerhäuschen einzuschmuggeln. Die beiden Herren vom Nachtdienst, der Schiffskommandant und

der Steuermann, räumten mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ein Plätzchen rückwärts in der Ecke ein. Gleich darauf wurde das elektrische Licht im Häuschen wieder abgedreht.

In nächtlicher Dunkelheit tanzte die Jacht vorwärts, mit halbem Dampf, den heulenden Sturmwind im Rücken.

Auf Momente flammten die Lichtbirnen auf, wenn der Kommandant einen Blick auf die wunderbar genau gearbeiteten Seekarten zur Orientierung werfen wollte. Alsbald herrschte wieder Finsternis im Glashäuschen, gegen dessen Wände der Regen prasselte.

Wie Statuen aus Erz standen die beiden Seeoffiziere auf ihren Posten, gelassen, stumm, in unerschütterlicher Ruhe. Die Blicke voraus in See gerichtet. An die „eisernen Männer" in der Innsbrucker Hofkirche mußte ich denken. Und dann flogen die Gedanken über die gurgelnde, brüllende, wogende See und über die Alpen heim an den Isarstrand. Nicht die Spur von Heimweh, hingegen ein Gefühl tiefster Dankbarkeit für die Gnade, eine solche Reise mit allen denkbaren Nuancen, sogar bei Nachtsturm, in aller Sicherheit mitmachen zu können. Die zwei alterprobten Seeoffiziere in treuester Pflichterfüllung und Fürsorge gewährleisteten ja absolute Sicherheit. In diesem Gefühle war es ein Hochgenuß, diese nächtliche Sturm-

fahrt mitzumachen, zu bewundern die Ruhe, die Kaltblütigkeit dieser „Seebären“. Sind Südländer, Dalmatiner, Kroaten, also Menschen von lebhaftem Temperament, und dennoch diese eiserne Ruhe, diese stumme Energie im Seedienst!

Und welche Sehschärfe ihre Augen besitzen müssen!

„Punta d' ostro!“ rief der Kommandant und lud mich ein, nach dem Blinkfeuer am Eingang in die Bocche auszugucken.

Im ersten Augenblick sah die „Landratte“ durch Nacht und Strichregen überhaupt nichts, dann ein winzig Lichtpünktchen ähnlich dem eines Marienkäferchens in schwüler Juninacht.

Stumm wies das Blinkfeuer des Leuchtturmes auf der Punta d' ostro den Weg.

Von gähnender Nacht und schwarzen Wolken verhüllt, verschlungen war jetzt die Wunderwelt der Bocche.

Immer größer wurde das Leuchtfeuer so treu und beharrlich, je näher die Jacht auf „Berg- und Talfahrt“ durch die gepeitschten Wogen kam.

Ein stiller Gruß voll Dankbarkeit für diese Wegweisung an den einsamen Mann auf dem Leuchtturm, ein dankbarer Gruß an die verhüllte Märchenwelt der Bocche. Dann ein Händedruck und Dankeswort an die beiden Schiffsoffiziere. Den kurzsichtigen

„Landhecht" wollte der fürsorgliche Kommandant in Nacht und Sturm nicht allein von Deck krabbeln lassen. Die Eisenfaust des Kapitäns faßte den Arm und geleitete den Federfuchser die glitschige Treppe hinab, den unteren tropfnassen Gang entlang bis zur Innenstiege, die hinunter zu den Kabinen führt. „Felice notte! Lahko noč!" (Glückliche Nacht! (Italienisch) Leichte Nacht! (Kroatisch). Und flink kehrte der Kommandant auf seinen Posten zurück.

Ein leuchtend Beispiel hingebend treuer Fürsorge gab der wackere Cameriere Babich. Der Himmel mochte wissen, wo der brave Alte bisher stak; noch hatte ich meine Kabine nicht erreicht, war Babich da, um seine Dienste anzubieten. Einer der Schiffsgäste hatte ihm gefehlt, die übrigen Herren waren bereits zu Bette. Geduldig und treu harrte Babich des letzten Gastes. Was der brave Alte sprach, war im Lärm der stöhnenden Maschinen und des Wogenschlages nicht zu vernehmen, die Gesten aber leicht zu verstehen.

„Ljepa hvala! Lahko noč!" (Schönen Dank! Leichte (gute) Nacht!)

Eine Verbeugung, dann verschwand Babich, dieses Muster aller Camerieri.

Für alles war gesorgt, fest zugedreht die Fensterluken; weggeräumt die zerbrechlichen Gegenstände.

Schmunzelnd der letzten Geste des Alten gedenkend, kroch der Federfuchser ins Bett. Ein Knipser und das elektrische Licht verlosch.

Die „Rutschpartie“ im Bette begann. Und wie die Wogen an die trennende Bretterwand schlugen! So ein gierig Wässerlein, lüstern nach Fleisch und Blut eines alten Federfuchsers! „Schäm dich was, schwarze Adria!“

Länger als sonst währte es, dann kam das Sandmännchen doch in die warme Kabine. Und trotz Sturm und schwerer See schlief der Federfuchser prächtig, wie ein junger Gott! Hörte nichts davon, daß mitten in der Nacht das „Piraten“schiff wie schon des öfteren einen Schlupfwinkel in einer stillen Bucht aufgesucht hatte und auch die brave Jacht zur Ruhe gegangen war.

Totenruhe ringsum. Zwielicht in der Kabine. Augenreiben. Ein Blick nach der am Bettgeländer angebundenen Uhr: die vierte Morgenstunde. Das „Piraten“schiff mußte irgendwo vor Anker liegen. Kaum ein Plätschern an der Schiffswand war zu hören. Die Maschine schlief wohl noch. Also noch Zeit zum dolce far niente!

Ein Nachduseln im Halbschlaf, bis Dampf gemacht wurde.

Nun aber raus! Vorsichtig, um den Schlummer

des Nachbars nicht zu stören, die Kabinentür zurückgeschoben und zum „Grafen Almaviva“ gehuscht.

Bei der Rückkehr stand schon Babich, der Mustercameriere, in der Kabine. Alles bereits besorgt für die Morgentoilette. Auf Kroatisch Flüsterworte des Morgengrußes und der Versicherung, daß wir prachtvolles Wetter haben.

In einer Bucht bei Ragusa vecchia hatten wir genächtigt.

Wie der Federfuchser auf Deck kam, passierte die Jacht eben die bereits wohlbekannte Villa Nardelli. Und von der lichtumfluteten Höhe von Cannosa grüßte das Kirchlein.

Ein göttlich schöner, leuchtender Morgen!

O Adria, wie bist du schön, märchenschön!

Lichtblau das reingefegte Firmament, indigofarben und ruhig die See im Canale di Calamotta. Wo zwischen den Inseln der Wind und die Wogen der offenen See herein schlagen konnten, war es an Bord sofort zu spüren, die Jacht begann lustig zu tanzen.

Glänzend eitel Sonnengold lag in verschwenderischer Fülle ausgestreut auf den Bergen und Hügeln der Küste, auf der funkelnden Adria, deren blaue Wellen vom Winde leicht gekräuselt waren und weiße Schaumstreifen trugen, gleichsam duftig zarte Morgenhäubchen.

Und die gute Salzluft! Rein, erquickend frisch!

Post nubila, Phöbus! Nach schwerem Nachtsturm dieser köstliche Sonnenmorgen, ein märchenhafter Dalmatien-Morgen!

Zum Frühstück auf Deck brachte der zweite Kapitän die erfreuliche Mitteilung, daß infolge Anordnung unseres Oberhauptes das erste Ziel der heutigen Fahrt Porto Palazzo, eine Landungsbucht im Osten der Insel Meleda sein werde.

Eine liebenswürdige Berücksichtigung meines Sonderwunsches, die merkwürdige Insel Meleda kennen lernen zu dürfen.

So steuerte denn das schmucke „Piraten"schiff in hellstem Sonnenlicht die langgedehnte Ostseite von Meleda, das südlichste der großen Eilande Dalmatiens, entlang. Eingebettet in kahle oder nur von Gestrüpp bewachsene Hänge viele weißblühende Felder von Chrysanthemen. Buschwald dazwischen, wellige Formation des vulkanischen Bodens.

Mit brennendem Verlangen harrte ich der Landung auf der — Schlangeninsel, dem Dorado der Sandviper.

Auf der Insel Meleda.

Eine neue, fremdartige Welt tut sich auf, je näher das Schiff der Bucht mit dem stolzen Namen „Porto Palazzo“ kommt. Schwarzgrün zeigen sich die Kuppen, der dunkle Fels ist bestockt von der Meerstrandföhre, auch Aleppokiefer genannt; manche Hügelwelle ist von Wachholder und Steineichengestrüpp schwach begrünt, schwarzgrau blaiken Felsen hindurch, der Farbe nach dem norwegischen Syenit ähnlich. Durchzwängen muß sich das Schiff zwischen vorgelagerte winzige Scoglien und Inselchen auf der Fahrt zur einzigmöglichen Landung auf der Ostseite von Meleda. Dampfer mit großem Tiefgang können dieses Sträßlein überhaupt nicht befahren. Nur Küstendampfer vermitteln den bescheidenen Verkehr zwischen Ragusa und Meleda, bringen Wintergäste von Ragusa zu kurzem Aufenthalt in Santa Maria del Lago.

Die physikalisch sehr merkwürdige Insel ist 38 km lang, 2,5 km breit, hat einen Flächeninhalt von rund 99 qkm und eine auf drei Ortschaften verteilte Bevölkerung von 1625 Seelen. Auf den Quadratkilometer

treffen 16 Einwohner, so daß von — Übervölkerung nicht gesprochen werden kann. Wie das auch von ganz Dalmatien mit 41 Menschen pro 1 qkm durchschnittlich nicht behauptet werden kann.

Die gebirgige Insel hat einige Tälchen, von denen das größte, in welchem das Dorf Babino polje liegt, eine Länge von knapp drei Kilometer besitzt. Der Getreideanbau ist so gering, daß er nicht entfernt den Bedarf der von Sardellenfischerei lebenden Bewohner deckt. Gering ist auch der Ertrag der Olivenkultur; besser jener der Weinproduktion, doch fehlt die Verwertung. Spärlich ist die Holzausfuhr, wiewohl der ärarische Wald (pinus maritima) 2500 ha umfaßt. Doch das soll bald anders werden, denn die von der Wiener Regierung eingesetzte Kommission, der selbstverständlich der Statthalter von Dalmatien angehört, will verschiedene Maßnahmen zur Hebung der Landeskultur und der ökonomischen Lage der armen Bevölkerung von Meleda treffen, auch soll der bisher nahezu unbenützte Staatsbesitz auf dieser Insel nach Möglichkeit ertragsreich gemacht werden.

Die Reisehandbücher werden „schwärmerisch“, in specie werden gewisse Wege inmitten tropischer Vegetationspracht auf Meleda über den Schellenkönig gelobt; sonst aber wissen die „Führer“ von dieser Insel auffallend wenig zu sagen. Die sogenannten historischen

Angaben schreibt einer vom anderen ab, mitunter ungenau, so daß die Namen der römischen Kaiser schwanken, die unbequem gewordene oder zu wenig höfliche Heerführer auf die entlegene Insel strafweise in die Verbannung geschickt haben sollen. Und auch die Namen der Verbannten stehen nicht ganz fest. Einer der in Ungnade gefallenen Römer soll in der landungsfähigen Bucht einen Palast erbaut haben, daher der stolz klingende Name: Porto Palazzo. Und der Sohn des Palasterbauers soll ein hervorragender Dichter gewesen sein und über Meleda ein Poem verfaßt haben, das den Imperator veranlaßte, die Verbannung aufzuheben.

Von dem antiken Palazzo sind heute noch einige Ruinen vorhanden. Von den Trümmern des Palastes dürften die Fischer sich ihre armseligen Steinhäuser erbaut haben, die in ihrer Verwahrlosung und Baufälligkeit einen üblen Eindruck machen.

Man beeilt sich, diesen Hafen in den Rücken zu bringen und in ein hübscheres Gefilde zu gelangen. Der eiligen Wanderung über den Hügel zur Tropenpracht stellt der steinige Weg erhebliche Hindernisse entgegen. Auf felsigem Grund liegt eine Unmenge spitzigen und scharfkantigen Gerölls, das den Marsch zur Höllenqual gestaltet. Die süßen Salbeidüfte ringsum können diese Marter nicht hindern. Wenn es im

alpinen Schnaderhüpfl heißt: „Der Weg zu mei'm Dirndl ist stoanig . . .“, so ist zu sagen, daß es im gesamten Alpenzuge einen ähnlich steinigen, niederträchtigeren Weg nicht gibt, und daß das allerschönste Dirndl von St. Maria del Lago, die heißesten Dirndlküsse nicht genügend locken könnten, „aus Liebe“ diesen Pfad zu wandern.

Wie elegante Damen aus Ragusa mit papierdünnen Schuhsohlen diesen Marterweg wandern, vermag ich mir nicht zu denken.

Ist der Steinsattel erreicht, dann wird der Weg besser, das entsetzliche Geröll bleibt zurück, es beginnt die Belohnung für die Strapaze, ein Zauberreich tut sich auf. Die Vegetationspracht spottet der Beschreibung; herrlich, wunderbar zeigen sich Pinien von seltener Größe und Kronenbreite, Aleppokiefern mit hellem Nadelgrün, das an die Zedern des Libanon gemahnt; zwischen Waldbeständen breitet sich die Macchia, immergrünes dichtes Gebüsch, und vielfach sind zu finden der Erdbeerbaum, Myrte und Pistazie, Steinlinde und der großbeerige Wachholder in Hülle und Fülle. Die Erica arborescens erstarkt hier baumförmig. Lorbeer und Ölbäume massenhaft. Kein Wunder ist's zu nennen, daß solche Üppigkeit legendär wurde. Die alte Sage weiß von einem Pinienzweig zu erzählen, der das überreich gesegnete Gefilde illustrierte: der Pinienzweig enthielt

oben ein Vogelnest, unten Austern, ihn sandte der verbannte Sohn dem Vater zum Zeichen, daß es schon zum Aushalten sei in diesem Verbannungsorte . . .

Der gut gewordene Weg führt durch wahrhaftige Tropenpracht hinab zu einem See. Und vom gegenüberliegenden Ufer grüßt der wuchtige Bau eines ehemaligen Benediktinerstiftes. Das alte stolze, mit Loggien gezierte Gebäude ist abermals ein vollgültiger Beweis für die Tatsache, daß Klosterherren zu allen Zeiten es verstanden haben, in den schönsten und ertragsreichsten Gefilden ihre Siedelungen zu errichten. Ein Feinschmecker in bezug auf Naturschönheit, ein Kenner der Bodenbonität sondergleichen muß der Gründer des Klosters St. Maria del Lago gewesen sein. Südländer dazu, an warmes Klima von jung auf gewöhnt, denn die Temperatur ist sehr — südlich.

Ein Märchen bietet sich dem überraschten Auge. St. Maria del Lago ist ein allerliebstes Inselchen im See, und See und Inselchen befinden sich auf — der Insel Meleda. Der Weltenschöpfer muß ganz besonders guter Laune gewesen sein, als er dieses Naturmärchen schuf. Der malerische See erhält sein Wasser durch einen bachähnlichen Kanal vom Meere, daher schmeckt es salzig, und die blaue Flut bevölkern Adriafische, hauptsächlich Sardellen, dann aber vortreffliche Austern und Steckmuscheln von stattlicher Größe.

Es ist ungewiß, wann das stolze Kloster auf dem weltentrückten Eilande errichtet wurde; es heißt einmal, das Benediktinerstift bestand schon im 11. Jahrhundert, zum andernmal wird behauptet, der Bau sei im 12. Jahrhundert begonnen worden. So hundert Jährchen spielen ja keine große Rolle! Auch soll ein bosnischer König die ganze Insel Meleda an einen Cattarenser Nobile „geschenkt" haben, worüber die „verschenkten" Benediktiner vermutlich „hochentzückt" gewesen sein dürften. Und im 14. Jahrhundert soll die Republik Ragusa die ganze Insel Meleda „gekauft" haben, was dieser Republik nicht sehr ähnlich sieht.

Findige Kerls müßten jene türkischen Korsaren gewesen sein, Leute mit feinen Nasen und guten Augen, die im Jahre 1572 den Weg nach St. Maria del Lago fanden und das Kloster ausgiebig geplündert haben. Die Weltentrücktheit schützte die Mönche also nicht vor Brandschatzung. Ungefähr 158 Jährchen später muß das Benediktinerstift die erlittene Schädigung nicht nur vollauf überwunden, sondern auch überflüssig viel Geld in der Schatzkammer gehabt haben, denn der Abt Ignazio Giorgi ließ auf Klosterkosten ein sündteueres, dickes Buch (Venedig 1730) drucken, das die welterschütternde Frage behandelte, ob St. Paulus bei Malta oder bei Meleda — Schiffbruch erlitten habe. Das kostspielige Opus rief eine ganze Literatur hervor,

die Frage war von enormer Wichtigkeit; das Kloster wünschte aus lokalpatriotischem Interesse natürlich den Entscheid im Sinne, daß St. Paulus an der Küste von Meleda scheiterte, und ließ ohne Rücksicht auf die Kosten — weiter drucken.

Wie das weltentlegene Stift zu soviel überschüssigem Gelde gelangte, sagt die Chronik nicht. Mit der Produktion von Öl und Wein, mit dem Holzhandel wohl kaum. — Es dürften die von der Regierung beabsichtigten Maßnahmen zur Kulturhebung und Forstausnutzung Knacknüsse sein, die aufzubeißen nicht gerade leicht sein wird.

Der wuchtige, uralte Klosterbau mit seinen massiven Quadermauern soll umgebaut, die Räume und Mönchszellen in Wohnungen für Sommer- und Wintergäste verwandelt, das Kloster zu einer Touristenstation modernisiert werden behufs Erschließung der landschaftlichen Reize der kleinen Insel St. Maria del Lago und der großen Insel Meleda für den Fremdenverkehr. Ob man diese Modernisierung mit der projektierten Summe von 70 000 Kronen wird bewerkstelligen können, erscheint mir ziemlich fragwürdig. Das Bauen in solcher Welteinsamkeit dürfte sehr kostspielig werden. Noch teurer die Wasserbeschaffung. Das trutzige wuchtige Ex-Kloster bewohnen zurzeit der k. k. Förster mit Familie nebst Forstgehilfen und der

Pfarrer. Diese Inwohner sind auf das Trinkwasser einer im Klosterhofe befindlichen Zisterne angewiesen. Sommer- und Winterfrischler der modernisierten Fremdenstation werden mit der schönen Lage, mit der Tropenpracht der Vegetation kaum zufrieden sein, für ihr Geld frisches Quellwasser und sonstiges fordern.

Eigentümerin des ehemaligen Klosters ist die k. k. Forst- und Domänen-Direktion Görz, die aus diesem Besitz Nutzen ziehen möchte und der Meinung ist, daß ein Umbau, die Errichtung einer modernen Fremdenstation Gewinn bringen werde.

Hand in Hand mit diesem Projekte soll die Durchforstung der Staatswaldungen auf Meleda gehen. Gewiß wird die Schlägerung oder Abstockung Nutzen abwerfen, wenn der Holzverkauf zu günstiger Zeit und richtigen Preisen stattfindet, und wenn die Bringungskosten nicht hoch sein werden.

Einstweilen knüpfen sich an diese Staatswaldungen, gemeiniglich Forst von Govegjari genannt, sehr interessante Erinnerungen an Ereignisse der letzten zwei Jahre. Der Staatsforst von Govegjari „erfreut" sich einer unerwünscht starken Verbreitung von Giftschlangen, in specie der Sandviper, deren Gift die stärkste Wirkung von allen Giftschlangen Europas hat und deshalb sehr gefürchtet ist.

Auf Anregung des für Dalmatien eifrig tätigen

Sektionschefs R. Riedl im Handelsministerium hat die Forstdirektion in Görz, die von der starken Verbreitung der Sandviper auf Meleda Kenntnis besaß, im Jahre 1910 zwölf Stück indische Schleichkatzen, auch Mungo (herpestes pallidus) genannt, kommen lassen in der Absicht, diese gegen Gift immunen Todfeinde der Schlangen in jenen Gegenden Dalmatiens auszusetzen, wo die Giftschlangen, die Sandviper, zur Plage der Bevölkerung geworden sind. Zu diesen Gegenden gehören das Berggebiet von Cattaro, die Krivošije und der Forst von Govegjari auf Meleda.

Die in ihrer indischen Heimat billigen Mungos (das Stück kostet rund zwei Kronen) wurden in Käfigen im Sommer 1910 auf einem Lloydschiffe nach Triest gebracht. Die Tiere hatten die weite Reise trotz mangelhafter Pflege recht gut überstanden und kamen frisch und munter in Triest an. Zur Akklimatisierung wurden die Schleichkatzen alsbald auf die Insel Curzola gebracht und dort in zwei großen Käfigen vom Forstpersonal verpflegt. An Nahrung reichte man: Eier, Milch, Sperlinge, Mäuse und Rindfleisch. Das zuweilen vorgelegte Schaffleisch blieb unberührt. Die Nahrungsaufnahme erfolgte so spärlich, daß man schon im August beschloß, die Mungos baldigst in Freiheit zu setzen, und zwar mit Rücksicht auf das südliche Klima

und wegen der starken Verbreitung der Giftschlangen auf der Insel Meleda.

Da man Kenntnis von dem starken Trinkwasserbedürfnisse der Tiere während der Reise von Indien nach Triest hatte, wurde auf Meleda eine Stelle im Forste Govegjari auserwählt, die eine Süßwasserquelle hat und gut zwei Kilometer von der Meeresküste entfernt ist. Hier wurden die zwölf Schleichkatzen in Freiheit gesetzt. Und an dieser Stelle legte das Forstpersonal regelmäßig rohes Geflügelfleisch als Nahrung für die erste Zeit aus. Die Kontrolle ergab, daß diese Nahrung, vermutlich nachtsüber, angenommen wurde. Immer spärlicher wurde jedoch die Nahrungsaufnahme; im Oktober wurde das Geflügelfleisch völlig verschmäht, daher die Futterauslegung eingestellt.

Von Forstleuten wurden gegen Ende des Jahres 1910 Schleichkatzen in gutem körperlichen Zustande gesehen, und zwar ziemlich weit von der Aussetzungsstelle entfernt. Im Januar 1911 wollten Inselbewohner sogar ein Weibchen mit einem Jungen gesehen haben. Diese Angabe konnte auf Wahrheit nicht kontrolliert werden.

Der Süßwassermangel auf Meleda ließ üble Folgen befürchten, besonders im Falle, daß die Schleichkatzen notgedrungen Meerwasser schöpfen würden. Tat-

sächlich wurden bald darauf zwei Mungos in einer Bucht tot aufgefunden.

Das größte Interesse konzentrierte sich begreiflicherweise auf die Frage, ob die Schleichkatzen sich von Giftschlangen nähren, sich als Vipernvertilger bewähren. Die lokale Boden- und Bestandesbeschaffenheit im Forste Govegjari schließt die Spurenbeobachtung aus, wie auch die Durchwanderung der Vipern wegen mit Vorsicht betätigt werden muß. Zudem wurden die Schleichkatzen bald nach ihrer Freilassung sehr scheu, so außergewöhnlich heimlich, daß ihnen nicht mehr anzukommen, jegliche Beobachtung unmöglich war.

Bis Mitte des Jahres 1911 wurden im Staatsforste Govegjari nur die Reste einer einzigen zerstückelten Viper und mehrerer Eidechsen größerer Gattung gefunden. Man weiß aber nicht, ob diese einzige Viper von einem Mungo getötet und angeschnitten wurde. Demnach konnte man von einem Erfolg der Akklimatisierung der Schleichkatzen und der erhofften Schlangenvertilgung nicht sprechen. Seither ist eine Änderung insofern eingetreten, daß die Schleichkatzen nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu spüren, sozusagen von der Insel Meleda verschwunden sind. Ein Mungo wurde tot aufgefunden, das Tier wies eine Bißwunde auf, die vermuten ließ, daß ein Marder die Schleichkatze getötet hat. Steinmarder kommen auf Meleda

trotz des Süßwassermangels vor. Aber es ist nicht eben wahrscheinlich, daß Marder die Mungos vernichtet haben. Es können die übrigen Schleichkatzen dem Süßwassermangel zum Opfer gefallen sein; vielleicht liegen die Kadaver im Gestrüpp des Staatsforstes. Kommt es zur Durchforstung, so werden wenigstens die Gerippe der Mungos zu finden sein.

Als Hauptstellen, wo sich am meisten Giftschlangen auf Meleda befinden, sind zu nennen: Planjak kodvodica, Slatna gora (Goldberg) und Govegjari. Unweit des Dorfes Govegjari wurde Ende Mai 1912 ein Bübchen von einer Sandviper gebissen. Auf das Geschrei des Kleinen kam just noch rechtzeitig die Mutter herbeigesprungen, die durch sofortige Aussaugung der Bißwunde das Leben des Kindes rettete.

Nach den zwar sehr interessanten, aber unerfreulichen Erfahrungen wird die Forstdirektion wohl nur wenig Lust verspüren, den Versuch mit Aussetzung von Schleichkatzen auf Meleda zu wiederholen. Da die Angelegenheit besonders große Kosten nicht verursacht, soll einer Wiederholung der Versuche das Wort geredet sein. Ein Fachmann und Spezialist für Schlangenforschung empfiehlt die Aussetzung des gewöhnlichen Igels (Schweinigel), der ja auch immun gegen Schlangengift sein soll. Ich glaube nicht, daß an den braven Igel und seine Tätigkeit in bezug auf Viperntötung

große Hoffnungen geknüpft werden dürfen, da der Igel des Süßwassers genau so wie die Schleichkatze bedarf und nicht gezwungen werden kann, an der Quelle im Forste Govegjari zu verbleiben. Auch dürfte es fraglich sein, ob der deutsche Igel die tropische Sommerhitze von Meleda vertragen kann.

Es will mir scheinen, daß die Inselbewohner die Existenz des Otterngezüchtes nicht tragisch nehmen. Die Bewohner von St. Maria und der Umgebung brauchen sich allerdings um die Giftschlangen in keiner Weise zu kümmern, denn auf diesem allerliebsten Inselchen gibt es keine Vipern. Der Pfarrer von St. Maria del Lago wünscht sich nur ein — Postamt, sonst merkwürdigerweise nichts . . .

Mit einer Durchforstung, verbunden mit vorsichtig vorgenommener Massentötung in der Staatswaldung Govegjari 2c. dürfte die Vipernplage erheblich reduziert werden.

Sehr karg bemessen sind die Weidmannsfreuden für das Forstpersonal auf Meleda. An einheimischem Raubzeug gibt es den schon erwähnten Steinmarder und den Hühnerhabicht, der anscheinend überall vorkommt. Zur Zugzeit gelingt es zuweilen, Schnepfen und Wildtauben mit flinkem Schuß zu erlegen. Diese Beute bildet dann seltene Leckerbissen auf dem Tische des Försters. Frische Sardellen kann er nahezu täglich

haben. Will er sie in Öl braten oder backen, Ölbäume gibt es mehr als genug. Im Klosterhof stehen alte Ölbäume, Orangenbäume in majestätischer Größe. Kaperngesträuch mit dicken Beeren wächst der Försterin zum Küchenfenster hinein.

Vorzüglich, aber schwer ist der Wein von St. Maria del Lago, ähnlich dem kräftigen Sherry oder Malaga, dessen Beeren man halb eintrocknen läßt und dann erst preßt. Dessertwein, der sehr vorsichtig genossen werden muß und wegen seiner Süße bald widersteht. Ein Gläschen, nicht mehr. Eine Zigarette dazu schmeckt wunderbar. Und schwelgen kann man im Blick auf die Tropenpracht ringsum. Und schwitzen aus allen Poren.

Angesichts der zu Junibeginn bereits reifen Orangen auf den riesigen Bäumen im Klosterhofe kam mir in den Sinn die köstliche Episode von jenem bayerischen Soldaten, der in Athen vor dem Palaste des Königs Otto von Griechenland (Bruders des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, des Königs Max II.) auf Wache stand und mit geteilten Gefühlen die Orangen auf den in der Nähe befindlichen Bäumen beguckte. König Otto kam heran und fragte den mit ihm nach Griechenland gezogenen Landsmann — Otto hatte etliche bayerische Regimenter als Thronstützen nach Griechenland mitgenommen — leutselig, wie dem Soldaten diese

Frucht des Südens, im Freien so herrlich gedeihend, gefalle. Der bayerische Krieger und Landsmann warf noch einen Blick auf die Orangen und sagte dann freimütig nach Bajuvarenweise: „Recht schön, Majestät! Aber a — Radi (Rettig) waar (wäre) mir lieber!"

Mir wäre ein kräftiger Schluck heimatlichen oder Pilsener Gerstensaftes auch lieber als der Wein von St. Maria gewesen . . .

Immerhin war ich sehr zufrieden und dankbar, die märchenschöne Einsamkeit von St. Maria del Lago, diese südliche Pracht gesehen zu haben. Weniger erfreut war ich über den Zwang, auf gleichem Wege über das Geröll hinunter zum Hafen „Palazzo" hüpfen und tanzen zu müssen.

Wenn die Regierung die interessante Arbeit der „Hebung" Meledas beginnt, möge ihre erste Tätigkeit die Erbauung eines gangbaren Weges von Porto Palazzo zum Lago di St. Maria sein . . . Dann aber — Wasser schaffen. Das Meliorationsbureau wird auch dieses Kunststück fertig bringen!

Auf der Insel Curzola.

Wenn der Italiener zum Ausdruck bringen will: „Du kommst wie gerufen!“, so sagt er: ‚Tu vieni come il cacio sui maccaroni = Du kommst wie der Käse auf die Makkaroni!

Wie gerufen, sehr erwünscht und gelegen kam uns für die Fahrt von Meleda nach Curzola der Maestral, der Nordwestwind, der die See leicht bewegt und einen märchenschönen Farbenzauber hervorbringt, wenn vom blauen Firmament die Sonne lacht. Der Maestral bewirkt, daß die tiefblaue Adria im Glanz des Weltlichtes wie Silber schimmert; aus dieser glitzernden Flut ragen dunkel die Scoglien auf, lichtblau duftig zeigen sich die Konturen entfernter gelegener Inseln. Diese Farbensymphonie ist wohl das Entzückendste von allen Reizen, welche die an Schönheit überreiche Adria dem Auge bieten kann.

Für Segelkähne mit Kurs nach Norden ist der Maestral allerdings just nicht erwünschter Wind, denn er vereitelt die Fahrt. Uns auf der Dampfjacht bot er unvergeßliche Eindrücke und Genüsse, die Aug und Herz schwelgen ließen.

Von allen Inseln Dalmatiens ist Curzola die einzige, die heute noch einen besonders respektablen Waldbestand aufweist und deshalb stark gegen die kahlen, hellfarbenen Küstenstriche, z. B. Lesinas, kontrastiert. Im Altertum muß Curzola an dunklen Koniferen sehr bedeutende Bestände gehabt haben, denn Römer und Griechen nannten diese Insel „Corcyra nigra" (das schwarze Korkyra) zum Unterschiede von Korkyra schlechthin, das dem heutigen Korfu entspricht.

Nähert man sich der Insel Curzola, so deutet üppiges Grün auf Fruchtbarkeit und reiche Kultur. Weingärten und Oliveten gibt es in Fülle, dazu erstaunlich viel Weideflächen. Und „steinreich" ist die Insel, berühmt sind ihre Steinbrüche; der weiche weiße Sandstein des Inselchens Petrara, der nicht gesprengt, sondern ausgemeißelt und dann nach Bedarf geschnitten wird, geht als vielbegehrtes Exportfabrikat nach Konstantinopel und Amerika. Die aus Stein geschaffenen Fensterrahmen und Stiegen von Curzola (eigentlich von Petrara) stehen hoch im Preise und erfreuen sich großer Beliebtheit im fernen Auslande.

Des Gesteins wegen ist die See an diesem Gestade von lichtgrüner Farbe, die auf Jachtlänge unvermittelt in das Indigoblau übergeht.

Es heißt, daß der hochberühmte Kreuzgang des Dominikanerklosters in Ragusa eine „gefährliche" Kon-

kurrenz im Kreuzgang der Franziskaner auf dem Inselchen Badia bei Curzola habe. Der Besuch dieses schmucken Klosters lohnt sich und erweist die vielverbreitete Behauptung als richtig. Leider fehlt dem Kreuzgang der Franziskaner in Badia das belebende Gartengrün. Der Klostergarten als solcher ist mit seltener Hingebung gepflegt; nicht weniger betreut der klösterliche Weingarten, von dem die liebenswürdigen gastfreundlichen Mönche einen Tropfen von höchster Güte kredenzten. Ob die Aufschrift im Refektorium mit der Mahnung: „Silentium“ mit dieser köstlichen Weinsorte in irgendeiner Verbindung steht, vermag ich nicht zu sagen. Der schwarzhaarige Pater Kellermeister schmunzelte ob des diesem Weine gespendeten Lobes und zeigte sich unermüdlich im Gläserfüllen. Doch es drängte die Zeit, und es ist der Süßwein eine Gottesgabe, die nicht profaniert werden darf durch — Hockenbleiben.

Hart am Meeresstrande haben sich die Franziskaner ihr wuchtiges Klostergebäude errichtet, die aussichtsreiche Höhe gemieden. Man bevorzugte die windgeschützte Tieflage in der Bucht. Bora und Scirocco sollen oben zuweilen recht ungemütlich wehen.

Das Städtle Curzola! Großer Gott, ist das eine wunderbare Architektur, ein Stück venezianischer Geschichte verkörpert in Marmor und altersgrauem

Gestein! Eine malerische Gruppierung von winzigen Palästen, Patrizierhäusern, Plätzen und Gassen in Miniatur, die ihresgleichen nicht hat auf Erden! Ragusa kann da nicht konkurrieren, nicht aufkommen gegen diese Schönheit eines Stadtbildes aus einer Zeit, die in Stein zu dichten verstand. Heilige Andacht erfüllt das Herz, so man das kleine Gemeindehaus betrachtet, das in seiner Architektur dem Dogenpalast von Venedig ähnelt, ihn beinahe an Schönheit übertrifft! Wie wunderherrlich und hochinteressant ist doch das Haus des Podestà mit der Ruine! Das entzückende Gebäude hat am Portal noch den hochberühmten Türklopfer, den ein Urahne des Bürgermeisters als Geschenk der Republik Venedig erhielt, die denkbar herrlichste Kunstarbeit aus Schmiedeeisen, so je auf diesem Gebiete geschaffen wurde! Und dann der Dom aus dem 13. Jahrhundert als Krone des etwas über 2300 Einwohner zählenden Städtchens.

Die alten Befestigungen, Mauern, Türme, Bastionen, sind größtenteils nur noch Ruinen, aber von malerischer Wirkung.

Unmöglich ist es, einen Vergleich mit diesem Städtle heranzuziehen, denn Curzola steht einzig da. Dies scheint man auch in Wien erkannt zu haben, vielleicht auch die Wahrscheinlichkeit, daß Curzola mit seiner Schönheit, Lage, Klima und Vegetation

bei entsprechender Verbesserung der Verkehrsverbindungen Ragusa überflügeln werde. Die Reichsregierung hat denn auch klug und weise einen bedeutenden Zuschuß zur Erbauung eines neuen, modernen Ansprüchen genügenden Hotels an der Marina gegeben. Nur wer die schrecklichen Unterkunftsverhältnisse in früherer Zeit am eigenen Leibe verspürt hat, vermag den Wert der neuen, behaglichen Gaststätte voll zu ermessen. Es wird von glaubwürdigen Personen versichert, daß das neue Hotel mit seinen 27 hübschen Zimmern und guter Führung eine Wohltat sei, für deren Spendung der Regierung wärmster Dank gebühre.

Die weiße, grellwirkende Fassade des Neubaues wird jawohl bald „nachdunkeln".

Auch ein Strandbad bei Lumbarda wurde geschaffen. Den Verkehr vermittelt einstweilen ein biedermaierischer Omnibus, der sich hoffentlich in Bälde in ein modernes und größeres Fahrzeug verwandeln wird.

Der Badeanstalt in Curzola selbst ist ein baldiger Besuch einer hochstehenden Autorität in Eigenschaft als Kunstsachverständiger zu wünschen, auf daß die unschönen Figuren, die den Eingang zum Bade-Etablissement zurzeit „zieren", mit der Geschwindigkeit eines geölten Blitzes für immer verschwinden.

Die Werft von Curzola (Bootsbau) ist in steigendem Aufschwung begriffen, die österreichische Kriegsmarine bezieht ihre Boote von dieser leistungsfähigen Werft.

Mit ihrer Vegetation kann die Insel Curzola getrost jede Konkurrenz aufnehmen, sogar mit Brazza, das im Rufe steht, zu jeder Jahreszeit wohlriechende Kräuter, Mastix und Erdbeerbaum, den großbeerigen Wachholder und Terpentinbaum, die Zitrone und den Strauch des Johannisbrotes usw. zu haben. Curzola hat zwar recht gute Weine, aber mit den Edelsorten „Rusich" und „Vugava", die auf Brazza wachsen, kann es nicht aufwarten.

Schwer fiel der Abschied von diesem so schönen, interessanten Städtle, das als köstliche Dreingabe auch noch einen faszinierend liebenswürdigen Bürgermeister besitzt. Hätte meine Wenigkeit befehlen können, ich wäre in Curzola sehr gerne „kleben" geblieben für etliche Tage oder Wochen . . .

Inmitten eines interessanten Gespräches über die zuweilen noch vorkommenden Spezialfälle von Blutrache wegen Mädchenverführung auf der Insel Curzola lärmte rücksichtslos die Dampfpfeife unserer Jacht. Es hieß springen, um noch rechtzeitig an Bord zu kommen.

Wenige Minuten später ging das „Piraten"schiff in See. Und kaum war die schöne Stadt Curzola

mit den Lichtlein in gähnender Nacht versunken, rief das Gong zu Tisch. Verdammte „Pressiererei“, die meiner Auffassung nach keinen Zweck haben konnte, am allerwenigsten Zweck, wenn man ein eigenes Schiff zur Verfügung hat. Aus dieser Meinung machte ich bei Tisch kein Hehl, erzielte aber nur ein herzhaft Lachen der Tischgenossen. Und auffallend erschienen mir die zwischen unserem Oberhaupte und dem ersten Kapitän gewechselten optischen Signale, Blicke des Einverständnisses, der stummen Aufforderung zur Schweigsamkeit, der Wahrung eines Geheimnisses.

Verdächtig waren diese optischen Telegramme, verdächtig auch die durch nichts zu begründende Eile des Servierens. Wie bei Hofe wurde serviert, flink, rasend schnell. Und plötzlich, ohne Angabe eines Grundes, verließ der Schiffskommandant den Speisesaal.

„Nanu? Es wird doch in diesen Breiten kein — Eisberg in der Nähe sein?“ glaubte meine verärgerte Wenigkeit spötteln zu sollen. Und meinen Tischnachbar bat ich, weil die Weinflasche über Armlänge entfernt stand, das Amt der Rebekka zu übernehmen.

Überrascht fragte der Nachbar: „W a s soll ich übernehmen?“

„Das Amt der Rebekka! Denn es heißt in der Schrift: ‚Und Rebekka tränkte die durstigen Kamele!‘ Ich bin sehr durstig, Rebekka soll mich tränken . . .“

Eben griff der Nachbar lachend nach der Flasche, da lärmte die Dampfsirene. Und wie hochgemachte Hirsche prasselte die Tischgesellschaft davon, eilte auf Deck.

Was konnte das Signal bedeuten? Gefahr für das Schiff? Warum der Aufbruch der Gesellschaft so plötzlich und wegen der Übereinstimmung so verdächtig?

Wenn schon Gefahr droht oder gar der Untergang, mit dem höllischen Brand in der Kehle wollte ich nicht in der Adria versinken. Ein Glas Opollo wurde geleert, mit einem Schluck. Dann aber sprang auch der Federfuchser auf Deck wie Reineke vor den Hunden.

Ein Knistern drang ins Ohr, ein unerklärliches Geräusch. Forschend wurde der Blick geradeaus gerichtet: ein blendend weißer Schein huschte von unserer Jacht über die schwarze See, geisterhaft waren die Wellen von gleißendem Licht übergossen. Dann drehte sich der Kegel im Halbkreise, das grelle Licht suchte die nahe Küste ab, zitternd, forschend. Und knisternd huschte der weiße Schein wieder nach vorne, die Fahrbahn beleuchtend.

Der Lichtkegel des elektrischen Reflektors suchte die Wasserstraße ab. Ein reizvolles Manöver mit dem Scheinwerfer in finsterer Nacht.

Aber wozu? Ist die Fahrt der Küste von Curzola entlang so gefährlich? Oder suchte das weitreichende Grellicht in diesen Gewässern etwa ein italienisches Torpedoboot?

Die Antwort auf diese Fragen war ein schallendes Gelächter.

Das reizende Manöver mit dem Scheinwerfer sollte zunächst eine niedliche Überraschung für den ahnungslosen Federfuchser sein, ihm die Romantik einer nächtlichen Seefahrt entlang einer Inselküste offenbaren. Zeigen, wie das weißglühende Auge des Reflektors im Ernstfalle den Feind in den entlegensten Küstenwinkeln aufstöbern würde. Und wäre die Jacht ein Kanonenboot oder armierter Kreuzer der Kriegsmarine, so würde der vom Scheinwerfer gefaßte Feind wohl im nächsten Moment den Eisenhagel in die Schiffsrippen bekommen.

Grauenhafte Romantik des Seekrieges. Packend, hochinteressant.

Der Lichtkegel spähte weiter. Der Scheinwerfer begann nun seine praktische Tätigkeit; es galt einen sicheren Landungsplatz für die Jacht ausfindig zu machen. Die Fahrt verlangsamte sich. Nicht den Feind stöberte das Weißlicht auf, wohl aber riß er die Bevölkerung eines Küstendorfes aus Ruhe und Schlummer. Etliche Dörfler waren noch auf, gewahrten das überraschende

Scheinwerfermanöver eines fremden Schiffes und alarmierten das ganze Dorf mit wildem Schreien. Im Nu war das Volk auf den Beinen, jung und alt, Männer, Weiber, Mädchen und Burschen.

Und welch ein Gekreisch, wenn das Blendlicht in die Menschenmenge fiel! Wie da die Hände vor die Augen fuhren!

Der Lichtkegel suchte den kleinen Hafen ab. Befehle erfolgten. Katzengleich huschten etliche Matrosen von der Jacht in ein Boot, im Weißlicht fuhren sie, ein Tau schleppend, auf die im Hafenwasser verankerte Boje zu. Und im Handumdrehen, mit verblüffender Gewandtheit war die Jacht an der Boje vertäut.

Doch inzwischen kam der Hafenmeister in einem Kahn zur Jacht gefahren; er erholte Auskunft über das fremde Schiff und gab nun seinerseits Information über die Seetiefe am Quai. Die Tiefe genügte für die Jacht.

So wurde denn Befehl gegeben, das Tau von der Boje einzuholen.

Ein kurzes Landungsmanöver im Grellicht des Scheinwerfers, und das „Piraten"schiff lag vertäut an der Hafenmauer. Beguckt von der lebhaft schwatzenden Dorfbevölkerung, die sich nicht satt sehen konnte an der schmucken Jacht.

Der Scheinwerfer erlosch.

In diesem Moment hüpfte ein Matrose an Land. Er wird nachtsüber vermutlich — Salbei gepflückt haben . . .

Herzhaft dankte ich unserem Oberhaupte für den Hochgenuß dieser Fahrt im Weißlicht. Dann schlich ich echt „piratenmäßig“ zu Meister Babich, der die Bitte gern erfüllte und grinsend einen Schlummerschluck nach seinem Rezepte verabreichte: halb Cognac, halb Maraschino. Schmeckte prächtig als Abschluß der romantischen Seefahrt an Curzolas Küste . . .

Wie das letzte Licht im „Geisterschiff“ erlosch, wurde auch die Verbindungsbrücke eingezogen . . . .

Nach ruhiger Nacht verließ die Jacht frühmorgens den kleinen Hafen und steuerte in nordwestlicher Richtung auf die Insel Lissa zu. Aber mit dem Gutwetter war es anscheinend alle, das Firmament bedeckt, die See zwar nicht besonders bewegt, aber von schwarzer Farbe, die nichts Gutes kündete. Unheimlich düster, gleichsam abwehrend ragten die Inseln aus dem dunklen Meere auf. Wie ausgestorben schien die See; weit und breit war kein Schiff zu sehen.

Wollte das Weltlicht sich verabschieden und zum letzten Male seine Schönheit zeigen? Für Momente warf die Sonne zwischen eilenden Wolken goldige Strahlen herab, die ein wundersames Farbenspiel hervorzauberten: die Wogen leuchteten in tiefem Blau,

die Inselgestade schimmerten hellgrün, zum Besuche einladend.

Kaum war aber das Weltlicht wieder verhüllt, so schwand all diese Farbenpracht, Meer und Gestade wurden wieder dunkel, grau und schwarz.

Der Ponente (Westwind) sprang auf und blies mit vollen Backen. Die Gardinen am Firmamente wurden endgültig zugezogen. Die See reagierte auf den Ponente und ging zusehends höher. Und trostloser Regen setzte ein, den der Westwind scharf über die gurgelnden Wogen trieb.

Ein mit der Deckreinigung beschäftigter Matrose meinte zum Kameraden: „Mi par, che avremo troppo baba!“ (Mir scheint, daß wir zuviel Brise haben werden!)

„Avremo fortunal!“ (Wir werden bekommen Sturm!) lautete die Antwort.

Und beide Matrosen überließen die Deckwaschung dem klatschenden Regen und zogen sich zurück.

Ungemütlich war es auf Deck geworden.

Im Kommandohäuschen tröstete der zweite Kapitän, daß nicht Sturm, nur stark bewegte See zu gewärtigen sein werde. Und der Regen werde nicht von Dauer sein.

Der brave „Seebär“ behielt recht. Wie die Insel Lissa in Sicht kam, hörte der Regen auf.

Auf der Insel Lissa.

Also auf historischem Boden, der geweiht ist für alle Zeiten, seit Tegetthoff, der unsterbliche Seeheld von Lissa, ihn am 20. Juli 1866 nach siegreich beendeter Seeschlacht betrat.

Den Schauplatz dieses glorreichen Kampfes zu sehen, im Geiste sich Tegetthoffs Großtat zu vergegenwärtigen, darauf war die Sehnsucht gerichtet, alles Interesse konzentriert.

Es hieß jedoch die Ungeduld zügeln, fügsam warten.

Brennende Sehnsucht ist ein schlechter, unaufmerksamer Beobachter. Um die Wahrheit zu sagen: die beiden Städtchen Lissa und Comisa waren mir „wurscht", in sträflichem Maße gleichgültig, denn das denkbar größte Interesse galt dem Schauplatze der Seeschlacht, dieses hochbedeutenden Ereignisses in der neueren Geschichte Österreichs.

Im Raume zwischen den Inseln Lissa, Lesina und Solta, westlich der steilen Küste Lissas, wurde dieser grandiose Kampf zum Austrag gebracht. Mit mari-

timen Waffen, die den modernen Menschen veranlassen, entsetzt die Hände übern Kopf zusammenzuschlagen. Mit sieben gepanzerten Holzschiffen hatte Tegetthoff den Kampf gegen zwölf italienische Panzerschiffe aufgenommen. In der Brust den heiligen Zorn über Unverstand, Dünkel, Krämersinn, aber viel unbeugsamen Mut, eiserne Entschlossenheit. Und im Kopf den Scharfblick des genialen Seemanns.

Wenig angenehme Empfindungen dürfte auch der Admiral Persano gehegt haben, den seine Regierung beauftragt hatte, mit „Handstreich" Lissa zu „nehmen". Vom grünen Tische aus ist das Dekretieren sehr leicht. Admiral Persano bekam Gelegenheit, die wirksame Tätigkeit der österreichischen Strandbatterien kennen zu lernen; nicht einen Mann konnte er an Land bringen, alle Versuche an drei Küstenpunkten mißlangen.

Gegen Morgen des 20. Juli bei bewegter See und hinderlichem Nebel langte Tegetthoff mit seiner unzureichenden „Macht" vor Lissa an, und sofort zum Angriff übergehend nach schneidiger Seemannsart, formierte er drei Divisionen seiner „Holzkästen" in Keilform. Im Vordertreffen 7 Panzerschiffe (Konstruktion jener Zeit), im Mitteltreffen das Linienschiff „Kaiser", 5 Fregatten und 1 Korvette; im Hintertreffen 10 Kanonenboote und sonstiges „Kleinzeug". Eine Armada, mit der nur ein Tegetthoff und

sonst niemand auf der Welt den Kampf aufnehmen konnte.

Auch die Italiener griffen sogleich an und zwar in „Kielwasserlinie“, nicht in Keilform mit Anordnung in Treffen.

Das sehen und im Nu zweckentsprechend disponieren, war eins bei Tegetthoff, der vom Seekrieg erheblich mehr verstand, als so manche Leute am grünen Tisch.

Tegetthoff befahl den Durchbruch der feindlichen Linie zwischen Spitze und Zentrum, Auflösung der Schlacht in Einzelkämpfe. Der von Persano gemachte Fehler sollte österreichischerseits gut und gründlich ausgenützt werden.

Von der drohenden schweren Gefahr merkten die Italiener in der Gier, das Linienschiff „Kaiser“ zu vernichten, nichts; all ihre Bemühungen waren auf diesen Holzkasten gerichtet, der mit Übermacht angegriffen und so übel zugerichtet wurde, daß der „Kaiser“ sich aus dem Gefecht entfernen und Schutz im Hafen von Lissa suchen mußte. Jetzt erst, bereits recht siegesfreudig, richteten die Italiener ihr Interesse auf die anderen österreichischen Schiffe und gaben Breitseite auf Breitseite.

Inzwischen rammte Tegetthoff alles, was — grau angestrichen, als Feind zu erkennen war im fürchter-

lichen Pulverdampf. So erfolgreich, daß bei den Italienern Verwirrung eintrat. Es wird behauptet, aber nicht bewiesen, daß die Italiener sogar — blind geschossen hätten.

Viel Schneid entwickelte der „Affondatore", der mehrmals österreichische Schiffe zu rammen versuchte; erfolglos, weil die Österreicher sehr gewandt auswichen.

Der Kampf tobte unablässig weiter, bis das österreichische Admiralsschiff „Ferdinand Max" an das Panzerschiff „Rè d'Italia" geriet, das Tegetthoff sofort angriff und so heftig rammte, daß beide Schiffe sich aus der See hoben, der „Rè d'Italia" eine furchtbare Bresche in der Gegend des Fockmastes erlitt und sich auf die Seite legte. Im Moment, da der „Ferdinand Max" zurückging, schoß das Wasser in die riesige Bresche, der „Rè d'Italia" sank augenblicklich.

Wie gelähmt vor Schrecken waren die Italiener. Das Feuer wurde für kurze Zeit eingestellt.

Tegetthoff griff weiter an. Der „Palestro" geriet durch österreichisches Feuer in Brand und verließ mit Kurs Nordwest das Schlachtfeld. Die italienischen Schiffe begleiteten ihn, angeblich in der Meinung, daß die Maschine des „Palestro" nicht gestoppt werden könne. Tegetthoff gab Befehl zur Verfolgung. Bevor jedoch die österreichischen Schiffe neuerdings angreifen

konnten, flog der „Palestro" unter gräßlichem Krach in die Luft. Die italienischen Schiffe gaben die Schlacht verloren und ergriffen die Flucht. Als glorreicher Sieger lief Tegetthoff im Hafen von Lissa ein. Den Jubel kann man sich denken.

Der italienische Admiral Persano wurde unter Anklage gestellt und vom Senate in Rom am 15. April 1867 strafweise seines Amtes enthoben.

Die Belohnung für Tegetthoff, der im Range eines Konteradmirals die Schlacht bei Lissa geleitet hatte, bestand in der Ernennung zum Vizeadmiral. Im Jahre 1868 wurde der Seeheld Oberkommandant der Marine und Chef der Marinesektion des Reichskriegsministeriums, auch Herrenhausmitglied.

Die Insel Lissa „erfreut" sich der größten Entfernung vom Festlande, und Wien ist weit weg. Dennoch wurde sie von der Regierung nicht vergessen und erhielt neben anderen Verbesserungen eine sehr gute Straße, welche die Orte und Städte untereinander verbindet, der Saumweg-Qual ein wohltätig Ende bereitete. Das Klima ist ozeanisch infolge der hinausgerückten Lage, sehr mild, ermöglicht sogar den empfindlichsten Gewächsen ein gutes Fortkommen und Gedeihen. In der Umgebung der Stadt Lissa soll es über 200 Palmen geben, die angeblich prächtig gedeihen.

So trutzig die Felsen wie Pfeiler ragen, auf dem

Gestein wächst doch ein Wein, der seit Alters her schätzt wird; schon Agatharchides bei Ptolomäus sp vom Lissaner Rebensaft mit Begeisterung. Eine S Lissaner Wein, den roten Opollo, hatten wir tä im schwimmenden Hotelche zu Tische, zu meiner vol Zufriedenheit. Wenn es wahr ist, daß die Insel jäh an 60 000 Hektoliter Wein exportiert, können die W händler des Eilandes zufrieden sein.

Zu einer unerwarteten Weinprobe kam ich Städtchen Comisa, einem richtigen Fischernest Westen der Insel Lissa. Nach dem „Walde“ von hannisbrotbäumen, von dem einer der „Dalma Führer“ zu erzählen weiß, wurde gefahndet; ein fre licher Ingenieur lootste den Wanderer aber in wundersame Orangerie der Firma Giaconni, wo ersten Male im Leben von im Freien wachsen Bäumen Apfelsinen genommen und mit Beh verspeist wurden. Mit vollem Behagen, denn Orangen waren völlig reif und süß. Und ein Weißwein, Sorte „Vugava“, wurde kredenzt, ein köstlicher Tropfen, der den Altbayer in einen Schw verwandelte. Wenn nämlich ein weinverständ Bayer einen wonnesamen, besonders feinen Re saft auf die Zunge bekommt, bedient sich der Altb unfehlbar der — schwäbischen Mundart durch tation des berühmt gewordenen Schwabensprüchle

„Das isch e zahm(es) Woinche, e süffig Woinche, bei dem bleibet me (wir)!“

Natürlich verstand der Kellermeister nicht ein Wort von diesem schwäbischen Loblied auf den köstlichen „Vugava“, aber den verklärten Gesichtsausdruck des Weinprobierers verstand er zu deuten. Stolzerfüllt schmunzelte der Kellermeister. Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, als wir den Verkaufspreis wissen wollten. Unter keinen Umständen wollte der Mann ihn nennen, denn das sei Geschäftsgeheimnis. Offenbar hielt der Kellermeister den Federfuchser für einen — Weinhändler. Das bin ich nun — leider — nicht, nur Sachverständiger mit einiger Kenntnis für den Einkauf von Weinen in Südtirol und am Rhein. Des Ulkes halber taxierte ich, den Tropfen „Vugava“ nochmals prüfend und schlürfend, diesen Wein absichtlich gering auf 120 Kronen pro Hektoliter. Mit heiliger Entrüstung protestierte der Kellermeister gegen diese beleidigende Preisunterschätzung, denn der „Vugava“ werde mit 140 Kronen verkauft und dieser Preis willig bezahlt.

Am schallenden Gelächter merkte der Mann den Ulk und seinen Reinfall. Nebenbei bemerkt ist der „Vugava“ ein köstlicher Dessertwein, ein — Damenwein. „Nix für uns“, d. h. nicht zum feuchtfröhlichen Kneipen.

Im großen Etablissement Giaconni entdeckten wir auch einen großen Destillierapparat der Kupferschmiede O. E. Hösselbarth in Leipzig-Reudnitz. Ätherische Öle aus Salbei, Lawendel, Rosmarin ꝛc. werden hier gewonnen und nach Frankreich gesendet; von dort gehen sie als „echt französisches“ Erzeugnis nach Deutschland und zurück nach Österreich, wo man sie willig zu dreifachen Preisen kauft.

Die Extreme berühren sich. Von dieser „Duft“-Erzeugungsstätte wanderten wir in eine der sechs — Sardinenfabriken. Das signum urbis von Comisa ist ja die Sardelle; die wichtigste Erwerbsquelle der Comisaner, von denen es heißt, daß sie die fleißigsten Menschen von ganz Dalmatien seien, ist der Sardellenfang. Im nassen Element und noch in der Hand der Fabrikarbeiterinnen wird das Fischlein „Sardelle“ genannt; wie sie aber präpariert ist und im Öl der Blechbüchse liegt, heißt sie „Sardine“.

Mit der Sardinenfabrikation wird wohl Geld verdient, aber zu Millionären werden die Fabriksherren sich kaum hinaufschwingen können; es ist mit Spanien und Frankreich, die sehr billig und gut liefern, nicht zu konkurrieren. Spanische Fabriken liefern das Kilo Ölsardinen trotz Zoll zu 2 Kronen 20 Heller; Comisa kann das Kilo (33 Stück) nicht unter 2,50 Kronen abgeben, da u. a. auch das Öl zu teuer zu stehen kommt.

Man muß das Öl von Italien beziehen, was wegen der Fracht den Preis erhöht; das Zaratiner Öl ist um 24 Heller pro Kilo teurer als französisches und italienisches Öl trotz der erhöhten Frachtspesen. Das sollte man in Zara beachten, um den Absatz des einheimischen Produktes im Inlande erreichen zu können!

Von einer der Fabriken in Comisa weiß ich, daß sie jährlich eine Halbmillion Dosen im Gesamtwerte von 300 000 Kronen erzeugt.

Woran es liegt, daß beispielsweise französische Sardinen viel feiner schmecken, vermag ich nicht zu sagen. Das Comisaner Produkt erzeugt argen Durst, der lästig ist, aber den Lissaner — Weinhändlern zugute kommt.

Bei Comisa erlebte ich eine drollige Episode. Als Tierfreund schimpfte ich sehr erbost über die in allen Karstländern vorzufindende Grausamkeit, die darin besteht, daß man den Eseln nie den Packsattel abnimmt, auch dann nicht, wenn das Tier eine Last nicht zu tragen hat und sich auf der Weide befindet. In meiner Gegenwart machte ein Langohr verzweifelte Anstrengungen, den lästigen Packsattel vom Rücken zu bringen; das Eselchen wollte sich wälzen. In der Absicht, das gepeinigte Tier von dem Tragsattel zu befreien, trat ich zum Esel. Doch mein Begleiter hielt mich zurück und sprach mit allem Ernst, daß man

den Fleck nicht betreten soll, auf dem sich — ein Esel gewälzt habe.

Einen plausiblen Grund konnte mein Begleiter nicht angeben, nur versichern, daß es sich um einen in ganz Dalmatien verbreiteten Aberglauben handle.

Lachend meinte ich: „Vielleicht wird der Mensch — dumm, der den Fleck betritt, auf dem ein — Esel Wälzversuche machte!“

Da es sich um einen weitverbreiteten Aberglauben handelt, ist ein Fingerzeig für die grausame Tierquälerei gegeben, die mir bisher unfaßlich war. Arme Eselchen! Nicht einmal wälzen dürfen sich die Langohre auf dem Karstboden . . .

Österreichisch Capri.

Kein Witz! Reine Wahrheit: es gibt ein österreichisches Capri, eine richtige blaue Grotte, die, wie behauptet wird, sogar schöner „blau" sein soll, wie jene „echte" Grotte auf Capri!

Die Tatsache der Existenz eines österreichischen Capri reibt Marianne Trebitsch-Stein, eine wagemutige Segler-Dame und schneidige Wienerin, ihren Landsleuten sehr niedlich unter die Nase: „Busi, österreichisch Capri! Wieder einmal etwas, was unsere lieben Österreicher nicht wissen!"

Meine „Wissenschaft" war aus den Reisehandbüchern geschöpft, daher wurde „gepenzt", gedrängelt und gebeten, den „Ausflug" nach der Insel Busi zu unternehmen, die von Comisa in südwestlicher Richtung neun Kilometer entfernt, als buchtenreicher Felsbuckel steil aus der Adria aufragt, grob, klotzig, trutzig, unwirtlich dem Äußeren nach.

Das Motiv, daß ich das „echte" Capri ja doch nie sehen werde, stimmte unser Oberhaupt nachgiebig, die Erlaubnis wurde erteilt, der Befehl zur Fahrt nach Busi dem Kapitän gegeben.

Also verließ unsere schmucke Jacht den Hafen der Sardellenstadt Comisa, tanzte an einem olivgrau angestrichenen k. k. Kriegsschiff vorüber und steuerte mit Kurs Südwest in die niederträchtig erregte See. Kein richtiger Sturm, aber ein Wogengang so hoch und schwer, daß die Möglichkeit des Besuches der blauen Grotte von Busi sehr zweifelhaft erscheinen mußte.

So leicht der Name „Busi“ als Plural des italienischen Wortes buso = Öffnung, Loch, zu erklären ist, so schwer ist es, bei hochgehender See in die Grotte zu gelangen.

Schon die Einbootung hatte ihre Schwierigkeiten, das Boot auf den erregten, schaumgekrönten Wogen gebärdete sich wie ein wildgewordenes Reitpferd, das den Reiter nicht aufsteigen lassen will. Mit schwerer Mühe hielten die Matrosen den tanzenden Kahn am Fallreep. Der Kapitän hatte leicht kommandieren mit dem Zuruf an meine Wenigkeit: „Leicht machen! Leicht und flink einsteigen!“

Mit neunzig Kilo Körpergewicht sich „leicht“ machen, ist ein Kunststück besonderer Art, das nur mit harter Mühe gelang und so rasch nicht wieder gemacht werden wird. Die Freude an Marine und Meer kann die Ein- und Ausbootung bei schwerer See gründlich verleiden. Und die Tanzfahrt in einer Nußschale ist zwar sehr interessant, aber kein Vergnügen. Und

wenn dabei der Kapitän das Gesicht in Sorgenfalten zieht, dreinguckt wie eine Katze im Hagelwetter, so sinkt alle Lustbarkeit auf den Gefrierpunkt. Zudem hatte ich wenige Minuten vorher in einem Reisehandbuch gelesen, daß die Einfahrt in die Grotte von Busi nur bei ganz ruhiger See möglich, bei schwerer See sehr schwierig und gefährlich sei.

„Außi möcht i!" So dachte die Landratte für einen Moment, doch kein Ton kam über die Lippen. Es ist in kritischen Momenten immer ein enormes Glück, wenn der Mensch mit dem berühmten „bayerischen Dickschädel" zur Welt gekommen ist. All die Eigenschaften des Bajuvaren kommen da zur Geltung: das Nichtnachgeben, der Starrsinn und Trotz, der „Justament net"-Standpunkt, die Unbeugsamkeit, der Eisenwille, mit einem Worte: der echt bayerische Dickschädel!

Also wurde die Landrattenseele bezwungen, niedergetaucht. „Weil's gleich" ist, ob der Bajuvare im Sturz von einem heimatlichen Prallfelsen das Leben verliert, oder angesichts der Steilküste von Busi in der tiefblauen Adria ertrinkt. Das bayerische Diktum: „Weil's gleich" ist, ist identisch mit Bismarcks „Wurschtigkeitsstandpunkt".

Stimmt genau!

Die infam tanzende Jolle steuerte der Kapitän

„allerhöchstselbst", um das Kunststück: die Einfahrt in das spaltförmige Felsentor der Grotte zu leisten. Fürwahr ein Kunststück! Denn es mußte in der Brandung genau jene Woge benützt werden, die in die Grotte schlug und die Jolle mit hineinnahm.

Der Spaltenge wegen mußten die Matrosen die Ruder knapp vor dem Felsentore blitzschnell einziehen. Und für alle Bootsinsassen lautete der strikte Befehl: „Bücken! Tief den Kopf!" Mit Männerstolz vor Fürstenthronen kommt man bei schwerer See nicht ohne böse Beulen in die blaue Grotte von Busi.

Hochinteressant, spannend, aufregend war die Szene. Wie „Duck"enten hockten die Herren hoher Rangklassen in der Jolle, ein Ruck, und die Nußschale schlüpfte aalglatt durch das Felsentor.

Drinnen waren wir. Das Herauskommen war uns zunächst „gleich".

Die Matrosen griffen nach den Rudern und trieben die Jolle durch den Kanal im finsteren Felsgewölbe, vielleicht 15 Meter lang und ziemlich hoch, so daß die Köpfe gehoben werden konnten.

Ein finsteres Felsenloch, wie es deren daheim massenhaft gibt, allerdings ohne Salzwasser in gurgelnder Bewegung. Enttäuschung also! „Is that all? Nu brat mir eener 'nen Storch!"

Das Boot umschifft eine Felsenecke, der Blick fällt

in die eigentliche Grotte . . . Ein mehrstimmiger Ruf höchster Überraschung, hellsten Jubels! Großer Gott, ist das schön!

Lichtblau die schwach atmende Flut im Zwielicht der Felsengrotte, das denkbar zarteste Blau, so duftig die Farbe, daß das Wasser bei der leisesten Bewegung einen wunderbaren Silberschimmer annimmt. Wie Silber feinster Art glitzern die Ruder im Wasser. Und von oben kommt märchenhaft ein Rotlicht diskretester Abtönung, das mit rosigem Hauch die Farbensymphonie ergänzt zu hinreißender Schönheit.

Was die kleine Flut an blauem und silbernem Licht ausstrahlt, geben die feuchten Felswände spiegelnd zurück, die Feerie wird von rosigem Duft sanft übergossen. Bis auf den Grund ist das Wasser klar, völlig durchsichtig, belebt von Fischen und Quallen, die in munterer Fahrt silberne Furchen im lichtblauen Element ziehen.

Und je mehr das trunkene Auge sich an das märchenhafte Zwielicht gewöhnt, desto mehr offenbart sich von diesem Zauberreich der verschwenderisch freigebigen Natur: der Blick gewahrt im Felsen eine grünlich blaue Öffnung, die das Tageslicht, vielfach gebrochen durch die Salzflut, einläßt, erst türkisfarbig, dann übergehend in ein Graublau, das dann die Farbe des hellsten Himmelsblau annimmt. Eine göttlich

wonnige Feerie, mit einfachsten Mitteln geschaffen durch die innige Verbindung von Karstgestein und Meer.

Und vor dem schmerzlichen Abschied — es ist entsetzlich schwer, sich von dieser domähnlichen Zauberhalle zu trennen — entdeckt das Auge auch noch eine Art von natürlicher Laterne, eine Felsöffnung, durch die ein fahlgelbes Licht gespenstisch in das Märchenreich eindringt.

So laut der Jubel beim ersten Anblick dieser Lichtfeerie gewesen, in heiliger Andacht verstummten die bewundernden Beschauer; kirchenstill war es in diesem kleinen Felsendom geworden. Nur das schwache Atmen der lichtblauen Flut war zu vernehmen.

Welch himmlisch reicher Lohn für die kurze unangenehme Bootsfahrt! Ein Geschenk Gottes, solche Pracht und Herrlichkeit schauen zu dürfen! Wenn es hienieden schon solch märchenhafte Schönheit gibt, wie wird es im Jenseits sein?

Wie seltsam ist es doch, daß ausgerechnet Dalmatien, die Inselwelt dieses vergessenen Königreiches, dieser unbeachteten Perle in der Habsburgkrone, solche Naturwunder, diese unbeschreiblich schöne Feerie in sich birgt! Karstzauber! Wildeste Steinöde und solche Pracht! Ein Dornröschen, das arme und an Schönheit so reiche Sonnenland Dalmatien! Gesucht, gefunden und erweckt will dieses Dornröschen sein . . . .

Für uns hieß es scheiden, stummen, schmerzlichen Abschied von diesem Märchenzauber nehmen. Ein letzter Blick, ein letztes Schauen und Saugen des wonnetrunkenen Auges!

Wer diese Pracht des Farbenspieles mitnehmen könnte!!!

Zurück ging es in die finstere enge Vorkammer. Kräftige Ruderschläge trieben die Jolle zum Felsenspalt, blitzschnell wurden die Ruder eingezogen, die Köpfe sanken nieder, die Rücken krümmten sich demütig. Knapp reichte die vom Ruderschlag entwickelte lebendige Kraft zum Durchschlüpfen der Jolle. Augenblicklich mußten sich nun die Ruderer in die Riemen legen, mit aller Kraft arbeiten, um den Wogenprall der Brandung zu überwinden.

Die Adria wollte uns offenbar nötigen, auch noch die anderen Grotten, von denen zusammen die Insel den Pluralnamen „Busi“ hat, zu besuchen. Und weil wir dazu weder Zeit noch Lust hatten, versuchte die zornige See, unsere Nußschale an die Klippen zu werfen. Doch verhinderten die kräftigen Matrosen mit energischer Ruderarbeit das sicher recht interessante Scheitern an den Sturzfelsen von Busi.

Alles kann der Mensch lernen, auch das Fahren in einer Nußschale auf stürmisch bewegter See und das katzengleiche Klettern an Bord.

„Gut ist's 'gangen, nix ist g'schehen!" Heil und hochbefriedigt erreichten wir das schwimmende, tanzende Hotelche und lachten die Adria aus, die zornig ihre Wogen an die Felsen von Busi warf und ingrimmig dazu brüllte.

Noch ein dankbarer Abschiedsblick auf das österreichische Capri, dann steuerte die schmucke Jacht mit Kurs nach Norden und durchpflügte das Schlachtfeld zwischen Lissa und dem Scoglio S. Andrea.

Spalato.

Fast jeder Besucher dieser größten Stadt Dalmatiens fühlt sich veranlaßt, über Spalato zu schreiben, weil die Lage wahrhaft prächtig ist und unablässig in den Zeitungen verkündet wird, daß die Stadt Spalato (kroatisch: Split) kulturgeschichtliche Sehenswürdigkeiten aufweise, wie sie in der ganzen Welt nicht mehr zu finden seien. Derlei Verkündigungen reizen die Neugier und die Eitelkeit, die sich nach noch so flüchtiger Besichtigung der Stadt und der Ruinen von Salona mit Tinte und Feder Luft machen muß zum Beweise, daß man da gewesen sei und die Welt-Unicata besichtigt habe. Die Spalatiner haben selbstverständlich gegen diese schreibwütige Reklame nichts einzuwenden, sie maulen nur, wenn fremde Federfuchser sich über die zu engen Gäßchen und Mangel an Reinlichkeit hinterdrein lustig machen. Spalato opponiert ganz gewiß nicht gegen den stark wachsenden Fremdenverkehr. Noch weniger der Erbauer des Palastes, der prunkliebende Diokletian, der sich post mortem ganz andere Dinge gefallen lassen mußte, von Ostgoten und Avaren,

später von schauerlichen — Modernisten, die sich im Kaiserpalaste einnisteten, den Kern einer ganzen Stadt hineinbauten.

Die Schreibwut ist entschuldbar, es reizt nahezu alles zum Kritzeln; nicht zum wenigsten Diokletian selbst, den ein Federfuchser zum — Montenegriner gestempelt hat, weil der spätere Imperator in der antiken Stadt Dioklea in der Nähe der heutigen Stadt Podgorica in Montenegro geboren wurde und von Dioklea seinen Namen erhielt. Als „Pensionist“ lebte Kaiser Diokletian in Spalato und zwar in dem von ihm erbauten, „nur“ 30 000 Quadratmeter umfassenden Palaste.

Es ist ergötzlich, all das Zeug durchzusehen, das über Spalato geschrieben wurde. Der „Akt Spalato“ ist durch Ansammlung dieser literarischen Ergüsse sehr dick geworden, viel umfangreicher, als alle Faszikel über Dalmatien zusammengenommen. Natürlich viel „Blech“, schreckliches Geschwätz aufgeblasener Gernegroße, die sich um jeden Preis gedruckt sehen wollten auf Kosten des Rufes der massakrierten Stadt Spalato. Aber es wurde von witzigen Federn manche Drollerie geschrieben. Ob just zum Behagen der Spalatiner, ist eine Frage, die zu beantworten nicht meine Aufgabe ist. Obenan in witzigen Äußerungen stehen selbstverständlich die Wiener Feuilletonisten. Der echte

Wiener witzelt immer auf Reisen. Der „erste Feuilletonist der Kaiserstadt“ schrieb also über Spalato: „Es gibt wenig Städte, über die nicht zu schreiben schwerer wäre als über Spalato. Die Antithesen laufen hier nur so auf der Gasse herum, und die weltgeschichtlichen Erinnerungen schwirren durch die Luft. Diese ganze farbige und turbulente Stadt steht in einem Lusthause des Kaisers Diokletian — man denke nur! Unter der porta aurea — oder ist es eine andere Porta? — logiert jetzt ein Schuster, und das Mausoleum des römischen Kaisers — oder war es seine Badestube? — ist ein Dom geworden. Kaiser und Schuster, Badestuben, Christentum, verfallene Pracht und Nationalkostüme, Mauerreste, blaues Meer: der Dilettant spürt, was daraus zu machen ist. Auch der Künstler spürt es. Aber er wird diesen antiken Sarkophag, in dessen marmornem Schnitzwerk jetzt nur Spinnen und Fledermäuse nisten, ernster betrachten und schweigen. Denn nur schweigend spricht man mit den Toten. — Schon in Spalato tragen die ärmeren Eingeborenen blaue Pumphosen und scharlachrote Gürtel, aber die richtige Operette beginnt erst in Cattaro.“

Mit diesen „witzigen“ Zeilen ist Spalato — erledigt.

Der „Mann von Linz“, wie bissige Wiener Konkurrenten den unerreichbaren Hermann Bahr zu be-

nennen lieben in der Meinung, damit wunderwas für einen „geistreichen Witz“ zu machen, läßt sich über Spalato also aus: „Diese Stadt sitzt in einem Palast. Ein alter Mann hat in seiner Einsamkeit ein Haus gebaut, und in dieses Haus haben sich dann dreitausend Menschen versteckt. Der Tote wehrt sich immer noch und will allein sein. Aber die Lebenden fragen nicht und zwängen sich durch und überall ist Lärm. In die starken alten Mauern haben sie kleine Fenster gebrochen, und blühende Blumen hängen heraus, und lachende Lippen grüßen herab. Ein ungeheures Beispiel starker Menschen ist's, die nichts achten als ihr eigenes, drängendes, schwellendes, brennendes Leben. Es gibt keine Stadt, in der der Ruf des Lebens stärker ist. Von hohen Türmen, aus tiefen Kellern, in engen Gassen, zwischen Säulen, durch Tore jauchzt taumelnd das Leben. Hier sind kaum vierzigtausend Menschen, aber man glaubt sich unter Hunderttausenden. So laut dröhnt der Schritt des Lebens hier . . .“ Köstlich schreibt Hermann Bahr über Diokletian: „Ein dalmatinischer Bauer, der Kaiser wurde, ein glücklicher Feldherr, ein großer Verwalter, ein Künstler war, die Macht verachten lernte, Rom haßte, den Thron verließ und wieder in die Heimat ging, um in großer Pracht ein Eremit zu sein. Salomon und Cäsar und der große Fritz und der zweite bayerische Ludwig in einer Person.

Mit Zügen eines asiatischen Schwelgers, eines Landsknechts, eines aufgeklärten Despoten, eines Artisten und eines Weisen. Vom Feldwebel zum Kaiser. In Ägypten und an der Donau Sieger. Zwanzig Jahre lang Herr der Welt. Mit den Höflingen grausam, Freund der Armen. Ein Organisator. Der Erbauer der Thermen in Rom. Die Christen verfolgend. Und dann nach zwanzig Jahren der Tat, des Ruhmes, der Macht wieder heim. (Wie Shakespeare dann wieder nach Stratford heimritt.) Und sitzt dann noch neun Jahre hier und sieht über das Meer hin und hört noch die heidnische Welt zerbrechen und die verhaßten Christen siegen. Er stirbt, Salona fällt, das Volk flüchtet vor den Avaren in den Palast, den er in seiner Einsamkeit erbaut hat, und der schweigsame Palast verwandelt sich in eine lärmende Stadt."

Nach diesem köstlichen Erguß freute es Hermann Bahr nicht mehr, an den alten Diokletian zu denken. Meister Bahr ging — essen. Und hierüber schreibt er ergötzlich: „Essen ist in Spalato kein Vergnügen. Ein kahler Raum; es riecht wie in einem Keller. Mißmutige Kellner in fleckigen Fräcken. Alles greift sich naß an. Und die Gäste sind der Kellner wert. Leopoldstadt. Daß da draußen, keine hundert Schritt weit, das blaue Meer sein soll, ist unglaublich . . ."

Dann weiter: „Vormittag bei Diokletian, dann

in den slavischen Wogen der Gassen, am venezianischen Rathause vorüber ins Quartier latin, jetzt im Wagen mit einer heiteren Wienerin, die Ibsen spielt, ins Land hinein, das ganz spanisch wirkt. Wirklich, wie um Burgos herum ist die Landschaft hier, in ihrem großen, unmenschlichen, barbarischen Ernst, der die Bäume, jedes Haus, jede Regung eines einzelnen Geschöpfes verschlingt .... Ich suche vergebens das Gefühl zu nennen, das ich hier habe: von einer gänzlichen Leere zugleich und doch auch einer ungeheuren Größe. Als hätte Gott hier zunächst erst bloß den Raum erschaffen, und der stünde nun wartend da, bis Gott ihn später einmal füllen wird."

Ähnlich wie Hermann Bahr schildert Spalato auch Fräulein von Monbart („Hans von Kahlenberg"), nur blumiger, schwungvoller, doch auch ziemlich scharf.

Für Diokletian und seinen Palast hat die Dichterin viel Bewunderung übrig, um so schlimmer werden die Stadt, der Dom, die Verhältnisse behandelt. So schreibt die hochbegabte Dame: „Spalato ist das Mauerrechteck eines anderthalbtausendjährigen Palastes, worin sich heutiges, lebendiges Ameisen- und Holzwurmgetriebe eingenistet hat. Sonst besitzt es noch eine Riva, die belebteste in ganz Dalmatien, ein modernes Hotel mit befrackten Oberkellnern, Post, Telegraph, Stadt-

park und sogar — was kostbarste Seltenheit bedeutet — einen Badestrand. Dies alles bleibt nebensächlich und gleichgültig. Jenes Rechteck, das enge Geviert der Altstadt, ist einzig. In den finsteren Anbau aus für die Ewigkeit gehauenen Granitquadern eingezwängt, angeklebt, ausgepicht, schmiegt und fügt sich das Tagesleben der Kleinen. (Folgt die gewissenhafte Aufzählung der Handwerker.) Aber glorreich werfen von oben Passionsblumen ihren Teppich auch über die Armseligkeit und Geschmacklosigkeit, Nesseln, blaue Skabiosen und kleine, grüne Ebereschenschößlinge sprießen und wuchern aus jedem Riß, in jeder Fuge. Südliche Unbekümmertheit gehört dazu, um solchen Verfall zu rechtfertigen und zu erklären. Ich frage mich, was würde bei uns im Norden mit einer Ruine von ähnlicher Ausdehnung und Bedeutung geschehen? Da würden die Zunftgelehrten kommen und alles aufschreiben und einreihen, dann würde man stützen und verbessern und zeichnen und kleben, zum Schluß stände ein Schutzmann vor jedem Quadratfuß Ruine und die angeschlagenen Verbote würden die starre Blöße der Quadern nett und bunt verkleiden. — Besser ist's schon so, stimmungsvoller und auch gerechter. Die Kleinen gehören hierher . . . Im Dom wird der Gegensatz wohl dramatischer, aber weniger rührend, unechter. Was soll zu diesem düsteren Oktogon mit

plumpen Riesensäulen das Spielwerk von Kerzen, Blumen und Heiligenpüppchen, die heitere Renaissance-anmut der Marmorkanzel oder der moderne Zuckerkand des vielgerühmten sechsstöckigen Campanile? Desto finsterer, unversöhnt und unverwüstlich, verharrt das erste, das Granitne. — Der Zufall läßt uns im Dunkel einen Gekreuzigten entdecken, schwarz, in Bronze, die Speerwunde von Strahlen umschlossen. Er hängt da hinter der Tür, altersgrau, abgetan und vergessen, wie der Erbauer. Sein Grabmal, das des Kaisers und Christenverfolgers, ist das Baptisterium. Winzige dünne Kreuzstäbchen ragen über jeden Vorsprung, auf Tortürmen und Brückenresten .... Vor dem Museum stehen Blöcke und Sarkophage geschichtet. Die Bärtigen in der Toga wieder und die priesterlichen Frauen, der Grabstein irgendeiner Pomponia mit edlen trauernden Jünglingsgestalten unter Fruchtbäumen und vollen Gewinden ... Eine plump naive Darstellung an der Innenseite des Torweges fängt den wandernden Blick: Maria liegt im Bett und die Weiber waschen das Kind, gießen in orientalischer Weise aus der Henkelkanne Wasser aus. Ein altes Weib nennt einer Zweiten die Namen der heiligen und tätigen Frauen. ‚Alles Martyrium' wiederholt der Junge gedankenlos und ehrfürchtig. — Eine bronzene Sphinx auf Löwentatzen gelagert hört zu, in die feier-

liche und hallende Leere des Säulenrundhofes starren ihrer Statuen beraubte Nischen majestätisch und ausdruckslos. Der Galiläer hat gesiegt! Oder doch nicht er. Das kleine, das tägliche und gemeine Leben hat über das Große, das Ungemeine und Tausendjährige gesiegt. Diokletian, der ein vornehmer Mann und ein Philosoph war und seinen Lebensabend als Gärtner beschloß, würde es begreifen. Und darum geschieht Recht. Und wäre es ihm vorausgesagt worden, er hätte genickt und die Rebe festgebunden oder dem Ölbaum neue Bewässerung zugeführt. Der wußte, was dauert, der einsame Mann und Bauherr! — Gegen Abend, mit der Dämmerung, nimmt all das Dämonische und Übermenschliche Formen an, die Mauer wird Gigantenwerk, das Lastbare, Feste und Träge, auf deren Wall die wirren, ziehenden Schatten der Weltgeschichte sich bekriegen. — Der Campanile wächst licht, leicht und sehnsüchtig empor, und das andere bleibt in der Finsternis, immer massiger, schweigsamer und geduckter. — Die Spatzen und die Menschen schlafen."

Schlicht und lieb äußert sich Dora Münch über Spalato: „Durch seine Ausdehnung, seine wundervolle Umrahmung, die im Westen der bewaldete Monte Marjan krönt, durch seinen regen Verkehr ist der Hafen von Spalato der schönste und bedeutendste

dalmatinische Hafen. Eine stattliche Anzahl mächtiger Dampfer liegt vor Anker, auf einer Reihe italienischer Schiffe baumeln Bretter, die mit allerlei Obstarten beladen sind, saftige Früchte, die von dunkelgebräunten Knaben, echten Murillo-Typen, feilgeboten werden." Die freundliche Schriftstellerin beschreibt nun einen ausgedehnten Spaziergang durch die Stadt und den diokletianischen Palast, zählt alle Sehenswürdigkeiten auf und schildert zum Schlusse den Pulsschlag Spalatos. „Der Pulsschlag im Herzen Dalmatiens ist lauter, kräftiger, als in den anderen dalmatinischen Städten. Ohne bestimmtes Ziel wandere ich durch Kreuz- und Quergassen, dunkle Schwibbogen, zwischen hohen Häusern mit alten, gelbbraunen oder grauschwarzen Mauern, grünen oder weißen Fensterläden und gebauchten Gitterkörben. Ganz eigentümlich sind in diese Häuser antike Baufragmente eingefügt, hier ein Relief, dort ein Kapitäl, und stellenweise neigen sich grüne, gezackte Blätter von Feigenbäumen, weiße und rote Oleanderblüten über das alte Gemäuer, symbolisieren das heutige Spalato, in dem die Elegie der Vergangenheit von der blühenden Gegenwart überrankt wird. Überall in diesen engen Gassen braust aus Geschäftsläden und Werkstätten frohes, werktätiges Leben an mein Ohr. — Wenn sich die Dämmerung herabsenkt, entströmt jung und alt den Mauern der

Stadt, um außerhalb derselben, auf der Riva, Erholung zu suchen. Dort flammen jetzt die Lichter auf und vor den Cafés entwickelt sich ein großstädtischer Corso, wie er in dieser Ausdehnung, in diesem Glanze in keiner anderen Seestadt Österreichs zu finden ist. Das Orchester konzertiert, und ein bunter Menschenstrom wogt auf und nieder, viel lebensfreudige Jugend, und die anmutigen Frauen und Mädchen, alle geschmückt wie zu einem Feste. Neben diesem eleganten Corso, in einer dunklen Allee, sieht man das arme, demütige Volk, das sich in seiner dürftigen Kleidung nicht in das strahlende Licht wagt. Eine dichtgedrängte Menge, die zum Teile auf- und abwandelt, zum Teil auf der niederen Steinmauer der Riva sitzt, stillt hier ihr Verlangen nach Luft und Musik. Gegen Mitternacht verhallen die letzten Klänge, die Corsobesucher kehren in die Stadt zurück, und auf der Riva herrscht nächtliche Stille, nur unterbrochen durch den schrillen, weithin hallenden Ruf der Sirene, die die Ankunft oder Abfahrt eines Schiffes verkündet." . . . . . .

Ja, eine ebenso interessante wie schöne Stadt ist Spalato, uralt und sehr neu, reich und arm. Und die Sehnsucht nach Industrie ist teilweise gestillt: der Qualm eines großen Zementwerkes verpestet die Luft und verhunzt zeitweise das herrliche Stadtbild. Die Spalatiner verziehen den Mund und schweigen, wenn man fragt,

wie es möglich war, in Nähe des Hafens ausgerechnet eine qualmende — Zementfabrik erstehen zu lassen. Sie soll sich aber gut rentieren, heißt es. Mag dieses Etablissement alles verhunzen, eines kann der Qualm doch nicht beeinträchtigen: das interessante Straßenleben in Spalato, die Schönheit des dalmatinischen Menschenschlages! Es ist egal, ob man Stadtmenschen oder Landleute der Umgebung betrachtet, der große schöne Wuchs ist diesen Dalmatinern gleicherweise eigen, ebenso die Gesichtsbildung, das ausdrucksvolle Antlitz. In der Stadt ist das schmucke Nationalkostüm verschwunden, um so prächtiger wirkt die Landestracht des Bauernvolkes.

Spalato im Sonnenglanze sehen zu können, ist ein Hochgenuß. Das Schönste aber bietet die Höhe des Berges Marjan, der zwar nur 178 Meterchen hoch ist, aber doch einen märchenhaften Rundblick gewährt. Als ehemaliges Jagdrevier Diokletians wird das Berglein wohl gut bewaldet gewesen sein, später wurde es gründlich abgeholzt und blieb viele Jahrhunderte hindurch kahl. Bis sich die Landesregierung und der Verschönerungsverein des verkarsteten Marjan annahmen, die Statthalterei den Forsttechniker Friedel mit der Aufforstung beauftragte. Dieser Forstmann hat eine großartige Leistung, ein forsttechnisches Kunststück vollbracht, denn die Aufforstung verursachte enorme Schwie-

rigkeiten, erstens das Setzen der Stecklinge, zweitens die Wasserzufuhr zur Befeuchtung der Setzlinge. Hand in Hand mußte dies gleichzeitig geschehen, die heiße Sonne versteht keinen Spaß und ist Todfeindin solcher Jungkulturarbeit. Mit Tragtieren mußte das Wasser auf den Berg geschleppt werden. Und je mehr die Fläche der Jungkultur sich erweiterte, desto unzureichender erwies sich die kostspielige Wasserzufuhr, zumal die Befeuchtung in steter Folge vorgenommen werden mußte. Der tüchtige Forstmann wußte sich zu helfen, er baute Zufuhrswege, um mit Wagen das benötigte Wasser für die Schwarzkiefernsetzlinge auf den Berg zu bringen. Mit dieser Straßenerbauung und der Aufforstung mußte freilich die außerordentlich reich gewesene Flora des Marjan schwer geschädigt werden. Seltene Kinder der Karstflora dieses Berges verschwanden für immer. Dafür erstand im Laufe vieler Jahre ein Schwarzföhrenwald, der für dalmatinische Verhältnisse eine Rarität genannt werden muß.

Eine Prachtstraße in bequemer Steigung führt zum Gipfel. Die Aussicht ist entzückend, eine herrliche Rundschau. Weit kann der Blick schweifen über die blaue See, über die vielen Inseln und Scoglien, die als letzte Ausläufer des Karstgebirges anzusehen sind und auch all die charakteristischen Kennzeichen des Karstes

aufweisen: das zerklüftete Kalkgestein, flache Kuppen, spärlichen Graswuchs. Vom Festlande wurden sie durch Zerstörung der dazwischen gelegenen Mergel- und Sandsteinschichten losgerissen. Zu Füßen weitet sich die Stadt. Und ein Halbinselchen zeigt sich, düster ernsten Eindruck weckend mit den schwarzragenden schlanken Zypressen, die das Halbinselchen umsäumen: der wundersam am blauen Meere gelegene Friedhof von Spalato ist dieses kleine Eiland, die kleine Stätte der Ruhe, der Heimgegangenen. Der malerischste Friedhof auf Erden!

Landeinwärts erblickt man die liebliche Bucht von Salona am Fuße der Kahlberge Koziak und Mosor; in ihrer Einsattelung liegt die alte Paßsperre Clissa, ein interessantes, weißschimmerndes Felsennest. Die Kuppen der Dinarischen Alpen grüßen herüber.

Fruchtbares Land mit üppigstem Grün, graue Karstöde, blaue See.

Wundervoll ist dieser Ausblick, um den die Spalatiner zu beneiden sind.

Wo immer sich die Möglichkeit bot, hat man der Kunststraße auf dem Monte Marjan Aussichtsterrassen eingefügt. Unweit des Gipfels, hübsch in das Koniferengrün eingebettet, von balsamischen Düften umweht, ist eine richtige Waldrestauration errichtet, die einen Aussichtsturm mit Terrasse besitzt. Wenngleich natür-

lich der Rundblick da etwas eingeschränkt ist, hier bei einem Glase guten Dalmatiner Weines das Schauspiel des Sonnenunterganges andächtig zu bewundern, ist eine Spalatiner Spezialität, ein besonderer Hochgenuß.

Einen jetzt schon stattlich herangewachsenen Wald von Schwarzkiefern, die wohl nach und nach durch Auswechslung in Tannen sich verwandeln werden, trägt der Monte Marjan; er birgt aber noch etwas in sich, eine Kostbarkeit in Gestalt von Schwefelwasserquellen, die in ihrer außergewöhnlich starken Zusammensetzung mit Jod- und Bromsalzen eine Heilquelle allerersten Ranges bilden. Die Quellen geben in 24 Stunden etwa 2 Millionen Liter Mineralwasser, das selbst bei schwersten Erkrankungen den aus allen Weltteilen herbeigekommenen Patienten Genesung verschafft hat.

Vom Wasser zum Wein ist der Weg nicht weit. In Spalato muß man aus einem besonderen Grunde den Rebensaft verschiedener Sorten kosten, Spalato bildet nämlich die Grenze zwischen natürlicher und „amerikanisierter" Weinbaukultur. In Norddalmatien bis gegen Spalato herab ist die Rebe „amerikanisiert", gegen die vermaledeite Reblaus gefeit, in Süddalmatien noch nicht. Daraus folgt, daß der in Süddalmatien gezogene Wein ein natürliches Aroma besitzt und viel

besser, würziger schmeckt, wenn — die Philoxera die Wurzeln nicht vernichtet hat, es also überhaupt keinen Wein gibt. Die Reblausgefahr ist so groß, daß wohl auch die Vineten Süddalmatiens „amerikanisiert" werden müssen. In Nähe von Spalato soll die Philoxera bereits verheerend aufgetreten sein.

Was macht auf Rheinfahrten die Reise so köstlich? Sicherlich der wundersame, nicht „amerikanisierte" Rheinwein! Fast noch schöner ist die Dalmatienfahrt, gewürzt mit Wein dieses Sonnenlandes, aber man darf nie vergessen, daß man im — Süden weilt! Südlich das Klima, südlich das Gewächs! Es heißt „bremsen", sehr genügsam und vorsichtig sein! Leute von Erfahrung versichern, daß ein echter dalmatinischer — Kater viel schlimmer als ein ausgewachsener rheinischer — Königstiger und gar nicht umzubringen ist . .

Unserem lieben Kapitän war es zu verdanken, daß inoffiziell, also heimlich, ohne Vorwissen unseres Oberhauptes, in die Schreibstube der Jacht eine Flasche köstlichsten Rebenblutes zur Probe gebracht wurde. Der „Wissenschaft" halber. In Wahrheit wollte der charmante Kapitän mein — Gesicht glänzen sehen und hören, was der Bajuvare zu diesem Tropfen sagen, welcher Sprache der Federfuchser sich bedienen werde. Umständlich, sehr gewissenhaft wurde die Weinprobe vorgenommen; mit all dem Raffinement und Ver-

ständnisse, das man durch längeren Aufenthalt am Rhein erwirbt. Erwartungsvolle Stille, gespannte Mienen. Alsbald erglänzten: die Augen, die freudestrahlenden Wangen, der kahle Grind, der ganze Bajuvarenschädel! Und von den wonnezuckenden Lippen kamen die Worte: „Vino eccellente, dobro vino, vrlo dobro, vino iz vrstno!“ (Ausgezeichneter Wein! Guter Wein, sehr gut, ein Wein außer der Reihe! [Was in der slovenischen Sprache den Superlativ zum Ausdruck bringt.])

Groß war das Hallo! Der liebe Kapitän krümmte sich vor Lachen und freute sich wie ein Schneekönig über diese Weinbeurteilung im drolligen Sprachgemengsel von Italienisch, Kroatisch und Slovenisch.

Der Superlativ: „iz vrstno!“ wurde zum geflügelten Wort an Bord, das Lachsalven auslöste, wenn es auch bei unpassender Gelegenheit zitiert wurde. So beispielsweise bei Füllung des letzten Glases aus der Probeflasche. „Bog živi iz vrstno!“ (Gott erhalte Sie — außer der Reihe!) meinte der liebe Schiffskommandant und lachte sich die Augen feucht.

Just in diesem Moment fiel ein Blick auf das am Schreibtische liegende Reiseprogramm. Wie weggeblasen war alle Fröhlichkeit und Lust! Kündete doch das Schriftstück offiziell und unabänderlich: Letzte Nacht an Bord der Jacht!

Elegische Abschiedsstimmung erfaßte den kleinen Kreis trauter Freunde. Und diese Elegie vermochte später der Besuch einer geselligen Veranstaltung in der schmucken Stadt nicht zu beseitigen. Der Federfuchser blieb für diesen Abend ein — Kopfhänger.

Am strahlend schönen Morgen wurde die Stadt Spalato verlassen. Die letzte Fahrt ging in den „Garten Dalmatiens", in die lieblichen Gefilde der „Sedam Kastela", der „sette Castelli", der „sieben Kastelle", in die wundersame Bai Canali!

Wenn nicht das schönste, sicher das fruchtbarste Gestade Dalmatiens ist die paradiesische Riviera zwischen Spalato und Traù.

Sie im Sonnenglanze eines wonnigen Morgens zu sehen, ist ein Hochgenuß, den das Reiseprogramm zum Schlusse der wunderherrlichen Jachtfahrt aufgespart hatte.

Dem bewaldeten Monte Marjan ging es entlang, von köstlicher Brise umweht fuhr die Jacht parallel mit dem langgestreckten Gebirgswall des Monte Koziak (Ziegenberg), vorüber an der von Weingeländen und Oliveten umkränzten Küste. Zum Schutze gegen die Türken waren einst mehr als ein Dutzend Kastelle erbaut worden, von denen sieben erhalten blieben, die der Riviera den Namen gaben. Der Gebirgszug

des Monte Koziak schützt diesen Erdenwinkel vor rauhen Winden, die Riviera erfreut sich eines außerordentlich milden Klimas und dadurch der üppigsten Vegetation. Öl und Wein gibt es in bester Qualität massenhaft. Vorerst noch schüchtern nisten sich Villen ein, erbaut von Leuten, die den Wert dieser paradiesischen Gegend zu schätzen wissen und das nötige Geld besitzen. Die denkbar beste und größte Zukunft wird die Riviera der sieben Kastelle haben, wenn die Regierung kräftig eingreift und die im Entstehen begriffenen Pläne privater Unternehmer ausgiebig fördert. Österreich hat wahrlich alles, sogar die Riviera Frankreichs und Italiens! Carpe diem! Nütze den Tag, die Zeit!

Leicht wird das freilich nicht sein. Schlimm sind ja die Verhältnisse, die nicht in Kürze, nicht mit Gewalt gebessert werden können. Reiche Grundbesitzer, arme Kolonatsbevölkerung. Es ist leicht gesagt und gewettert, daß die Regierung das Kolonat aufheben, die üblen Verhältnisse ändern und bessern soll. Sehr leicht ist der Hinweis auf Goethe, sehr bequem und witzigbissig die Behauptung, daß die dalmatinische Statthalterei den Ausspruch Goethes gar nicht kenne, wonach eine große Revolution nie Schuld des Volkes, sondern die der Regierung sei! Goethe hat gewiß die dalmatinischen Verhältnisse nicht gemeint, als er schrieb: „Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald

die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind.“ Richtig und zuzugeben ist allerdings, daß man sich in früheren Zeiten, Jahrzehnte hindurch des Landes Dalmatien nicht erinnerte und demgemäß für zeitgemäße Verbesserungen nichts tat. Das wird nun aber geschehen, manches ist auch schon in Angriff genommen. Die Regierung muß eben auch — rechnen, auf die Reichsfinanzen Rücksicht nehmen.

Sehr richtig schildert Hermann Bahr diese Riviera als „den schönsten Weg, den Österreich hat“. Wenn dieser Meister der Feder aber Agaven, besonders schief stehende Agaven sieht, wird er unglaublich bissig auf die österreichische Regierung, der er alle Sünden seit Bestand des Kaiserreiches und sehr gerne Goethe und sonstige Klassiker „vorrupft“, wenn ihm ein gepfefferter Ausspruch hiezu geeignet erscheint. Wie die Regierung aber die Verhältnisse bessern, das Kolonat beseitigen, die Gutsbesitzer entschädigen, aus welchen Quellen die Regierung die nötigen Millionen schöpfen soll, darüber sagt der große Meister Bahr klüglich keine Silbe. Zuzugeben ist allerdings und hierin hat Bahr recht: Das Regieren ist Aufgabe der Regierung, nicht die der Schriftsteller. Letztere sollen es aber unterlassen, dreinzureden, wenn die Literaten nicht angeben können, wie die Regierung die Sache besser machen, und woher sie die Mittel nehmen soll. Bissige Witze sind da ganz

überflüssig, schädigen die Sache, das Ansehen der Regierung und den Ruf des Meisters der Feder.

Meister Bahr ist Österreicher. Der Österreicher, besonders der Wiener, muß nörgeln über österreichische Verhältnisse, muß über die Regierung schimpfen, ansonsten ist ihm nicht wohl. Und ist just kein Minister da zum „verreißen", so wird ein anderer Beamter „fürig'fangt", schließlich genügt auch ein Bezirksvorstand zum „Zerzupfen". „Verrissen" muß werden! Um jeden Preis, denn sowas lesen die Österreicher für ihr Leben gern! —

Die Vegetationspracht dieser Riviera ist geradezu unbeschreiblich, feenhaft schön und üppig. Und unmöglich zu sagen ist, wo diese Pracht kulminiert.

Die wundersame Fahrt durch den „Garten Dalmatiens" endet glanzvoll bei dem völlig venezianisch gebauten Städtchen Traù mit einer der schönsten und interessantesten Kirchen romanischen Stiles des ganzen Landes. Der Dom von Traù ist hochberühmt, ein Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst. Freunde naiver Gestaltung auf dem Gebiete der Skulptur kommen am Portal dieser Kirche wie auch im Innern voll und ganz auf ihre Rechnung.

Sehr erfreulich ist, daß in Traù Neubauten sich dem alten venezianischen Baustil einfügen müssen. Es wird erzählt, daß der kunstverständige Thronfolger

auch hier einen segensreichen Einfluß ausübt, daß die Anpassung an die Bauart der alten Zeit bezüglich neuer Häuser sein Verdienst ist.

Was man in diesem reizvollen, ja entzückenden Städtle von Wünschen, Hoffnungen und Klagen hört, läßt erkennen, daß die Intelligenz von Traù sehr schlaue Köpfe in sich birgt. Nach meiner Wahrnehmung herrscht im mittleren Teile des Sonnenlandes überhaupt die Auffassung, daß man alle Wünsche auf Meliorationen und Subventionen in das modern gewordene Rubrum: „Fremdenverkehr" stecken muß, um Geld zu bekommen, das dann für ganz andere Zwecke und Dinge, die mit dem Fremdenverkehr gar nichts zu tun haben, verwendet wird. Unter dem Feldgeschrei „Fremdenverkehr" fordert die Bevölkerung viel zu viel, sie hat auch viel zu laut geschrien, und mit dem übergroßen Lärm die kompetenten Kreise stutzig gemacht, den maßgebenden Instanzen in Erinnerung gebracht, daß drängelnde Schreier von Selbsthilfe gar nichts wissen, alles vom Staate haben wollen, und nicht immer die fleißigsten Arbeiter sind . . . Eine gewiße Selbsterkenntnis und Bescheidenheit wäre wohl am Platze.

Wandert man durch das Städtle Traù, sieht man auf den kleinen Plätzen die zur Trocknung ausgelegte Schafwolle und die Chrysanthemenblüten, so könnte

man auf den Gedanken kommen, daß diese Produkte die einzigen Erwerbsquellen der dünnen Bevölkerung seien. Dem ist aber nicht so. Am stark entwickelten Tabakbau können freilich nur kinderreiche Familien lohnende Beschäftigung finden; je mehr Hände, auch der Kleinen, desto mehr Tagelohn. In den ärarischen Tabaklagerhäusern zu Traù sind Vorräte edelster Tabaksorten aufgestapelt; die Besichtigung ist ebenso interessant, wie schmerzlich, denn die Bunde köstlichster Tabakblätter sind käuflich nicht zu haben. Der Himmel mag wissen, wer diese Edelsorten rauchen darf! Ich leider nicht . . . .

Die Stadt soll von den Griechen gegründet worden sein und ursprünglich „Tragurion" geheißen haben. Ein griechisches Überbleibsel aus dem dritten Jahrhundert ist im Klosterhofe von San Nicolò eingemauert. Die Herren von Traù bilden die „bunte Reihe" durch die Jahrhunderte hindurch: Griechen, Römer, Slaven, Ungarn, Venedig. Dem Löwen von S. Marco, dem venezianischen Charakter der Bauten verdankt das Städtle den geradezu bestrickenden Reiz. Dazu kommt, daß die alten Bauwerke in ihrer Schönheit unverändert erhalten geblieben sind. Venedig, Italien, die klassische Zeit, all das ist zu finden im österreichischen Städtle Traù. Der Österreicher aber sagt geringschätzend: „Ach was! Das gehört ja uns!" Und deshalb inter-

der anderen Inseln in duftiger Ferne. Und darüber blaut der Himmel Dalmatiens, des wahrhaftigen Sonnenlandes . . .

Ein letztes wonniges Diner an Bord. Ohne Tischreden, nur mit Blicken der Dankbarkeit auf unser Oberhaupt, ein stilles, weihevolles Neigen und Leeren der Weingläser. Wunderschön, ergreifend ist diese Art stillen, warmgefühlten, dankbaren Abschiedstrunkes von jenem noblen Manne, der in seiner Huld und Güte diese Jachtfahrten ermöglicht hatte.

Um vier Uhr nachmittags trat Zara in Sicht, die liebgewordene, nette Stadt, nett trotz ihrer „weißen" Wand . . .

Ein Stündchen später war die märchenschöne Jachtreise beendet.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Werke von Arthur Achleitner

„Admont". Roman aus steierischen Bergen. Zweite Auflage. 8°.
Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Im Grenzdienst. Roman. 8°.
Geheftet 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Das Hennendirndl. Roman vom Kiemsee. 8°.
Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Der Leibeigene von Krawarsko. Erzählung aus Kroatien. 8°.
Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Das Schloß im Moor. Roman. Zweite Auflage. 8°. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Gendarm Lampls Sturmzeit. Erzählung aus der Alpenwelt. 8°.
Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Der Bahnwächter. Erzählung. 8°.
Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 2. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Gendarm Lampls Sturmzeit. Erzählung. 1912. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Admont. Roman aus steierischen Bergen. 1911. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Das Hennendirndl. Roman von Kiemsee. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Exzellenz Pokrok. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Ein gekaufter Mann. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Tugendloses Gestein. Eine Gewerksnovelle aus Steiermark. 1906. 8°. Eleg geb. 4.—
— Sport bei Hof. Roman. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Im Grenzdienst. Roman. 1910. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Der Leibeigene von Krawarsko. Erzählung. 1910. 8°. Eleg. geb. 5.—

Alter, Wilhelm. Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/1849. 1912. gr. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Feldzeugmeister Benedek und der Feldzug der k. k. Nordarmee 1866. Lex. Oktav. 1912. Eleg. geb. 22.—

Arminius, Wilhelm. Frauenkämpfe. Ein Novellenbuch. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Stieß-Kandidat, Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens. 1908. 8°. Zwei Bände. Eleg. geb. 8.—
— Die neue Laterne. Roman aus dem Oberlehrerleben. 1911. 8°. Zwei Bände. Eleg. geb. 8.—

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Dritte Auflage. 1909. 8°. Eleg. geb. 6.—

Consentius, Ernst, Alt-Berlin. 2. Auflage. 1911. 4°. Mit 10 Abbildungen auf Tafeln und 2 Plänen. Eleg. geb. 6.—

Delebba, Grazia. Der Efeu. Sardinischer Dorfroman. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Duncker, Dora. Die heilige Frau. Berliner Theaterroman. 1905. 8°. Zweite Auflage. Eleg. geb. 5.—
— Bergeholz Söhne. Roman. 2. Aufl. 1912. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Graue Gasse. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Jugend. Novellen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Maria Magdalena. Roman. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Das Perlenbuch. Neue Novellen und Skizzen. 1910. 8°. Eleg. geb. 4.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 2. Aufl. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Altweibersommer. Zweite Auflage. 1910. Eleg. geb. 4.—
— Aphorismen. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Rittmeister Brand. Erzählung. Vierte Auflage. 1911. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. 6.—10. Tausend. 1911. 8°. Eleg. geb. 2.—
— Dorf- und Schloßgeschichten. 12. Aufl. 1912. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Fünfte Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Erzählungen. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Das Gemeindekind. Erzählung. 14. Auflage. 1912. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glaubenslos? Erzählung. Vierte Auflage. 1911. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 9. Aufl. 1911. 8° Eleg. geb. 5.—
— Die unbesiegbare Macht. Zwei Erzählungen. Dritte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Miterlebtes. Erzählungen. Vierte Auflage. 1911. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Drei Novellen. 4. Auflage. 1912. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Das Schädliche. Die Totenwacht. Zweite Aufl. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Gesammelte Schriften. Zehn Bände. 8°. In 10 Bdn. eleg. geb. 45.—
— Alte Schule. Erzählungen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage. 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
— Unsühnbar. Erzählung. 9. Auflage. 1911. 8°. Eleg. geb. 6.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Ausgewählte Erzählungen. Drei Bände. 1910. 8°. In 3 Halbfranzbände geb. 12.—
— do. —, Luxus-Ausgabe auf Van Geldern. In 3 Kalblederbände geb. 46.—
— Bertram Vogelweid. Erzählung. 3. Auflage. 1911. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Zwei Komtessen. Neunte Auflage. 1910. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. Vierte Auflage. 1912. 8°. Geb. 1.—
— Genrebilder. Erzählungen. 3. Auflage. 1910. 8°. Eleg. geb. 6.—
Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 9°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50
Fischer, E. L., Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Großgeist das höchste Menschenideal. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Systematische Anleitung zur Willens- und Charakterbildung. 1910. gr. 8°. Eleg. geb. 4.—
Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Auf der Sonnenseite. Novellen, Erzählungen und Skizzen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bittersüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Erich Hetebrink. Hamburger Roman. Zwei Bände. 1907. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 2. Aufl. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Vierte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°.	Eleg. geb. 6.—
— Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch. 1906. 8°.	Eleg. geb. 5.—
— Mannelin. Das Schattenspiel einer Jugend. 1910. 8°.	Eleg. geb. 4.—
— Novellen und Märchen. 1907. 8°.	Eleg. geb. 6.—
— Theobald Hüglin. Roman aus Schwaben. Zweite Auflage. 1908. 8°.	Eleg. geb. 5.—
— Im farbigen Reigen. Gedichte. 1909. 8°.	Eleg. geb. 4.—
Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°.	Eleg. geb. 4.—
Gottschalk, Hermann. Onkel Erasmus. Eine Börsengeschichte. 1908. 8°.	Eleg. geb. 5.—
Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°.	Eleg. geb. 4.—
— Ring und Stab. Zwei Erzählungen. 1905. 8°.	Eleg. geb. 5.—
Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°.	Eleg. geb. 4.—
— Vom Markte der Liebe. 1907. 8°.	Eleg. geb. 4.—
Heyking, Elisabeth von. Ille mihi. Roman. Zwei Bände. 1912. 8°. 6. Aufl.	Eleg. geb. 12.—
— Briefe, die ihn nicht erreichten. 85. Auflage. 1912. 8°	Eleg. geb. 6.—
— Der Tag Anderer. 23. Auflage. 1905. 8°.	Eleg. geb. 5.—
Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Sechste Auflage. 1907. 8°.	Eleg. geb. 6.—
Höcker, Paul Oskar. Dodi. Roman. 2. Auflage. 1911. 8°.	Eleg. geb. 6.—
Hoffmann, E. T. A., im persönlichen und brieflichen Verkehr. Herausgegeben von Hans von Müller. 1912. 8°.	Vier Bände, eleg. in Halbfrz. geb. 28.—
Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°.	Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°.	Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Vierte Auflage. 1911. 8°.	Eleg. geb. 5.—
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Sechste Auflage. 1910. 8°.	Eleg. geb. 5.—
— Der Hexenprediger und andere Novellen. 3. Aufl. 8°.	Eleg. geb. 5.—
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°.	Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. Zweite Auflage. 1907. 8°.	Eleg. geb. 5.—
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°.	Eleg. geb. 5.—
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°.	Eleg. geb. 3.—

Hoffmann, Hans. Der eiserne Rittmeister. Roman. 3. Aufl. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—
— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. Zweite Aufl. 1909. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 2. Auflage. 1906. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 15.—

Jensen, Wilhelm. König Friedrich. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 13.—
— Sonne und Schatten. Roman. 2. Aufl. 1909. 8°. Eleg. geb. 7.—
— Eddystone. 3. Aufl. 1912. 8°. Eleg. geb. 5.—

Krokisius, Theodor. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Lent, Gertrud. St. Quirein in den Wiesen. Novelle. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Charon's Nachen. Roman. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

Marti, Fritz. Die Schule der Leidenschaft. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

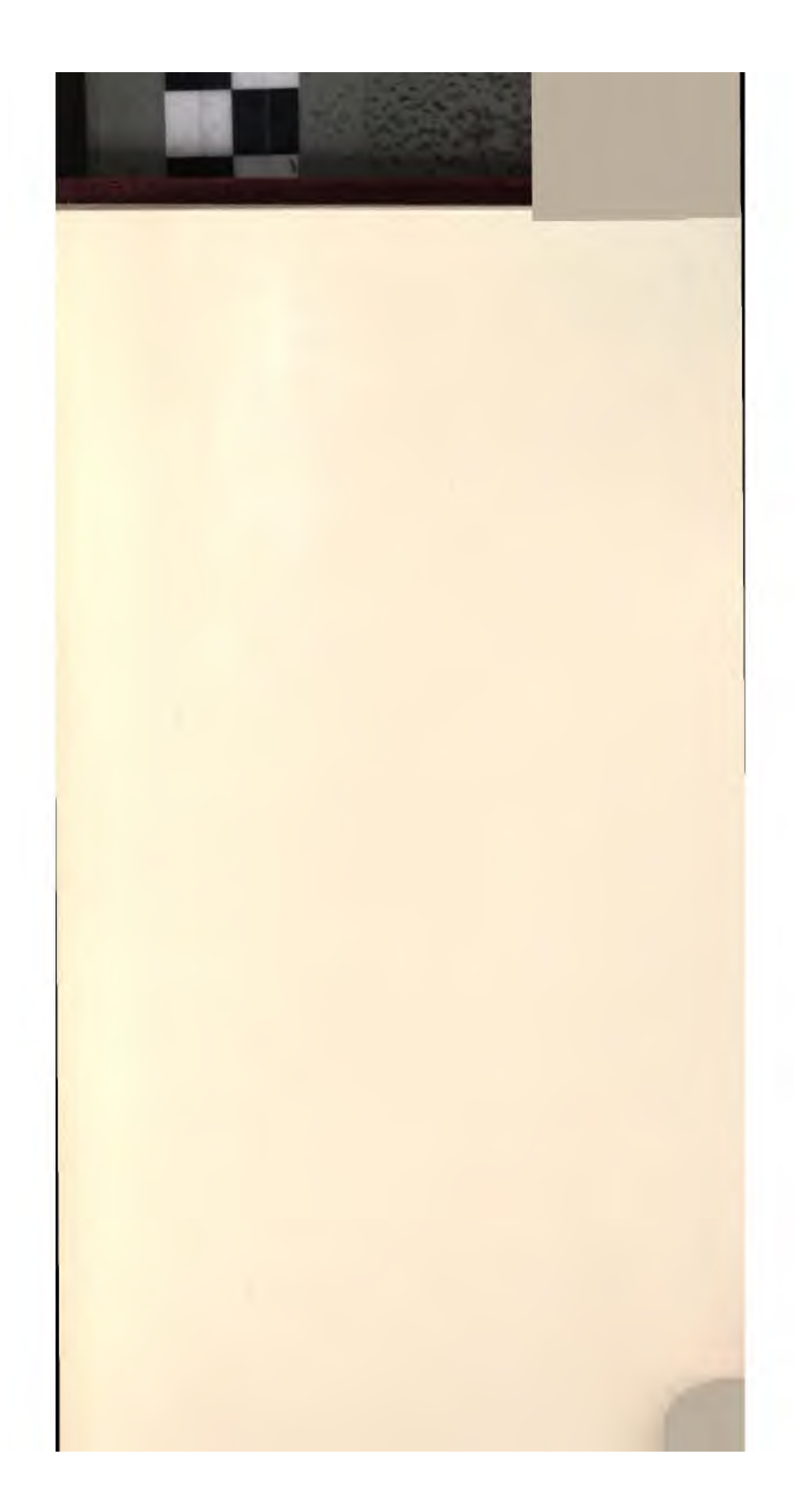
Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. 4. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Stilleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glücksuchende Menschen. Erzählungen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Mell, Max. Jägerhaussage und andere Novellen. 1910. 8°. Eleg. geb. 4.50

Meyerheim, Paul. Adolf von Menzel. Erinnerungen. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. 1906. 8°. In Originalband 6.—

Petersdorff, Dr. Herman von, Friedrich der Große. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. 3. Auflage. Mit 280 zeitgenössischen Bildern, 26 faksimilierten Schriftstücken, Beilagen und Plänen. 4°. 1911. Eleg. geb. 10-

Pi[illegible]
Ra[illegible]
Raf[illegible]
— [illegible]
— [illegible]
Rei[illegible]
— [illegible]
— [illegible]
Rode[illegible]
— [illegible]
— [illegible]
— [illegible]
Rogg[illegible]
Rößle[illegible]
Sachs, [illegible]
Schubi[illegible]
— Es [illegible]
— Geb[illegible]
— Die [illegible]
— „Gl[illegible]
— Pete[illegible]
— Prin[illegible]
— Refo[illegible]



Druck von G. Bernstein in Berlin.